



MIKE CROFT

Thriller

TIEF

DUMONT e
BOOK

Warnung aus dem Ozean

MIKE CROFT

TIEF

Thriller

Aus dem Englischen von
Theda Krohm-Linke

Ein riesiger Pottwal strandet unerklärlicherweise an der englischen Küste. Kurz darauf werden weitere Wale in der Themse gesichtet, und schließlich schwimmt eine unüberschaubare Anzahl der Tiere mit hoher Geschwindigkeit auf die Badestrände zu ...

Im Gegensatz zur hysterischen Öffentlichkeit vermutet der Meeresbiologe Roddy Ormond, dass die Tiere die Menschen nicht angreifen, sondern ihnen etwas mitteilen wollen: eine Warnung, die er zusammen mit der Journalistin Kate Gunning entschlüsseln möchte. Ihre Nachforschungen bringen die beiden schon bald in große Gefahr. Denn die Antworten liegen in der Tiefe des Ozeans – dort, wo die Katastrophe ihren Anfang nahm.

Prolog

Erst bei Einbruch der Dunkelheit hatte Blackfin sich so nah an den Strand herausgewagt. Es war eine warme Augustnacht, aber es regnete in Strömen, und der Mond war hinter dichten Wolken verborgen. Das Meer war hier schmutzig, und die Wellen spülten über seinen breiten Rücken. Unerkannt dümpelte er im ablaufenden Wasser. Rechts von ihm ragte ein merkwürdiges Bauwerk – Brighton Pier – ins Wasser hinein, stach in den Bauch des Meers, und er beobachtete die Menschen, die darauf herumliefen. Was ein Rummelplatz war, wusste er natürlich nicht, aber er spürte, dass die Menschen spielten. Die Lichter, die sie anscheinend so sehr mochten, blitzten und blinkten. Sie spiegelten sich im verregneten Meer, während der Lärm, in dem die Menschen sich so freudig bewegten – donnernde Rhythmen, klingende Glocken, kreischende Sirenen –, über den Pier hinausbrandete und die Umgebung erfüllte. Die Menschen schrien und jauchzten, während sie in ihren wahnsinnigen Maschinen herumwirbelten.

Auch Blackfin hatte einmal gespielt. Damals war er noch jung gewesen. Als er zum ersten Mal mit seiner Junggesellenherde in den kalten Ozean gezogen war, hatten sie bei Sonnenuntergang Scheinkämpfe miteinander ausgefochten, sie hatten sich gejagt, geschubst, tot gespielt und angeberische Mätzchen gemacht. Knapp unter der Oberfläche waren sie durchs Wasser gerast, hatten sich aufgebäumt und waren dann spektakulär in die Luft ge-

sprungen. Oder sie hatten sich tief im nahrungsreichen Polarmeer irreführende Botschaften geschickt; er hatte sich den Bauch mit trägen Tintenfischen vollgeschlagen, jedoch signalisiert, dass es kaum Beute gab. Aber das war schon eine Ewigkeit her, und die Zeit zum Spielen war vorbei.

Blackfin war ein ausgewachsener Pottwal, riesig und mit Kampfnarben bedeckt. Mit dem Alter war das Bedürfnis nach Einsamkeit gewachsen. Er lebte allein an den Polen des Planeten und gab sich dem uralten Rhythmus hin:tauchen, fressen, aufsteigen, an der Oberfläche schwimmen, atmen, tauchen, fressen, aufsteigen, an der Oberfläche schwimmen, atmen. So gefiel es ihm. Einmal im Jahr, vielleicht auch nur einmal in zwei Jahren, machte er sich auf den Weg in wärmere Gewässer, um sich zu paaren. Wenn er auf eine etwa zwanzigköpfige Herde stieß – zwei oder drei alte Weibchen, fünf oder sechs geschlechtsreife Weibchen, ein Dutzend Jungtiere –, dann blieb er von einem Vollmond bis zum nächsten bei ihnen. Eine Zeit lang war es ganz angenehm, von den jungen Walen verfolgt zu werden. Er brachte ihnen alles bei, was sie über Routen, Nahrungsgebiete und Jagdtechniken wissen mussten. Aber er hielt es selten lange aus, so sehr sehnte er sich nach der Einsamkeit.

Was hatte ihn jetzt getrieben, seine fischreichen, einsamen Tiefen zu verlassen, um in unbekannte, flache Gewässer zu schwimmen?

Er war schon seit einigen Wochen unterwegs. Bei Tagesanbruch hatte er das Ende der Welt erreicht. Das Meer, das zwischen zwei Landmassen lag, war hier flach und schmutzig, ein stinkender Tunnel, durch den er sich schob. Überall waren Menschen – Schiffe und Boote in jeder Größe, Röhren und Kabel unter Wasser, Netze, denen man ausweichen musste, überall

Schmutz – und dann noch der Lärm, unablässiger Lärm, der die Schallwellen durcheinanderbrachte, bis sein Gehirn schmerzte. Aber er hatte alles ertragen, bis er gegen Mittag an seinem Ziel angekommen war. Dann hatte er gewartet.

Er wartete noch immer, und als die Nacht halb verstrichen war, meldete Blackfins scharfes Gehör neuen Lärm. Am Ende des Piers hatte ein Nachtclub aufgemacht. Die hypnotische Musik drang durch die Mauern und vibrierte in den Tausenden von Metallstrebien. Von dort strahlte sie in eine verständnislose Unterwasserwelt aus. Auch am anderen Ende des Strands nahm der Lärm zu. Pubs und Clubs unter der Esplanade füllten sich, und das betrunkene Geschrei von Männern und Frauen walzte die Küste entlang und übertönte den Regen und die langen Seufzer des Meers.

Es war schon beinahe Tag, als Blackfin seine Wache beendete. Endlich lag der Pier verlassen da, die Lichter waren ausgeschaltet, und die Clubs an der Promenade hatten ihre Gäste ausgespuckt. Noch eine Stunde hatte es gedauert, bis Ruhe in diese seltsame Menschenwelt einkehrte: Männer und Frauen hatten sich grunzend in dunklen Ecken herumgedrückt und waren dann doch, jeder für sich allein, nach Hause gegangen; junge Männer hatten die letzten, fettigen Reste ihres Kebabs oder Burgers gegessen und die Verpackungen achtlos auf den Strand geworfen; zwei Männer hatten aufgehört, sich zu prügeln, weil sie so betrunken waren, dass sie nur noch auf dem Kies umeinander torkelten. Als schließlich alle Spielarten menschlichen Lebens verschwunden waren, senkte sich so etwas wie Stille über die Küste bei Brighton.

Blackfin blies, und fünf Kubikmeter Gas schossen aus seinen heißen Lungen in die Luft, wo sie sich zu einer kühlen Fontäne

aus Dampf verdichteten. Seine flache, mächtige Schwanzflosse schlug aufs Meer. Selbstbewusst stieß er ins Wasser und schwamm innerhalb weniger Sekunden mit höchster Geschwindigkeit. Er hinterließ eine schäumende Bugwelle, als er durchs Wasser pflügte. Er fühlte sich stark. Er spürte das Rauschen der Geschwindigkeit, und das Land kam schneller auf ihn zu, als er denken konnte.

Am Strand sah ihn nur ein streunender Hund kommen; kläglich jaulend machte er einen Satz, als das große Lebewesen sich plötzlich wie ein Ungeheuer aus der Schwärze erhob. Blackfin fühlte seinen mächtigen Körper erzittern, als er aufs Land aufschlug. Eine Kaskade von Kieselsteinen explodierte in die Luft. Erschreckt hoppelte der Hund davon, als die Fontäne sich über ihn ergoss.

Jetzt war Blackfins Lebenskraft zur Ruhe gekommen. Seine Macht hatte sich in Hilflosigkeit verwandelt, und er hatte seine unendliche Wasserwelt gegen einen steinigen Streifen Land eingetauscht. Alle Gefühle waren aus ihm gewichen, auch die Verzweiflung, die ihn zu diesem Akt getrieben hatte, und die schreckliche Angst, die nur der Tod beenden konnte.

Im Grand Hotel, dessen pompöse viktorianische Fassade aufs Meer blickte, ahnte niemand etwas. Die Gäste schliefen in ihren Betten, und das Nachpersonal döste in fensterlosen Räumen, während ein Wal versuchte, die Welt zu retten.

Teil I

1

»Sie sind aus *Kalifornien* nach Clacton-on-Sea gezogen?«, fragte Roddy.

»Ja, hab ich doch gesagt«, antwortete Joe Farelli.

Roddy schloss die Autotür ab und blickte den kleinen Amerikaner skeptisch an. Die Falten um seine Augenwinkel kräuselten sich spöttisch-amüsiert. Joe und er kannten sich erst seit ein oder zwei Minuten, seit Roddy sein klappriges Auto auf der Promenade von Clacton geparkt hatte, aber ihr Gespräch nahm bereits kontroverse Züge an.

»Und hier wollten Sie WhaleWorld errichten? Eine Investition in Millionenhöhe? Hier? In Clacton?«

»Na toll«, murmelte Joe. »Ein besonders schlaues Arschloch an seinem Arschtag.«

»Ähm ...«, sagte Roddy nach einer kurzen Pause. Er war sich nicht ganz sicher, wie er auf die Beleidigung reagieren sollte. Aber Joe, dessen kahler Schädel mit dem dünnen grauen Pferdeschwanz in der frühen Morgensonnen glänzte, war bereits dabei, ausführlich zu erläutern, warum er in einem heruntergekommenen englischen Badeort ein Delphinarium eröffnen wollte. Roddy nickte, amüsiert und verärgert zugleich, während er sich die mit Kraftausdrücken durchsetzten Erklärungen anhörte.

»Haben Sie etwa nie einen Fehler gemacht?«, schloss Joe und hob resigniert die Hände. »Und jetzt habe ich hier einen verrück-

ten Killerwal, Dr. Großkotz. Deshalb habe ich Sie angerufen – wir sollten ihn uns mal anschauen.«

Links lag das Meer und rechts die Stadt, und sie marschierten nebeneinander her, zwei Männer, wie sie unterschiedlicher nicht hätten sein können: Roddy war groß, hatte Haare (die dringend geschnitten werden mussten) und ein Gesicht, das recht attraktiv wirkte, trotz des hervortretenden Kinns und dem Ausdruck der Erschöpfung um die tief liegenden Augen; er war mager und sah aus, als könne er etwas zu essen vertragen. Seine Kleidung wirkte ein wenig heruntergekommen, so als ob sie geflickt, gewaschen und gebügelt gehörte. Man hätte sie auch einfach wegwerfen können. Joe hingegen war klein, unersetzt, kahlköpfig, gekleidet wie ein Streber und so hässlich wie ein Kamel, das auf eine Zitrone gebissen hat.

»Dieses Institut, das Sie leiten, das Institut für Meeressäuger ...«

»Ja?«

»Sind Sie sicher, dass Sie der Direktor sind?«, fragte Joe.

»Wie bitte?«

»So einen Schrotthaufen würde doch nicht mal ein Hausmeister fahren«, meinte Joe und zeigte über die Schulter auf das alte Auto. »Stehen Sie darauf, gedemütigt zu werden?«

So in der Art, dachte Roddy – das Institut für Meeressägetiere war von einem viktorianischen Philanthropen gegründet worden und war mittlerweile in Organisation und Führung ziemlich überholt und exzentrisch. Neben anderen Unwürdigkeiten gehörte auch dazu, dass der Direktor nur ein Gehalt von sechzehntausend Pfund im Jahr bekam ... Aber trotzdem musste er Joes Aggressionen irgendwie kontern, dachte er, als sie vor dem schmuddeligen Eingang zum Pier von Clacton hielten. Er

betrachtete das jämmerliche EINTRITT FREI!-Schild, die Holzfassade mit der abblätternden weißen Farbe, die Fish 'n 'Chips-Bude.

»Mr Farelli ...«

»Joe.«

»Joe, verzeihen Sie mir meine Offenheit, aber ich bin im Morgengrauen hierher gefahren, aufgrund eines unverlangten Telefonanrufs, um Ihnen ohne Bezahlung einen Gefallen zu tun, obwohl Sie mir völlig fremd sind ...«

»Ja.«

»... und deshalb bin ich nicht gewillt, mich von jemandem verspotten zu lassen, der seinen Lebensunterhalt mit fünf Delphinen in einem Schwimmbecken verdient.«

»Ja, klar«, seufzte Joe, »aber sie haben es Arsch-verdreht. Sie verdienen ihren Lebensunterhalt mit mir.«

Roddy versuchte, seine Empörung beizubehalten, aber sie löste sich in Wohlgefallen auf. *Arsch-verdreht?* Jemandem, der in der Lage war, das Wort Arsch so vielfältig einzusetzen, konnte man einfach nicht böse sein. Außerdem hat es sowieso keinen Zweck, mich mit ihm herumzustreiten, dachte Roddy: Ich bin dreiundvierzig, habe keine Frau, kein Kind, kein Haus, weniger Besitztümer als ein armer Student, und ich verbringe mehr Zeit mit Walen als mit Menschen. Kein Wunder, dass er mich für verrückt hält.

»Hey, nehmen Sie meinen Mist nicht persönlich, Doc, ich bin voll davon – und ich sage immer, besser draußen als drinnen, was? Ich bin Ihnen wirklich dankbar, dass Sie hergekommen sind. Ich habe Sie extra angerufen, weil alle sagen, Sie hätten diesen kreativen, unkonventionellen Ansatz.«

Das sagen sie bestimmt, dachte Roddy; »sie« – andere Meeressbiologen, Wissenschaftler und Wal-Experten – sagten noch einiges mehr. Manche von ihnen bezeichneten ihn als Genie, für andere war er ein verantwortungsloser Einzelgänger. Dass er unkonventionell war, hätte jedoch keiner seiner Kollegen bestritten.

»Vor einem Jahr gab es in England noch keine Killerwale«, sagte Joe. Er steckte seine Hände tief in die Taschen, als sie über die Holzplanken des Piers gingen, vorbei an der Hall of Laughter und einer leeren Spielhalle. »Deshalb habe ich Attila den Killer hergeholt – ich dachte, ich verdiene damit so viel Geld, dass mir der Arsch vor Freude juckt. Ich hatte ja keine Ahnung.« Er kratzte sich im Schritt und wand sich. »Wissen Sie, ich bin aus New York, deshalb dachte ich, ich wüsste alles darüber, wie man sich als großes Stück Scheiße im beschissensten Scheißladen der Scheißstadt fühlt, verstehen Sie?«

»Äh, ja.«

»Genau. Aber ich hasse England, ich verabscheue diese Stadt, ich finde diesen Pier wirklich zum Kotzen, und WhaleWorld finde ich absolut und total *scheiße* ...« Sie gingen gerade durch die Türen seines Unternehmens, und er zeigte dabei auf das Schild. »... und jetzt hat meine größte Attraktion, mein Killerwal ...« Er blieb abrupt stehen und schlug die Hände vors Gesicht. »... mein Killerwal hat einen beschissenen Nervenzusammenbruch!«

Vorbei am Ticketschalter und einer großen Tafel mit der Aufschrift ATTILA DER KILLER – DER WELT GRÖSSTER THRILLER!, führte Joe Roddy durch ein Gewirr von Fluren, eine Treppe hinauf und durch einen Notausgang wieder hinaus.

Schließlich standen sie auf dem obersten Rang einer Arena mit Betonsitzen. Unten lag das abgetrennte Becken, ein mickriges blaues Rechteck mit vier Großen Tümmeln. Gott, stöhnte Roddy innerlich, was für ein elendes, deprimierendes Szenario. Diese armen Tiere.

Am Beckenrand sammelte ein Teenager mit einem großen Netz Delphinkot aus dem Wasser. Die Delphine verfolgten lustlos seine Bewegungen.

»Hi, Mr Farelli«, rief der Junge.

»Hey, Jason.«

Ich wünschte, ich wäre nicht hierhergekommen, stellte Roddy fest – fröhliche, intelligente Säugetiere wie diese, Geschöpfe des offenen Meers, unter so jämmerlichen Bedingungen ... schrecklich. Versteht denn Joe die Komplexität ihrer natürlichen Umgebung nicht? Die komplizierten sozialen Hierarchien der Delphin-Gesellschaft? Und für den Killerwal ist es sogar noch schlimmer – das Weibchen ist dreimal so groß wie die Tümmler und hat keinen Gefährten.

»Sie erzählen mir jetzt was von Tierrechten, stimmt's?«, grollte Joe, der ihn beobachtete.

Roddy seufzte.

»Was haben Sie erwartet? Aber wissen Sie, am meisten fällt mir auf, wie merkwürdig das hier alles ist. Ein kleines Wasserbecken mit Delphinen, das über dem Meer hängt.«

»Was ist denn daran merkwürdig?«

»Manchmal kommen da draußen im Meer bestimmte Wale und Delphine vorbei und wissen gar nicht, dass über ihnen Artgenossen schwimmen. Das ist doch surreal.«

»Oh, sie wissen schon voneinander. Manchmal kann man hören, wie sie einander rufen. Vor ein paar Tagen hat ein Killerwal nach Attila gerufen.«

»Das ist unglaublich.«

»Ja. Irgendwie herzzerreißend.«

»Sie tun Ihnen leid? Glauben Sie, dass sie glücklich sind?«

»Glücklich?« Joe seufzte. »Was heißt schon glücklich? Bin ich glücklich? Sind Sie glücklich? Diese Tiere sind in Kalifornien in Gefangenschaft gezüchtet worden, sie würden in der Wildnis gar nicht überleben. Hören Sie, ich füttere sie gut, sie werden medizinisch versorgt, das Wasser ist sauber und hat die richtige Temperatur, sie werden trainiert, ich beschäftige sie ... Klar, es ist so, als ob sie im Gefängnis wären, aber es gibt gute und schlechte Gefängnisse, und das hier ist ein gutes Gefängnis. Es bricht mir den Arsch, aber ich tue mein Bestes.«

Sie gingen die Betonstufen hinunter und umrundeten das Becken. Roddy ging an dem Schirm vorbei, der das Becken des Killerwals von dem der Delphine trennte, und dann hauchte er ein Wort, das seine Überraschung nur unzulänglich wiedergab: »*Oh ...*«

Der Killerwal – trotz seines Namens gehörte er zur Gattung der Delphine – trieb auf dem Rücken. Das Weibchen bewegte sich nicht. Nicht die kleinste Welle trübte die Wasseroberfläche. Ihr weißer Bauch schimmerte, umrahmt von ihren schwarzen Flanken, im Wasser, wunderschön und zugleich erschreckend zeichnete er sich vor den hellblauen Wänden des Beckens ab. Ihre schwarzen, paddelförmigen Flossen wirkten wie Stummelflügel. Die über einen Meter lange Rückenflosse, die direkt im Wasser hing, warf einen dreieckigen Schatten auf den Beckenboden.

»So«, sagte Joe langsam, »das ist alles, was sie macht. Sie frisst nicht, sie macht nichts bei den Vorführungen, und sie bewegt sich nicht – sie treibt einfach so mit dem Bauch nach oben dahin. Ziemlich bescheuert.«

»Seltsam«, murmelte Roddy und hockte sich hin, um dem Tier in die Augen zu sehen.

»Ich habe in den Staaten zehn Jahre lang mit Killerwalen gearbeitet, in drei verschiedenen Sea Worlds, aber so etwas habe ich noch nie gesehen.«

»Sie sagen, sie frisst nicht?«

»Seit drei Tagen jetzt.«

»Wie würden Sie ihren Gesundheitszustand beschreiben?«

»Ziemlich gut. Sie hatte vor ein paar Wochen eine kleine Infektion, aber das war nichts Ernstes. Wir haben ihr zweimal am Tag zweihundertvierzig Kapseln Tetrazyklin gegeben, zweieinhalf Milligramm pro Kapsel.«

»Gab es Nebenwirkungen?«

»Nein.«

»Hatten Sie einen spezialisierten Tierarzt hier?«

»Nein, nicht ganz. Ich habe einen Tierarzt vor Ort gefunden, der sich sehr für sie interessiert. Er hat sich schon ziemlich in das Thema eingearbeitet, aber bis er wirklich fit ist, behelfen wir uns gemeinsam mit Sweeneys *Handbook of Marine Mammal Medicine*.«

»Das ist kein Idealzustand. Ich muss Ihnen ehrlich sagen, Joe, ich bin mit dieser Situation nicht einverstanden. Sie halten hochintelligente Geschöpfe in winzigen Becken, sie werden krank – was für eine Überraschung –, und dann lassen Sie sie nicht einmal von einem qualifizierten Tierarzt behandeln. Ich finde, das stinkt zum Himmel.«

»Das ist nur Ihre Meinung.«

»Ja, das ist sie.«

Roddy wandte sich ab. Langsam ging er um das Becken herum. Er hörte, wie das Meer gegen die Streben des Piers unter ihm schlug; aus der Amüsiermeile drangen die blechernen Klänge einer geistlosen Melodie.

Attila drehte sich um. Als ihr Blasloch aus dem Wasser war, atmete sie sofort aus. Roddy roch den Salzgeruch des Sprühwassers, das herausspritzte. Er beobachtete, wie das Wasser an der Rückenflosse des Tieres entlanglief. Das Wasser im Becken beruhigte sich wieder. Attila holte Luft und atmete erneut aus. Selbst jetzt, in der richtigen Position, bewegte sie sich nicht. Wieder holte sie Luft. Auf der anderen Seite des Beckens schaute Joe auf die Uhr.

»Sie atmet dreimal aus und ein, dann dreht sie sich wieder um.«

»Stoppen Sie die Zeit?«

»Sechs, fünf, vier, drei, zwei, eins.«

Der Delphin drehte sich wieder. Die Rückenflosse klatschte aufs Wasser.

»Sie dreht sich für genau achtundzwanzig Sekunden, dann liegt sie zweiundzwanzig Minuten und vierzig Sekunden lang wieder auf dem Rücken, plus minus ein oder zwei Sekunden.«

Roddy steckte die Hände in die Taschen und ging, tief in Gedanken versunken, zu Joes Seite des Beckens.

»Sie haben vermutlich diagnostische Untersuchungen durchführen lassen?«

»Na ja, das ist das Problem. Ich würde nichts lieber machen, als eine Blutuntersuchung oder eine Bakterienprobe rund um

das Luftloch zu nehmen, aber was soll ich tun, wenn sie nicht mitarbeitet?«

»Wie entnehmen sie normalerweise Proben?«

»In der schlimmen alten Zeit hätten wir das Becken leer gepumpt, um an sie ranzukommen, aber dann haben wir gemerkt, dass das viel zu viel Stress verursacht. Also haben wir die Wale darauf trainiert, uns zu helfen. Attila ist darauf abgerichtet, ihre Unterseite für Blutproben zu präsentieren und ihre Zunge und das Luftloch für Abstriche. Und sie kann auf Befehl pinkeln. Aber solange sie einen Baumstamm imitiert, komme ich natürlich nicht an sie ran.«

»Ist Ihnen schon mal in den Sinn gekommen, dass sie ernste Depressionen haben könnte?«

»Ja, vielleicht, aber warum sollte sie sich dann auf den Rücken drehen? Ich bin auch depressiv – eindeutig zu depressiv, um auf dem Kopf zu stehen.« Die Bemerkung brachte Roddy unwillkürlich zum Lächeln. »Hören Sie«, fuhr Joe fort, »das ist ein Wal, der mit Absicht etwas wirklich Bescheuertes macht. Ich mag Ihnen ja vorkommen wie ein böser Geschäftemacher, der liebe Tiere ausbeutet, aber ich kenne Killerwale, und ich kenne mich in der Branche aus. Ich arbeite schon seit langer Zeit mit Meeressäugtieren in Gefangenschaft, und dieses Verhalten ist einzigartig.«

Roddy nickte, dann stieg er die Sitzstufen hinauf. Er setzte sich in die oberste Reihe und legte die Hände auf die Knie. Joe folgte ihm. Eine Weile saßen sie schweigend nebeneinander. Joe seufzte häufig. Unter ihnen lag Attila in ihrem Becken wie ein Gemälde von Salvador Dalí. Von irgendwoher hörten sie Jason, der die Melodie eines Popsongs in einem schiefen Falsett mordete:

*Du kannst meinen Körper kaufen
Du kannst meinen Körper kaufen
Du kannst meinen Körper kaufen
Aber meine Seele kriegst du nicht.*

»Ich würde ihm keine zehn Dollar für beides bezahlen«, murkte Joe.

»Können Sie mir etwas über Attilas Nummer erzählen?
Wenn sie Vorführungen hat?«

»Das Übliche – Springen, mit dem Schwanz schlagen, Wasserball, Flossenwinken, so was.«

»Was ist mit Reiten?«

»Nein. Das wird heutzutage nicht mehr gern gesehen. Es gibt einen Ort in Spanien, wo sie es noch machen, aber was soll man auch anderes von einem Land erwarten, dessen Nationalsport darin besteht, ein rotes Tuch vor einem Stier zu schwenken und ihm dann Speere in den Arsch zu stecken?«

Joe kicherte zynisch. Im Hintergrund sang Jason immer noch. Roddy bemühte sich, eine Erklärung für Attilas Verhalten zu finden. Kam Depression definitiv nicht infrage? Nein, Joe hatte recht: Depression manifestierte sich anders. Er nagte an seiner Unterlippe und konzentrierte sich. Langsam formte sich eine Idee. Nach einer Weile berührte Joe ihn hoffnungsvoll am Arm und lächelte ihn verlegen an, als ob er die Situation positiv beeinflussen könnte, wenn er – wie unaufrechtig auch immer – nett war.

»Na los, Doc, haben Sie eine Idee?«

»Nicht ganz, zumindest nichts Konkretes.«

»Scheiße.«

»Andererseits, meine legendäre Kreativität und so weiter ...«

»Ja?«

»Einige meiner Kollegen beklagen sich, dass ich dazu neige, das Verhalten von Walen zu vermenschlichen ...«

»Ja.«

»Wissen Sie noch, was Sie gesagt haben, das mit dem Kopfstehen?«

»Hä?«

»Das hat mich zum Nachdenken gebracht.«

»Ich habe irgendwas übers Kopfstehen gesagt?«

»Ich meine, wenn dieser Delphin ein Mensch wäre, würde ich sein Verhalten als völlig bizarr bezeichnen, weit entfernt von normalen Verhaltensweisen – so bizarr wie ein Mensch, der beschlossen hat, ständig auf dem Kopf zu stehen.«

»Okay«, sagte Joe gedehnt.

»Attila kann nicht mit Ihnen oder Ihren Angestellten reden, aber sie ist ein hochintelligentes, geselliges Wesen, und Sie sind ihre einzigen Kontakte. Wollen wir eine anthropomorphe Analogie herstellen, dann ist sie wie jemand, der in einer gefängnisähnlichen Umgebung lebt, wo er nur seine elementarsten Gefühle – Hunger, Trauer – mitteilen kann. Und plötzlich beschließt er, sich selbst von diesem geringfügigen Kontakt zurückzuziehen, um den ganzen Tag auf dem Kopf zu stehen.«

»Okay ...«

»Wenn Sie diese Person wären, was wollten Sie damit vermitteln?«

»Dass ich ein verrückter Hurensohn bin?«

Roddy lächelte.

»Na ja, vielleicht. Aber ich glaube, es ist eher eine Art Protest. Wenn Leute nicht bekommen können, was sie wollen, oder

wenn sie das Gefühl haben, niemand hört ihnen zu, oder wenn sie sich einfach – ach, ich weiß nicht – absolut machtlos fühlen, dann können sie etwas scheinbar völlig Unlogisches tun, etwas, das niemand ignorieren kann.«

»Was zum Beispiel?«

»Na, Sie wissen schon – Dächer besetzen, in den Hungerstreik treten, sich selbst anzünden, sich die Lippen zunähren.«

»Und Sie glauben, deshalb treibt mein Wal mit dem Bauch nach oben durchs Wasser? Weil sie in die Zeitung will?«

»Vielleicht will sie gehört werden ... Joe, ich weiß nicht, es ist nur ein Gedanke.«

»Und was will sie damit sagen? Wie soll ich sie verstehen?«

»Das weiß ich auch nicht.«

Erneut schwiegen beide. Joe hoffte, dass Roddy etwas anderes, wesentlich Besseres einfiel. Er rieb sich die Augen.

»Roddy, meine sechsjährige Nichte kann bessere Geschichten erzählen.«

Roddy zuckte mit den Schultern. In diesem Moment klingelte sein Handy.

»Ja, hallo? Derek, hi! Wie geht es ...«

Sein Freund Derek Petersen, ebenfalls ein Wal-Experte, der auch auf dem Clare College in Cambridge studiert hatte, und Leiter eines Forschungslabors war, ließ ihn erst gar nicht zu Wort kommen. »Wo bist du?«

»Ich schäme mich zu sehr, um dir das zu sagen.«

»Hast du einen Fernseher in der Nähe? Schalt ihn sofort ein.«

»Was ist denn los? Joe, ich brauche einen Fernseher.«

»Sie wollen jetzt Fernsehen gucken?«

»Haben Sie einen oder nicht?«

»Im Büro.« Joe zeigte müde in die Richtung.

Joes Büro war düster und vollgestopft. Auf einem uralten Schreibtisch türmte sich der Müll. Aschenbecher, aus denen Zigarettenstummel über Papiere und Dokumente quollen. An den Wänden waren Kisten und Aktenordner gestapelt, und auf dem Fußboden lagen seltsame Objekte – ein kaputtes Ruder, mindestens sieben überflüssige Computer in verschiedenen Stadien der Auflösung und eine ausgestopfte Riesenkrabbe. In einer Ecke war ein kleiner Schwarz-Weiß-Fernseher an der Wand montiert, den Roddy, das Handy immer noch am Ohr, jetzt einschaltete.

»Welches Programm?«

»Das vierte. Sieh dir das an. Ein Pottwal am Strand von Brighton.«

»Das ist doch absurd!«, rief Roddy automatisch aus; Pottwale strandeten nicht, jedenfalls nicht in Brighton. Aber jetzt erschien er auf dem Bildschirm. Ein junger Reporter stand neben dem Tier und hatte besitzergreifend seine Hand auf dessen riesige Flanke gelegt.

».... immer noch nicht ganz sicher, um was für eine Art von Wal es sich handelt und warum er auf den Strand geschwommen ist«, sagte der Reporter gerade, während hinter ihm grinsende Teenager ins Bild schlurften. »War es ein verzweifelter Versuch, Selbstmord zu begehen, Todessehnsucht, oder hat er sich einfach nur verirrt? Wir werden es vielleicht nie erfahren. Für den Moment jedoch hat Brighton, bis eine Rettungsaktion gestartet ist, eine einzigartige neue Touristenattraktion. Andrew Griffiths für die Morgennachrichten.«

Die Kamera glitt über den Körper des Tiers und an seinem Schwanz vorbei aufs Meer hinaus.

»Siehst du auch, was ich sehe?«, hauchte Dereks Stimme in Roddys Ohr. »Da ist eine Furche im Kies.«

»Aber – das ist erstaunlich.«

»Noch nie da gewesen.«

Ein Kochutensil trat an die Stelle des gestrandeten Wals. Roddy schaltete den Fernseher aus und ließ sich schwer auf Joes Schreibtischstuhl sinken. Derek und er schwiegen.

»Und, was ist das große Geheimnis?«, fragte Joe von der Tür her.

Roddy antwortete nicht. Er sagte Derek, er würde versuchen, in drei Stunden in Brighton zu sein, und bat seinen Freund, Polizei, Tierschutz und Küstenwache zu informieren, dass er unterwegs sei. Und er gab ihm Anweisungen, welche Dinge er bei seiner Ankunft vorfinden wollte: Medikamente, Betäubungsmittel, Instrumentenkoffer für Proben, eine Kamera mit reichlich Filmmaterial, Messgeräte, eine Leiter, einen CD-Player und Yo-Yo Mas Aufnahme von Bachs Cello-Suiten. Roddy hatte über die Jahre mit etwa einem Dutzend gestrandeter Wale zu tun gehabt, und er hatte sich bestimmte Techniken angeeignet. Er verließ Joes Büro und ging eilig über den Pier zurück. Joe bemühte sich, Schritt zu halten.

»Was ist denn eigentlich so Besonderes daran?«, fragte er.

»Es ist ein Pottwal – es kommt äußerst selten vor, dass eine Tiefsee-Spezies wie ein Pottwal überhaupt strandet, aber dass das an einem so flachen Meer wie dem Englischen Kanal passiert, ist schlichtweg unglaublich. Außerdem treibt ein Wal, wenn er strandet, langsam herein, bleibt im niedrigen Wasser stecken und neigt sich beim Versuch, sich zu befreien, zu einer Seite. Er liegt dann eigentlich nie mit dem Kopf zum Land. Dieser hier aber ...« Er schüttelte den Kopf, und seine Augen fun-

kelten vor Erregung. »Er lag ganz gerade, und hinter ihm war ein tiefer Graben.«

»Und?«, fragte Joe mit einem leichten Keuchen – er war nicht in bester Form, und um mit Roddys weit ausholenden Schritten mitzukommen, musste er laufen. Aber Roddy antwortete nicht und ging einfach weiter. Schließlich gab Joe auf und blieb am Eingang zum Pier stehen.

»Was ist mit Attila?«, rief er klagend.

Roddy fluchte, als der klappige Ford Escort nicht ansprang. Schon zum dritten Mal drehte er den Schlüssel und lauschte dem Orgeln des Anlassers. Wieder klingelte sein Handy.

»Ja?«

»Hier ist Whitaker, der Tierschutz ist in der Leitung, es gibt einen riesengroßen ...«

»Verdammte Scheiße!«

»Wie bitte?«

»Entschuldigung. Ich will gerade losfahren, aber das Auto springt nicht an.«

»Ah«, sagte Whitaker ernst. »Es ist immer dasselbe.«

Whitaker war Forschungsassistent am Institut für Meeressäugetiere. Sein wirklicher Name war Peter Grant, aber alle außer seiner Familie nannten ihn Whitaker, weil er angeblich dem Filmstar Forest Whitaker ähnlich sah. Er hatte einen seltsamen akademischen Werdegang hinter sich, mit Abschlüssen in Literatur, Psychologie und Zoologie, bevor er mit zweiunddreißig angefangen hatte, unter Roddys Aufsicht seine Doktorarbeit zu schreiben. Letztlich war er Roddys inoffizieller Assistent geworden, forschte aber auch, wobei sein mageres Gehalt nur durch Mauscheleien bestritten wurde.

»Kann ich irgendetwas tun?«, fragte Whitaker.

»Ja, beam mich doch bitte von hier nach Brighton. Nein, warte mal, jetzt ist er angesprungen. Okay, Whitaker, ich habe Derek schon darum gebeten, bestimmte Dinge vorzubereiten, aber ich habe noch etwas vergessen. Ruf die Polizei in Brighton an, damit sie im Umkreis von dreißig Metern alles um den Wal absperrt.«

»Wird gemacht.«

»Und das Tier muss so bald wie möglich mit Meerwasser übergossen werden. Das ist wirklich lebenswichtig. Wie es gemacht wird, ist mir egal – ruf meinetwegen die Feuerwehr an.«

»Ja.«

»Und, äh, ich weiß nicht, lass dir was einfallen ... Ach nein, warte, die Gezeiten. Finde heraus, wie es in den nächsten Tagen mit Ebbe und Flut aussieht.«

»Kein Problem.«

»Danke. Ich möchte jetzt erst mal in Ruhe nachdenken. Ich rufe dich später wieder an.«

»Kann ich auch nach Brighton kommen?«

»Ich glaube, du bleibst besser im Büro, damit ...«

»Kann ich auch nach Brighton kommen?«

»Mir wäre es lieber ...«

»Kann ich auch nach Brighton kommen?«

»Whitaker?«

»Roddy, es ist ein Pottwal!«

»Okay, okay, mach, was du willst.«

Das rostige alte Auto tuckerte langsam aus Clacton-on-Sea hinaus.

2

Hundert Kilometer entfernt, in London, saß Tony Rattigan im Fond seines Bentley. Der Chauffeur kam im Rush-Hour-Verkehr nur langsam voran. Motorradkuriere schlängelten sich durch die Lücken, Taxifahrer fluchten aus offenen Wagenfenstern. Der Augusttag würde heiß und stickig werden, und in der Luft sammelten sich bereits die Schadstoffe. Aber Rattigan störte sich nicht am Lärm oder dem durchdringenden Gestank der Abgase und noch nicht einmal am Schnekkentempo, in dem sie vorwärtskamen. Für ihn war der Bentley hauptsächlich ein rollendes Büro. Klimatisiert und luftgereinigt, schalldicht und so ausgestattet, dass er darin seinen vielfältigen Geschäftsinteressen nachgehen konnte, war er seinem eigentlichen Büro sogar vorzuziehen. Hier war er ungestörter, und im Wagen war alles vorhanden, was er brauchte, von Faxgerät und Papierschredder bis hin zu Internetverbindung, Satellitenfernsehen und einer neuen Privatsekretärin, die vorn saß. Eine neue Privatsekretärin, dachte er, die mich nicht besonders gut leiden kann. Genau wie die letzte.

Dieser Gedanke beschäftigte ihn einen Moment lang. Aber warum kümmerte ihn das überhaupt, dachte er dann. Er betrachtete sich nachdenklich im Spiegel. Er war sehr groß, der Spiegel fasste kaum sein Gesicht. Seine Haare waren immer noch tiefschwarz, obwohl er schon Mitte vierzig war; beeindruckend, fand er. Er trug sie kurz geschnitten. Er war eher kräftig als dick, aber wenn er sich seine gut gepolsterten Wangen ansah, war ihm

klar, dass er den Eindruck vermittelte, übergewichtig zu sein – als ob seine einst so unwiderstehlichen Muskeln sich in etwas Abstoßendes verwandelt hätten. Ist meine Erscheinung das Problem? Findet sie mich widerwärtig?

Seit er nicht mehr jung war, gab es an seinem Gesicht auf den ersten Blick vieles auszusetzen – die schweren Züge, die Mundwinkel, die unzufrieden herabgingen, der Schweiß, der sich ständig um die Nase mit den viel zu großen Poren sammelte – doch da waren auch noch seine Augen. Er hatte einmal diese Theorie gehört: Manchmal dauert es ein Leben lang, um einem Menschen anzusehen, wie böse er ist; aber in den Augen selbst des schlimmsten Menschen auf der ganzen Welt spiegelt sich nur die Güte, zu der er fähig war.

Rattigans Augen waren dunkel und tief, faszinierend und mächtig. Er wusste das. Und während er darüber nachdachte, verkündete sein Verstand plötzlich: Ich bin immer noch fähig zu *mehr* außergewöhnlicher Güte. Ja, das bin ich.

»Noch drei Minuten, Mr Rattigan.«

»Was?« Er fuhr erschreckt auf, als die unpersönliche Stimme der Privatsekretärin ertönte.

»Drei Minuten vor acht.«

»Gut. Danke.«

In den letzten Jahren hatte er ein äußerst riskantes, äußerst ertragreiches Geschäft mit den Russen betrieben, und jetzt war der Zeitpunkt gekommen, einem Telefongespräch zu lauschen, das auf einer verschlüsselten Leitung zwischen einem seiner Mittelsmänner und einem Funktionär in Moskau stattfand. Er wählte eine Nummer und wartete.

Punkt acht knisterte es in der Leitung. Eine kühle englische Stimme erkundigte sich nach der Gesundheit, ein stammelnder

Russe antwortete mit der korrekten Formulierung. Offensichtlich war der Russe, der Delegierte einer neonationalistischen Partei in der Duma, außer sich vor Angst. Das war auch kein Wunder, dachte Rattigan: Mit einer Hand hing er an den Rockschößen der russischen Mafia, die andere lag schlaff und verschwitzt im bedrohlichen Griff sehr großer, äußerst zynischer militärischer Machthaber – und seine Eier hielten Kleptokraten gepackt. Kurz, ein klassischer Parasit des neuen Russlands, das aus der sowjetischen Implosion entstanden war. Rattigan empfand beinahe so etwas wie Mitleid.

»Wir gratulieren Ihnen zu der *Vegas*«, sagte die englische Stimme langsam. »Das Schiff soll in ein oder zwei Tagen auslaufen. Ich habe Informationen zu dem Schiff nach der *Vegas*. Es kommt in neun Tagen in Murmansk an. Der Name ist *Jasmine* ... *Jasmine*, J-A-S-M-I-N-E ... Sie kommt aus Malmö und hat Zement geladen. Er ist für eine neue meteorologische Beobachtungsstation bestimmt, die in der Nähe von Olenegorsk gebaut wird. Die Sicherheitsinspektoren im Hafen sind bestochen worden. Sie werden die *Jasmine* durchsuchen und verkünden, sie sei wegen des Zustands ihrer Pumpausrüstung nicht seefähig. Sie kommt für drei Tage zur Reparatur ins Trockendock. Verstehen Sie? ... Sie haben drei Tage Zeit, um die Ware dort zu deponieren. Der Kapitän dieses Schiffs ist ein Amerikaner namens Schwarzkopf. Er wartet auf die Parole ›Sind Ihre Eltern oder Großeltern vielleicht Deutsche?‹ Die Ware sollte in einer gebrauchten Maschinenpumpe versteckt werden. Nach drei Tagen wird das Schiff wieder als seetüchtig deklariert und verlässt Murmansk mit Verspätung, um in Bergen Papierballen für Rey-

kjavík aufzunehmen. Das ist alles. Habe ich irgendetwas gesagt, was Sie nicht verstanden haben? ... Gut ... Nein ... Ja.«

Hervorragend. Es lief alles wie geschmiert. Vorausgesetzt seine Leute hatten das Schiff gut ausgewählt – und bis jetzt war das immer der Fall gewesen –, dann würde in Kürze eine weitere Lieferung hinausgehen. Und eine weitere substanzIELLE Zahlung von den Russen würde auf ein neu eingerichtetes Auslandskonto überwiesen werden. Rattigan warf sein verschlüsseltes Handy auf den Sitz.

Der Bentley stand unbeweglich im zähen Verkehr. Als Rattigan nach draußen blickte, sah er einen kleinen Jungen, der sich anscheinend verlaufen hatte. Das Kind, das vielleicht fünf oder sechs Jahre alt war, stand ganz allein auf dem Bürgersteig, während die Leute um es herum zur Arbeit liefen. Das kleine, unschuldige Gesicht war tränenüberströmt. Obwohl er hinter der Scheibe nicht zu sehen war, hob Rattigan die Hand, doch genau in diesem Augenblick kam die erleichterte Mutter des Jungen. Rattigan sank in die Polster zurück und grunzte voller Erleichterung. Seine Gedanken wanderten in eine Zeit zurück, als er in diesem Alter gewesen war.

Mein Leben, dachte er ... was für eine Reise. Das Kinderheim, die Verachtung des Personals: »Du bist nutzlos, jämmerlich, ein Nichts.« Warum haben sie ständig auf mir herumgehackt, warum haben sie mich nie *gemocht*? War es Zufall? Und dann, als ich ein bisschen älter wurde, was der stellvertretende Direktor des Heims mit mir gemacht hat ...

Unbehaglich schüttelte Rattigan den Kopf; selbst jetzt konnte er an diese Ereignisse nicht zurückdenken. Es war zu gefährlich für sein fragiles Gleichgewicht ... Jeder Erwachsene, mit dem ich in Kontakt kam, hielt mich für ein Nichts, tat so, als würde

ich kaum existieren. Aber ich existierte doch. Und ich habe gearbeitet – Gott, wie hart ich gearbeitet habe –, um das Stipendium zu bekommen. Für *Oxford*, gratulierte er sich selbst und genoss die beiden Silben in seinem Kopf. Aber – wie ein Kind zog er die Nase kraus – diese Bastarde. Grässliche Kerle. In Oxford war es wieder genauso wie im Kinderheim. Subtiler zwar, aber ich war trotzdem der Prügelknabe, der Außenseiter. Na ja, seht mich jetzt an. Ich bin wahrscheinlich wohlhabender als mein gesamtes College und all seine lebenden Alumni zusammen. Und wie viele Menschen auf dieser Welt hatten wohl schon – anonym – fast *hundert* Millionen Pfund für wohltätige Zwecke gespendet?

Als Hauptanteilseigner einer Frachtschifflinie, deren Flotte Containerschiffe, Eisenerz- und Gefahrengutfrachter, Öltanker und allgemeine Frachtschiffe umfasste, war Rattigan ein anerkannt reicher Mann. In seiner Branche galt er als achtbarer Reederei im mittleren Einkommensbereich. Aber die Quelle seines wahren Reichtums lag woanders, in der unkontrollierten Hektik der globalen Schiffsszene mit ihren unendlichen Möglichkeiten, Geld anzuhäufen. Die Organisationen, die für die Verwaltung der Ozeane verantwortlich waren – die International Maritime Organization und das International Maritime Bureau – waren restlos unterbesetzt und kämpften mit dem System vielschichtiger Eigentumsverhältnisse durch sogenannte Billigflaggen. Einer seiner Tanker, im Besitz einer New Yorker Scheinfirma, der unter liberianischer Flagge fuhr, war vielleicht von einer Bank in Hongkong finanziert, von einem Klassifizierungsbüro in Norwegen registriert, wurde von einer zweiten Scheinfirma in Monte Carlo geführt, war in London versichert und

wurde von Singapur aus verwaltet. In so einem System konnte man alles verbergen.

Zufrieden dachte er über diese Dinge nach. In der Zwischenzeit rief er seine Mails ab und sah, dass seine Tochter geschrieben hatte. Oh, *Mist!* Er spürte, wie Entsetzen in ihm aufstieg. Bitte, flehte er insgeheim, hoffentlich hat sie nicht abgesagt! Er öffnete die Mail.

Daddy, Änderung des Treffpunkts: Bob's Caff in der Stroud Green Road, Finsbury Park. Bis später, Ally.

Bob's Caff? *Bob's Caff?* In Finsbury Park? Was war denn nicht in Ordnung mit dem Tisch, den er im The Richoux reserviert hatte? Aber wenigstens hatte sie nicht abgesagt. Gott, warum sah er sie in der letzten Zeit so selten? Er hatte noch nicht einmal ihre Telefonnummer. Aber – er seufzte erleichtert – wenigstens treffe ich mich nach Monaten endlich mal wieder mit ihr! Der Gedanke erfüllte ihn mit Vorfreude: meine geliebte Ally.

Wenn jemand ihn jetzt gesehen hätte, wie er in der Vorfreude auf das Wiedersehen mit seiner Tochter schwelgte, hätte er ihn bestimmt gemocht. Und das war alles, was er immer gewollt hatte.

Im Zentrum von Brighton standen die Autos Stoßstange an Stoßstange. Roddy wollte so schnell wie möglich an die Küste und suchte nach Lücken, die es nicht gab.

»Ach, verdammt, mach schon!«

Das Autoradio lief – irgendeine Sendung über Nahrungsmitelmangel. »Müssen wir uns jetzt Sorgen über den Fischbestand im Meer machen?«, sagte der Moderator gerade, aber Roddy

hörte nicht mehr zu, als das Auto vor ihm vor einer grünen Ampel stehen blieb.

»Nein, nein, nein«, flehte Roddy, »tu das nicht.«

Er brauchte eine Viertelstunde, um ans Ende der West Street zu gelangen. Am Queen Square verließ er sein Auto, was ihm später einen Strafzettel einbringen sollte, und eilte zum Strand. Über der Promenade blieb er stehen und blickte in beide Richtungen die Küste entlang. Die Stelle, wo der Wal gestrandet war, war nicht schwer auszumachen. Etwa dreihundert Meter rechts von ihm hatte sich unterhalb des verlassenen West Pier eine beachtliche Menschenmenge hufeisenförmig am unteren Teil des Strands aufgestellt. Über ihren Köpfen stieg und fiel ein Wasserstrahl.

Roddy lief die Promenade entlang, bis er auf gleicher Höhe mit der Menge war, dann ging er hinunter an den Strand. Seine Füße sanken im Kies ein.

»Der ist aber hässlich, Mami«, hörte er ein kleines Mädchen missbilligend sagen, als er sich durch die Schaulustigen drängte. Roddy lächelte. Das stimmte. Mit ihrer klumpigen, sich abschällenden Haut, den kleinen Augen, dem nach unten gezogenen Maul und den wahrhaft monumentalen Köpfen hätten Pottwale bei einem Schönheitswettbewerb der Meeresbewohner tatsächlich keine Chance gehabt. Dann blieb er stehen – und starrte das Tier an. Ohne seinen Blick von dem Wal abzuwenden, trat er an das orangefarbene Absperrband, an dem ein Polizist stand.

»Ich bin Roddy Ormond, Dr. Roderick Ormond«, sagte er. »Ein Kollege hat mich sicher bereits angekündigt. Ich bin der Direktor des Instituts für Meeressäugetiere in London, und ich werde die Dinge hier in die Hand nehmen, wenn Sie ... äh ...«

Er kramte in seinen Taschen nach seinem Ausweis und reichte ihn dem Polizisten. Der nahm ihn entgegen und murmelte etwas Unverständliches in sein Funkgerät.

»Jawohl, Sir«, sagte er schließlich. »Dort drüben wartet bereits eine andere Wal-Expertin auf Sie.«

Roddy riss sich vom Anblick des Wals los und sah eine kleine, drahtige Frau asiatischer Herkunft, etwa vierzig Jahre alt. Sie trug ein hellblaues T-Shirt, dunkelblaue Jeans und grüne Gummistiefel und war in eine ernste Diskussion mit einem Polizeibeamten und einem Feuerwehrmann vertieft. Als Roddy durch den knirschenden Kies auf sie zog, ertönten Stimmen: »Sir, dürfen wir fragen, wer Sie sind, Sir?« »Sir, möchten Sie einen Kommentar für die Presse abgeben?« Roddy blickte hinter sich und sah drei oder vier Journalisten, die sich am Absperrband drängten. Auch zwei Fernsehteams waren da, und beide Kameras waren auf ihn gerichtet. Angewidert runzelte er die Stirn.

»Dr. Ormond?«

»Ja?«, sagte er.

»Kamala Mohandhas, leitende Tierärztin beim Cetology Conservation Trust.« Lächelnd schüttelte sie ihm die Hand.

»Oh, Sie sind Kamala Mohandhas, natürlich – wir sind uns schon verschiedentlich auf Konferenzen begegnet.«

»Ja, genau. Ich war in New York, als Sie diesen Vortrag über die Ölgesellschaften gehalten haben, die gegen die Nordatlantik-Grenze verstößen.«

»Ich freue mich, dass Sie hier sind. Die Kampagne des CCT gegen die Aufhebung des Moratoriums über die Jagd auf Wale ist ganz fantastisch.«

»Nun, Sie beim MMI sind ja auch nicht gerade Schlappschwänze ...«

»Danke!«

»Okay«, sagte Kamala, »ich möchte Ihnen Superintendent Peter Shires vorstellen ...«

»Hallo.«

»Hallo.«

»... von der Polizei in Brighton, und, äh, Entschuldigung, ich habe gar nicht ...«

»Ich bin Feuerwehrmann«, sagte der Feuerwehrmann und deutete grinsend auf seine schwarz-gelbe Uniform. »Jonathan Edgar.«

»Hi«, sagte Roddy und schüttelte dem Mann die Hand. »Gut, gut. Okay ...« Er blickte sich kurz um. »Kann ich davon ausgehen, dass Sie offiziell für das Wohlergehen des Wals verantwortlich sind?«, fragte er. »Soweit ich mich erinnere, muss die Gesamtverantwortung mit der Umweltschutzbehörde der Gemeinde geklärt werden.«

»Ja, das stimmt«, bestätigte der Superintendent. »Die Beamten von der Umweltbehörde waren bereits hier, und es ist alles in trockenen Tüchern.«

»Okay. In diesem Fall können wir sofort ein paar Maßnahmen veranlassen. Ich möchte, dass die Menschenmenge sich etwa zehn Meter weiter zurückzieht«, sagte Roddy. »Ich weiß, dass ich dreißig Meter gesagt hatte, aber es ist eine große Menschenmenge und ein großer Wal.«

»Kein Problem.«

»Außerdem«, fuhr Roddy fort und wandte sich an den Feuerwehrmann. »John?«

»Jonathan.«

»Jonathan, das Wasser ...«

»Ja, die Pumpen sind da drüben«, erklärte er und zeigte hinter die Menschenmenge.

»Ich möchte, dass sie weiter weg geschafft werden. Viel weiter, sie sind viel zu laut. Ich möchte Frieden und Ruhe für das Tier.«

»Ich verstehe.«

Roddy betrachtete das Wasser, das auf den Rücken des Wals lief.

»Sie können doch wahrscheinlich den, wie heißt das noch mal, die Art ändern, wie das Wasser dort herauskommt?«

»Wenn Sie wollen, können wir es anders einstellen.«

»Ich möchte den Wasserstrahl viel feiner, im Moment prasselt es ja fast auf seinen Rücken ...«

»Mhm.«

»Wir brauchen einen feinen Sprühnebel, der ihn ganz einhüllt. Ist das möglich?«

»Wird sofort erledigt.«

»Danke.«

Der Feuerwehrmann trottete davon.

»Toller Anblick, was?«, sagte Kamala und nickte zu dem Pottwal hinüber.

»Gott, ja, ich glaube, ich sage ihm mal Hallo. Haben Sie alles zusammen, was ich angefordert habe?«

»Ich habe riesige Mengen von allem, machen Sie sich keine Sorgen. Aber halten Sie es wirklich für notwendig, ihn mit Musik zu berieseln?«

Überrascht zog er eine Augenbraue hoch. Natürlich ist es notwendig, dachte er – es ist wissenschaftlicher Standard. Um die Frage nicht beantworten zu müssen, lächelte er sie an und begab sich zum Wal. Interessiert verfolgte die Menschenmenge je-

de seiner Bewegungen. Langsam ging er von der Seite auf das Tier zu, damit es ihn kommen sah.

»Alles in Ordnung, alter Junge«, murmelte er. »Okay.«

Du lieber Himmel ... Ich habe noch nie einen voll ausgewachsenen Pottwal außerhalb des Wassers gesehen. Er ist ja unglaublich riesig ...

Das Auge des Geschöpfs, das über seiner tief angesetzten, etwa drei Meter langen Schnauze saß, war reglos. Intensiv musterten sich die beiden unterschiedlichen Wesen. Du wundervolle, wunderschöne Kreatur, dachte Roddy unwillkürlich. Er brach den Blickkontakt als Erster ab und ging nach hinten zur Schwanzflosse. Bis dorthin waren es sechsundzwanzig Schritte, also etwa neunzehn oder zwanzig Meter, rechnete er. Wahrscheinlich wiegt er etwa fünfzig Tonnen. Ach, du liebe Güte. *Fünfzigtausend* Kilogramm Materie nur für ein einziges Lebewesen ... Es handelte sich bestimmt um einen ausgewachsenen Bullen, das bewies allein die Größe, aber auch die langen weißen Narben, die sich quer über den Kopf zogen, zeugten von den üblichen Auseinandersetzungen mit den anderen Bullen. Neben der Schwanzflosse blieb er stehen und betrachtete den Graben, den der Wal in den Kies gezogen hatte. Wow!

Um den etwa sieben Meter breiten Schwanz herum ging er wieder zum Kopf des Tiers zurück, wobei er seine Hand über die Haut gleiten ließ. Dunkelgrau und wie ein Autoreifen mit Furchen in einem hydrodynamischen Muster versehen, bedeckte sie massive Muskelblöcke, die großartigen natürlichen Motoren für die mächtige Schwanzflosse. Biegsame »Knöchel« lagen am Rücken des Tieres zwischen dem Schwanz und der verkümmerten Rückenflosse. Die Schwimmflossen waren kurz und dick, und vor ihnen lag der Kopf ... Gigantisch und eckig, mit

einem riesigen Maul und einem asymmetrischen Blasloch oben, beanspruchte er mehr als ein Drittel der Länge des gesamten Körpers. Darin befand sich das komplexeste und am höchsten entwickelte Hirn im gesamten Tierreich, und er enthielt auch das Walrat, ein einzigartiges Organ voller Öl, das wie eine akustische Linse die Schallwellen zur Echolotung per Ultraschall leitete. Als Kommunikations- und Ortungsmittel war es so großartig, dass das Sonarsystem eines U-Boots daneben wie zwei mit einer Schnur verbundene leere Konservendosen wirkte. Und es war eine Quelle des feinsten natürlichen Schmiermittels, eines Öls, das auch unter extremen Witterungsbedingungen seine Viskosität behielt. Für die Walfänger des neunzehnten Jahrhunderts war seine Gewinnung so profitabel gewesen, dass sie die Spezies dezimiert hatten. Einmal hatte Roddy durch ein Megafon der norwegischen Delegation zur Internationalen Walfang-Kommission zugebrüllt, wie sie sich wohl fühlen würden, wenn neun von zehn Norwegern wegen ihres Ohrenschmalzes umgebracht würden?

Roddy blieb direkt vor dem unbewegten Auge des Pottwals stehen. Aus dem Meerwasser, das sich über sie beide ergoss, wurde ein feiner Sprühregen.

»Du bist mit Hochgeschwindigkeit auf den Strand geschwommen«, flüsterte er. »Du hättest dabei umkommen können. Warum hast du das getan?«

Blackfin erwiderte seinen Blick. Keiner von beiden verstand den anderen, aber eines wusste Blackfin: Er hatte diesen Mann schon einmal gesehen; vor vielen Jahren, als sie beide noch jung waren.

* * *

Der künstliche See im St James' Park schimmerte grünlich unter dem bleigrauen, sonnenlosen Himmel. Die aufgeplusterten Vögel auf dem Wasser machten keine Anstalten, das Futter aufzunehmen, das die Touristen ihnen hinwarfen. Eine Gruppe schmuddeliger Teenager stand mitten auf der Brücke und warf mit Stöckchen nach einem der berühmten Pelikane von St James; sie lachten, als eines ihn schließlich traf und das Tier über das Wasser davonflatterte.

Rattigan, der nicht weit von der Brücke entfernt mit einem anderen Mann auf einer Parkbank saß, beobachtete die Szene gleichmütig.

»Wie genau ist diese Information?«, fragte er. In seiner Innentasche steckte ein Acht-Wochen-Plan der Marinepatrouillen im Nordatlantik.

»Drei davon so ziemlich hundertprozentig, ich habe sie markiert. Der Rest bewegt sich zwischen achtzig und neunzig Prozent. Änderungen sind vor allen Dingen bei den zeitlich am weitesten entfernten Terminen möglich.«

»Ist in der letzten Zeit über Sperrgebietsverstöße geredet worden?«

»Nicht dass ich wüsste«, erwiederte der Mann und kratzte sich am Bart. »Die, die davon wissen, kümmern sich meiner Meinung nach nicht besonders darum. Es wird allerdings eine Menge über diese andere Sache geredet.«

Der Mann, mit dem Rattigan sich unterhielt, war Jenkins, ein Staatsbeamter. Er war Staatssekretär bei der Flottenunterstützung im Verteidigungsministerium. Jedes Mal, wenn er Rattigan mit Informationen versorgte, die formell zwar als Angele-

genheit nationaler Sicherheit galten, in der Praxis jedoch so geheim waren wie die Chinesische Mauer, verdiente er fünftausend Pfund.

Alles hatte mit einem zufälligen Treffen auf einem Empfang bei Lloyds begonnen – das heißt, Jenkins hatte es für ein zufälliges Treffen gehalten, und das tat er wohl immer noch, obwohl er in Wahrheit sorgfältig als geeigneter Kandidat ausgewählt worden war. Er brauchte nur einen ermunternden Schubs, um Rattigan bereitwillig von Marinemanövern im Südchinesischen Meer zu erzählen. Die Information war so harmlos, dass ein halbwegs nüchterner Journalist sie mit zwei Telefonanrufen beim Presse-Offizier des Verteidigungsministeriums herausgefunden hätte; theoretisch war sie jedoch vertraulich, und er hatte sie weitergegeben. Rattigan hatte dem Wunsch Ausdruck verliehen, ihm »quantitativ« zu danken; das Angebot war nicht zurückgewiesen worden. Ein paar Tage später hatte ein Mittelsmann Jenkins zu gelegentlichen Informationen über Marinepatrouillen aufgefordert. Und wie Rattigan vermutet hatte, war Jenkins darauf eingegangen.

Jenkins war für Rattigan vor allem deshalb von Nutzen, weil er Zugang zu Informationen über Spezialoperationen der Marine hatte, vor allem in einem zweihundertfünfundzwanzig Quadratmeilen großen Bereich im Atlantischen Ozean, der als SONAZ bekannt war – Special Operations No Access Zone. SONAZ war ein archaisches Vermächtnis aus dem Zweiten Weltkrieg. Damals hatte sich Großbritannien als einer der siegreichen Alliierten exklusiven Zugang zu der Zone gesichert, angeblich für unterseeische Forschung und Entwicklung. Ein Geheimnis war es allerdings nicht, da die britische Regierung zugab, dort in den 1950er-Jahren Atomtests durchgeführt zu ha-

ben. Trotz aller Beteuerungen, dass das Gebiet mittlerweile völlig sicher sei, hatte Großbritannien allem internationalen Protest zum Trotz die exklusive Kontrolle über die Zone bis heute nicht abgegeben und patrouillierte angeblich an ihren unsichtbaren Grenzen. Theoretisch konnte kein Schiff ohne eine Eingabe um Zustimmung des britischen Verteidigungsministeriums SONAZ durchfahren, und nur wenigen Eingaben war Erfolg beschieden, aber in der Realität missachteten einige Schiffe die Grenzen des Sperrgebiets, und es geschah nichts weiter. Der Ozean durfte jedoch in diesem Gebiet nicht erforscht werden, und jede Form unterseeischen Eindringens hätte einen internationalen Zwischenfall hervorgerufen.

»Und?«, drängte Rattigan, der hören wollte, was Jenkins mit »dieser anderen Sache« meinte.

»Sie wissen schon. Das mit den Walen um SONAZ herum.«

»Ach, das. Unsere dicken Freunde im Meer, die die Schiffe schubsen. Sehr frech.«

Rattigan verzog spöttisch das Gesicht.

»Es scheint immer schlimmer zu werden. Jeden Monat schreibe ich das Protokoll der Sitzungen mit hohen Beamten aus dem Verteidigungsministerium und der Fischereibehörde, die die Situation im Blick behalten. Anscheinend haben in der letzten Zeit isländische Fischkutter, die am Rand von SONAZ arbeiten, seltsame Erfahrungen mit Walen gemacht. Sie haben gemeldet, dass eine Unmenge von Walen – mehrere Dutzend – den Trawlern folgen ...«

Rattigan reagierte nicht.

»Ein Trawler ist einer großen Anzahl von Walen begegnet, die tatsächlich, wissen Sie ...«

»Was?« Rattigan runzelte die Stirn.

»Sie wollten das Schiff angreifen.«

»Was für ein Quatsch.«

»Nun ja. Es ist auch nicht offiziell bestätigt. Aber Berichte von der Begegnung sind an Staatsbeamte im Umwelt- und im Verteidigungsministerium geschickt worden. Nun, *sie* tun natürlich gar nichts damit, aber es ist nicht abzustreiten, dass dem Gebiet um SONAZ herum verstärkt Aufmerksamkeit geschenkt wird.«

Rattigan wurde verdächtigt, illegal Stoffe zu verklappen. Warum sonst sollte sich jemand die Mühe machen und Schiffe in diese gottverlassene Gegend schicken? Aber er vermutete auch, dass Whitehall gegen diese Aktivität nichts einzuwenden hatte; es gab Gerüchte, dass Großbritannien selbst das Sperrgebiet schon seit Jahren als Müllheimer benutzte – kein Wunder, dass die Regierung nicht scharf darauf war, andere dafür an den Pranger zu stellen.

»Nun, das ist gut zu wissen«, sagte Rattigan mit beißender Ironie.

»Aber es interessiert Sie nicht?«

Rattigan musterte ihn mit kaum verhohлener Verachtung.

»Entschuldigung«, sagte Jenkins. »Es geht mich ja nichts an.«

Rattigan schloss die Augen und seufzte. Verschwinde jetzt, du Clown, dachte er, und lass mich über meine Tochter nachdenken ...

Eigentlich sieht er ziemlich furchterregend aus, stellte Jenkins zum ersten Mal fest. Er starrte auf den mächtigen Brustkorb, der sich hob und senkte; er hat das Potenzial zu ... zu was? Jenkins wusste es nicht, und eigentlich wollte er es auch gar nicht wissen. Rasch wandte er sich ab, als Rattigan die Augen wieder öffnete.

nete und ihn mit einem starren Blick bedachte, so tief und dunkel wie eine Kohlenmine.

3

Der Bentley hielt vor Bob's Caff. Rattigan spähte durch die getönte Windschutzscheibe: Was für ein Dreckloch! Ally konnte doch unmöglich diese Absteige gemeint haben? Sein Chauffeur öffnete ihm die Tür, und er stieg aus dem Auto. Er ruckte mit den Schultern, damit sein Anzug richtig saß, und blickte auf seine Armbanduhr: zwanzig Minuten zu früh. Mit übertriebenem Ekel blickte er die Straße entlang, wobei er all das sah, was ihn wahnsinnig machte: heruntergekommene Läden, alleinerziehende Mütter, die rotznäsige Kinder hinter sich herzogen, unmöglich gekleidete Teenager, Drogenabhängige und Obdachlose, die auf dem Bürgersteig hockten. Oh, Ally ist doch wirklich ein dummes Ding, mich hierher zu bestellen. Aber sie ist jung. Ich verzeihe ihr. Ich würde ihr fast alles verzeihen.

Ally war vor fast zwei Jahren nach Oxford gegangen, um auf seinen Vorschlag hin Politik, Philosophie und Ökonomie zu studieren. Das war seiner Meinung nach der geeignete Abschluss, um von Anfang an zu signalisieren, dass man Karriere machen wollte. Er empfand eine Art verzweifelten Stolz für sie, aber dass sie nicht mehr bei ihm war, konnte er nur schwer ertragen. Ihre Vater-Tochter-Beziehung war immer sehr eng gewesen. Sogar mit vierzehn oder fünfzehn hatte sie noch regelmäßig auf seinem Schoß gesessen – so liebreizend, so unschuldig. Rattigan richtete vor dem dunklen Spiegel des Wagens seine Krawatte. Manchmal fragte er sich, ob Theresa, seine Frau, ihn wohl verdächtigte, zu

intensiv mit dem Mädchen umzugehen. Er schniefte ungeduldig. Wie konnte sie so etwas denken? Nach dem, was ich als Kind durchgemacht habe, nach allem, was ich getan habe, dem Geld, das ich gespendet habe, den Projekten, die ich ins Leben gerufen habe?

Als Theresa noch jung und schön gewesen war, mit ihrer Anmut und der Zartheit des Geistes, die er so bewundert hatte, da hatte er nach ihr gehungert. Und er hatte geglaubt, sie sei glücklich in der Ehe, würde seinen Erfolg genießen. Und dann, und dann ... und dann ruinierte sie alles, indem sie versuchte, ihn zu verlassen. Er konnte sich immer noch an den Schock erinnern, an das Gefühl des Verrats, die *Panik* in seinem Herzen bei dem Gefühl der Verlassenheit. »Du liebst das Geld, nicht mich«, hatte sie gesagt. Aber – Rattigan ballte die Faust – sie hatte gut reden, sie musste ja nie ohne leben ...

Er hatte nicht zugelassen, dass sie ihn verließ – und bei der Erinnerung daran, wie skrupellos er sie daran gehindert hatte, schüttelte er jetzt den Kopf. Seit jener Zeit schien sie Angst vor ihm zu haben. Als Ally noch in den Ferien nach Hause gekommen war, konnten sie wenigstens den Schein einer heilen Familie wahren, aber diesen Sommer war Ally auf irgendeine studentische Exkursion gegangen, es hatte irgendwie um Landminen, künstliche Gliedmaßen und die Rettung der Welt ... Er dachte daran, wie er Theresa geschlagen hatte: zweimal, dreimal? Das darf nicht wieder vorkommen. Das muss aufhören.

Er betrat das Café. Es kostete ihn Überwindung, sich auf einen der schmierigen Plastikstühle zu setzen, seine Ellbogen auf den schmierigen Resopaltsch zu stützen und bei dem Mann mit der schmierigen Schürze, der ihn misstrauisch anglotzte, einen Tee zu bestellen. Rattigan wand sich innerlich. Der Ge-

ruch von gebratenem Speck war überwältigend. Am Fenster saß ein Sozialfall, der über einer leeren Tasse vor und zurück schaukelte und dabei mit den Lippen unverständliche Obszönitäten formulierte. Neben ihm trank eine alte Frau geräuschvoll ein Heißgetränk. Zwei Arbeiter hielten in ihrem Frühstück und der Lektüre der *Sun* inne und beäugten ihn neugierig. Einer von ihnen hielt eine Gabel hoch, mit der er eine ganze Wurst aufgespießt hatte. Zwei oder drei Tische weiter, aber ihm direkt gegenüber, saß eine Vertreterin der schlimmsten Art von Abschaum, eine alternative Hippietante mit lächerlichen Dreadlocks, die einen Ring durch die ...

Er wurde blass.

Sie stand auf, kam an seinen Tisch und setzte sich.

»Hallo, Daddy.«

Vor lauter Schreck schluckte er Luft und musste husten.

»Ach du lieber Himmel ...«, zischte er und musterte den Ring durch ihre Nase, ihre Haut, die fahl und unrein wirkte, die starren Haarsträhnen, die in alle Richtungen vom Kopf abstanzten ...

»Ist schon okay, Daddy.«

Er griff nach der Teetasse und trank einen Schluck von dem widerwärtigen Gesöff. Dieser Ring in ihrer Nase, *du liebe Güte!*

»Daddy ...«

Er stand auf, packte sie am Handgelenk und zog sie hoch. Sie schrie überrascht auf. Seine Tasse Tee fiel um. Einer der Arbeiter sprang auf und sagte, er solle sich beruhigen. Rattigan, der Ally nicht losließ, stieß ihn wieder auf seinen Stuhl zurück. Die Adern an seinem Hals schwollen bedrohlich an, als er seine Tochter aus dem Café zum Bentley zerrte.

»Du dummes, dummes, blödes ... Steig ein!«

Er stieß sie in den Fond des Wagens, aber sie krabbelte hastig auf die andere Seite und stieg dort wieder aus. Beinahe hätte er vor Wut aufgeschrien, aber dann verrauchte sein Zorn plötzlich. Sein Körper sackte zusammen, und er musste sich einige Sekunden lang am Auto festhalten. Sie starrten einander über das Dach des Wagens an. Ally liefen die Tränen übers Gesicht.

»Du hast mir wehgetan.«

Er hob flehend die Hände.

»Ally«, flüsterte er, »was hast du getan?«

»Ich wollte dir nur etwas sagen.«

»Es tut mir leid«, stöhnte er. »Es tut mir leid, dass ich dir wehgetan habe, Baby ...«

»Du kannst doch nicht einfach, du kannst doch nicht ... Leute irgendwo rauszerren!«, schrie sie mit blitzenden Augen.

»Ally, du kannst so nicht nach Oxford zurückgehen, nicht so, Liebling ...«

Sie stieß die Luft aus und dachte, er versteht gar nichts, er ist so blind ...

»Ich gehe auch nicht so nach Oxford zurück, ich bin nicht ...«

»Ally, ich ...«

»Daddy, das will ich dir doch gerade sagen, ich gehe überhaupt nicht mehr zurück. Ich war schon fast ein Jahr lang nicht mehr da – ich habe das Studium aufgegeben, Daddy.«

Frustriert schüttelte Ally den Kopf; er versteht die Wünsche anderer Menschen nicht, er hört einfach nicht, was sie sagen, dachte sie.

»Aber du bist doch in Oxford«, erwiderte er und lächelte hoffnungsvoll.

»Ich habe gelogen. Ich habe schon vor einer Ewigkeit aufgehört. Kapier doch endlich – *ich habe das Studium abgebrochen!*«

»Aber wo lebst du denn?«

»In einem besetzten Haus.«

»Wo? Warum denn? Warum?«

»Daddy, ich habe jetzt mein eigenes Leben. Oxford war einfach scheiße, total scheiße – verstehst du denn nicht, dass das Leben mehr bedeutet, als sich mit Idioten zu umgeben und sich ungerechte Privilegien zu gönnen, um ... ach, keine Ahnung, wofür eigentlich?«

»Ich ...«

»Um ›erfolgreich‹ und reich zu sein. Um hundertmal mehr von den Ressourcen der Welt zu konsumieren, als ein einzelner Mensch braucht oder will. Es ist *jämmerlich!*«

Rattigan blinzelte wütend. Erst jetzt merkte er, dass Leute zuschauten: die Bastarde, die ungewaschenen Sozialfälle, die heruntergekommenen Hoffnungslosen. Am liebsten würde ich sie alle umbringen, dachte er. Ally, tu mir das nicht an.

»Was machst du?«, fragte er leise.

»Ich protestiere, gegen Straßen und Bau-Unternehmen, gegen die Konsumgesellschaft.«

»Du kleine Närrin«, flüsterte er hilflos.

»Daddy, versuch erst gar nicht, mich zu finden.«

Blitzschnell rannte sie davon und war in einer Seitenstraße verschwunden. Rattigan klappte den Mund zu. Er sprang ins Auto, schlug die Tür hinter sich zu und schrie den Chauffeur an, er solle ihr folgen. Das Auto bewegte sich nicht.

»Fahren Sie! Warum fahren Sie denn nicht? Na los doch!«

Nichts geschah, und er presste die Hände an die Schläfen. Als er merkte, dass er die Gegensprechanlage nicht eingeschaltet hatte, war es schon zu spät. Ally war verschwunden.

* * *

In Brighton war die Menschenmenge auf Tausende angewachsen, aber die Leute befolgten, ebenso wie die Presse, Roddys Anweisungen und bemühten sich, so wenig Lärm wie möglich zu machen – bis jetzt. Die Atmosphäre war ungewöhnlich. Es war eine Frage der Geometrie: Der Wal lag riesig in der Mitte, umgeben von einer hufeisenförmigen Menschenmenge. Aber es lag auch an der Musik: Yo-Yo Mas zarte Interpretation von Bachs Cello-Suiten drang aus Lautsprechern.

Roddy summte mit, während er beim Wal stand und ihn hinter dem Auge streichelte.

»Ich habe mich immer gefragt, wie er wohl sein würde«, sagte Kamala Mohandhas leise zu Roddys Assistent Whitaker, der mittlerweile aus London eingetroffen war. Sie beobachteten Roddy. »Jeder kennt die Filmaufnahmen, wie er vor Jahren als berühmter Aktivist in diesen kleinen Greenpeace-Booten die großen Walfänger angegriffen hat. Aber mittlerweile hält er sich ja ziemlich zurück.«

»Er hasst die Presse und das Rampenlicht.«

»Er kommt mir sehr *unkonventionell* vor«, fügte sie nach einer kurzen Pause hinzu.

Äh, ja, dachte Whitaker.

»Ich meine, es ist doch ein bisschen seltsam, einem Wal Musik vorzuspielen.«

»Haben Sie jemals das Lied des Buckelwals gehört?«, fragte Whitaker.

»Von wem ist es?«

»Von einem Buckelwal.«

»Oh, ach so. Ja, ich habe mal etwas darüber gelesen, habe es mir aber noch nie angehört.«

»Es ist äußerst komplex, wunderschön. Die Aufnahmen sind mehrere Hunderttausend Mal verkauft worden. Sie wissen doch sicher, dass Ärzte und Therapeuten sie bei Depressionen einsetzen, weil die Musik so aufmunternd ist?«

»Ist das schon wieder ein schlechter Scherz?«

Sie unterhielten sich erst seit einer halben Stunde, aber Kamala war bereits auf mehrere alberne Scherze hereingefallen. Langsam ging ihr das auf die Nerven.

»Das ist die absolute Wahrheit.«

»Und was hat das mit Bach zu tun?«

»Nun, Sie haben ja sicher schon mitbekommen, wie wichtig es für gestrandete Wale ist, so entspannt wie möglich zu sein, damit sie länger aus dem Wasser bleiben und somit ihre Überlebenschancen verbessern können – ihre Musik scheint uns zu entspannen, und unsere Musik bewirkt das Gleiche bei ihnen.«

Kamala überlegte kurz.

»Aber warum gerade Bach?«

»Wale stehen nicht so auf Guns n' Roses.«

Eine Welt vom menschlichen Dialog entfernt war Roddy ganz allein mit Blackfin. Er war bis auf die Haut durchnässt, und seine Augen brannten von dem ständigen Sprühnebel aus Meerwasser, aber er streichelte das Tier immer weiter. Er versuchte, Vertrauen herzustellen. Schon jetzt stellte er fest, dass der Stresslevel abgenommen hatte. Er murmelte sanfte Worte und projizierte bewusst positive, freundliche Gedanken.

»Okay«, sagte er schließlich, »sind wir so weit?«

Es war Zeit für ein bisschen Wissenschaft. Er brauchte eine Hautprobe zur Analyse im Labor. Natürlich wusste er, dass die

Haut von Pottwalen zum Schutz gegen Infektionen ständig abgescheuert wurde. Also ging er den Körper des Wals entlang, um nach einem Stück Haut Ausschau zu halten, das er nur noch abzuziehen brauchte. Er machte zwei mögliche Bereiche aus, einen direkt hinter der linken Schwimmflosse und einen, der sich höher und weiter hinten befand, oben am Rücken. Während er noch überlegte, für welche Stelle er sich entscheiden sollte, fiel ihm etwas auf, das ihm bisher entgangen war. Auf dem runden Buckel, der die Rückenflosse umgab, war ein schwarzer Fleck. Roddy runzelte konzentriert die Stirn.

Whitaker und Kamala merkten nichts von Roddys intensivem Interesse an der Rückenflosse des Wals. Whitaker redete mittlerweile über sein Liebesleben, ein Thema, das er vor jedem ausbreitete, der ihm zuhörte.

»Wissen Sie, was ich meine?«, fragte er.

»Oh, absolut«, erwiderte Kamala. Es verwirrte sie, dass er sich einer völlig Fremden anvertraute.

»Ich meine, so wie ich es sehe, ist es nur eine Frage der Statistik.«

Sie nickte höflich. Anscheinend erwartete er, dass sie etwas sagte.

»Also, äh ...«, begann sie. »Nun ... Was ist denn Ihrer Meinung nach der Hauptgrund, warum Sie niemanden ... finden?«

»Na ja, ich würde sagen, es gibt zwei wichtige Gründe«, antwortete Whitaker dankbar und steckte die Hände in die Taschen. »Der erste ist bestimmt, dass ich ein klein gewachsener, pummeliger, armer, viel zu gebildeter ewiger Student von zweißig Jahren bin, der keine Sicherheit und keine Aussichten bieten kann und zudem noch eine unglückselige Ähnlichkeit

mit Forest Whitaker in einer seiner am wenigsten schmeichelhaften Rollen aufweist. Ich rede hier übrigens von Idi Amin.«

»O nein, also, das stimmt nicht«, murmelte Kamala verlegen.

»Bitte«, unterbrach Whitaker sie und hob die Hand, »ersparen Sie mir Ihr Mitgefühl. Wir kommen jetzt zum zweiten Grund.« Er genoss die Unterhaltung sichtlich. »Wie ich bereits erwähnte, ist das reine Statistik ...«

»Statistik.«

»... weil ich für große, dünne, wunderschöne, erfolgreiche, ungewöhnlich intelligente Frauen schwärme, die kleine, pummelige, arme, viel zu gebildete ewige Studenten und so weiter und so weiter mögen.«

»Ah.«

»Verstehen Sie?«

»Ich glaube schon.«

»Es schränkt meine Optionen gewaltig ein ... Ups – da ist was im Busch.«

Roddy marschierte mit weit ausholenden Schritten auf sie zu. Als er näher kam, durchbrach ein Reporter die Absperrung und rief ihm eine Frage zu, und sofort schrien sie von allen Seiten auf ihn ein.

»Dr. Ormond!«

»Sir, nur ein Wort!«

»Sir, wollen Sie vor der Presse einen Kommentar abgeben?«

»Wann wird der Wal wieder ins Meer gebracht?«

Roddy schwenkte mit grimmigem Gesicht auf die Journalisten zu.

»Ach du liebe Güte«, sagte Whitaker. »Er ist nicht so gut in diesen Dingen.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Kamala.

»Er kommt nicht besonders gut mit Journalisten aus. Einmal hat er es zugelassen, dass über ihn geschrieben wurde – es war für eine Serie über Kampagnen von Prominenten. Er hat zwei Tage mit dem Reporter verbracht und ihm von seiner Geschichte und seinen Idealen erzählt, und der Typ war zuckersüß und heuchelte volle Sympathie für grüne Themen, aber als der Artikel erschien, wurde Roddy darin dargestellt wie eine Mischung aus Pol Pot und der Tierbefreiungsfront. Alles war verzerrt wiedergegeben und ließ ihn jämmerlich aussehen.«

»Hält er es denn nicht aus, wenn ihm die Medien übel mitspielen? Sie versuchen doch auch nur, ihre Produkte zu verkaufen, und das muss man einfach akzeptieren. Um das zu bekommen, was man von ihnen haben will, muss man eben auch mit allen Mitteln kämpfen.«

»Das habe ich ihm auch einmal gesagt. Daraufhin war er so böse auf mich, dass er kein Wort mehr mit mir geredet hat.«

»Hmm. Das kann nicht der einzige Grund sein. Hinter seiner Animosität den Journalisten gegenüber muss noch etwas anderes stecken. Irgendetwas von früher, was ihn richtig verletzt hat.«

»Ja, das glaube ich auch«, stimmte Whitaker ihr zu.

»Sie sind nicht besonders diskret, was?«

»Nein«, bestätigte er.

Drüben bei den Journalisten äußerte Roddy sein Missfallen, indem er seine Bitte in aller Deutlichkeit formulierte.

»Bitte, halten Sie den Mund. Jedes Mal, wenn Sie anfangen zu schreien, erzeugen Sie unnötigen Stress beim Wal, deshalb *hören Sie auf!* Ich rede mit Ihnen, sobald ich kann, aber der Wal kommt zuerst.«

Er stampfte davon, zu Whitaker und Kamala.

»Es ist aber wichtig, die Öffentlichkeit auf dem Laufenden zu halten«, schrie jemand hinter ihm her.

Roddy drehte sich um und hielt Ausschau nach der Frau, der die Stimme gehörte. Dort stand sie, ganz vorn in der Meute. Sein finsterner Blick wurde ein wenig milder, als er sah, dass sie jemandem ähnelte, den er früher einmal gekannt hatte. Sie hatte helle, entschlossene Augen, und ihre konzentriert gerunzelte Stirn gab ihrem hübschen, leicht orientalisch wirkenden Gesicht einen komischen Anstrich. Aber er verdrängte das Bild aus der Vergangenheit wieder. Wie konnte diese Frau nur so aufdringlich sein?

»Das ist nicht zu ertragen«, murmelte er.

»Ich rede mit dem Superintendent«, sagte Whitaker. »Vielleicht bekommt er die Menge ja unter Kontrolle.«

»Ja, mach das.«

»Soll ich vielleicht mit der Presse reden?«, schlug Kamala vor.

»Damit würde ich Ihnen den Rücken freihalten.«

»Ja, gute Idee, tun Sie das – wenn es Ihnen nichts ausmacht.« Roddy atmete tief ein. »Die machen mich wahnsinnig. Das war schon immer so. Okay, hör zu, Whitaker, ruf im Institut an und sag ihnen, sie sollen mir eine Akte heraussuchen. Sie ist sehr alt, ich habe damals noch studiert, und es geht um eine Junggesellenherde gestrandeter Pottwale in Kanada. Okay?«

»Okay.«

»Ich weiß nicht, wo sie ist, und ich weiß auch nicht, worunter sie abgelegt ist, aber ich brauche sie auf der Stelle hier, also setz alle Hebel in Bewegung. Klar?«

»Klar.«

Roddy drehte sich um und ging zurück zu dem Wal. Als er auf ihn kletterte, ging ein Raunen durch die Menge. Hunderte

von Kameras und Handys blitzten auf. Er kletterte zur Schwanzwurzel und arbeitete sich dann vorsichtig zum Rücken hinauf, bis er direkt hinter der Rückenflosse saß. Das schwarze Mal hatte ungefähr die Größe eines Esstellers. Er betrachtete es eingehend, schüttelte dann aber den Kopf. Verdammt. Ich bin nicht sicher ...

Er versuchte nicht darüber nachzudenken, als er wieder am Boden war. Stattdessen konzentrierte er sich auf die Blutentnahme und das Biopsie-Material. Anschließend fotografierte er den Pottwal aus jedem erdenklichen Winkel. Gemeinsam mit Whittaker vermaß er ihn und notierte alles, dann machte sich Roddy an den Schnitt.

Eine halbe Stunde nachdem der Wal das Narkosemittel verpasst bekommen hatte, schaute das Publikum verwirrt zu, wie Roddy sich mit einer großen Säge neben dem Schwanz des Tiers aufbaute. Er hob das Ende einer Schwanzflosse hoch und legte es so über Kamalas Ärztekoffer, dass ein Teil über die Kante hing. Ohne große Umstände begann er, ein etwa acht Zentimeter langes Stück aus der Flosse herauszusägen. Das Blut, das herausschoss, wischte er mit einem sterilen Schwamm ab. Das Publikum buhte ihn aus, und als ein Mann »Schämen Sie sich!« schrie, blickte er auf.

Er verzog das Gesicht. Warum maßen sich die Leute ein Urteil über Dinge an, von denen sie nichts verstehen?, dachte er. Es ist eine Standardprozedur, eine Ecke in die Schwanzflosse eines gestrandeten Wals zu sägen und sie dann zu fotografieren: schmerzlos, harmlos und immens nützlich ...

Blackfin blies, und der Fischgeruch des Wasserdampfs wurde vom leichten Wind verteilt. Dieser Mann, der auf ihm herumkletterte und so sanfte, freundliche Laute von sich gab, beruhig-

te ihn. Er ahnte, dass ihm diese vielen, vielen Menschen Gutes wollten, und doch fühlte er sich schrecklich hilflos. Wie sollte er den Menschen mitteilen, was in der Wasserwelt passierte? Wie konnte er ihnen sagen, dass sein Strand ein absichtlicher Verzweiflungsakt gewesen war, ein Versuch, über die Katastrophe zu berichten?

Die Verteidigungsministerin, Victoria Adlington, fuhr vom Flughafen Heathrow direkt ins Ministerium, nachdem sie an einer Konferenz der europäischen Verteidigungsminister in Straßburg teilgenommen hatte. Bevor sie den Vorsitz über einen Unterausschuss des Kabinetts übernahm, traf sie sich mit ihrem Staatssekretär.

Ihr Fahrer hielt ihr die Tür auf. Staunend registrierte er, wie lange sie brauchte, um ihren Ministerinnenhintern aus dem Ministerinnenauto herauszubewegen. Ja, sie ist wirklich eine fette, alte Kuh, dachte er, als die Adlington ihre Füße auf den Bürgersteig stellte, sich mit der rechten Hand am Türgriff festhielt und mit ihrem riesigen Hinterteil an den Rand der Sitzbank rutschte.

Misstrauisch starrte sie auf das Pflaster, als ob sie sich auf einen Bungee-Sprung vorbereitete, dann hievte sie sich aus dem Wagen. Sie war nicht nur dick, sie war auch groß, fast eins achtzig. Der Fahrer kam sich neben ihr wie ein Zwerg vor. Ihr monumentaler, aber formloser Busen, den sie durch noch so viele Kleidungsstücke nicht verbergen konnte, ängstigte ihn. Du hässliche alte Schreckschraube, dachte er.

»Ich wünsche Ihnen einen guten Tag.«

»Danke, Jim. Ihnen auch.«

Als erste Frau, die den Macho-Posten des Verteidigungsministers innehatte, stand Adlington an der Spitze einer Hierarchie, die Hunderttausende von Männern umfasste, die Frauen nor-

malerweise diskriminierten. Ihr Körperumfang war Zielscheibe zahlreicher Witze im Verteidigungsministerium, in Whitehall, Westminster und bei den Streitkräften, und sie hatte so viele Spitznamen, dass man damit ein Nachschlagewerk hätte füllen können, aber am häufigsten wurde sie – mit einem gewissen Maß an Zuneigung – Hattie genannt, nach der beliebten Schauspielerin Hattie Jacques, die ihr in Größe und Umfang in nichts nachstand.

Langsam ging die Ministerin auf die Doppeltüren zu, die der Portier schon aufriss, bevor sie auch nur in ihre Nähe kam. Mit dem Tempo einer von Pferden gezogenen Kanalbarke, die in einen Tunnel einfährt, verschwand sie im Verteidigungsministerium.

Sie hatte keine Ahnung, dass sie drinnen von den ersten schwachen Regungen einer Krise erwartet wurde, die bald ihr gesamtes Ministerium umfassen sollte.

* * *

Im Nordatlantik, nahe dem südlichsten Teil der Dänemarkstraße und zwei Stunden von der tiefsten Stelle im Irminger-Becken entfernt, fuhr ein betagter Chemiefrachter mit einer Geschwindigkeit von zehn Knoten in Richtung Nord-Nordwest. Die See war ruhig, die Witterung gut, aber eiskalt. Sein Ziel lag dreihundert Meilen westlich von der Spitze Grönlands, während sich fünfhundert Meilen in Nord-Ost-Ost die zerklüftete Westküste Islands befand. Die schwimmende Rostlaube hieß Vegas und war eines der beiden Schiffe, die in dem Telefongespräch, das Rattigan mitgehört hatte, erwähnt worden waren.

Kapitän Isaksson wusste nicht, dass das Schiff über ein weitverzweigtes Netzwerk von Unternehmen in Rattigans Besitz war. Er hatte noch nie von Rattigan gehört und würde auch nie von ihm hören. Er war in Norwegen auf ein Schiff angeheuert worden, das er noch nie zuvor gesehen hatte, und er hoffte inständig, es nie wiedersehen zu müssen. Er konnte ein schlechtes Schiff mit einer guten Besatzung aushalten, und ein gutes Schiff war auch mit einer schlechten Besatzung zu ertragen, aber ein entsetzliches Schiff mit einer entsetzlichen Mannschaft ängstigte ihn zu Tode.

Der Kapitän lag in seiner heruntergekommenen Kajüte auf dem Bett. In zwei Stunden würde er das Löschen der Ladung überwachen müssen, weil die *Vegas* sich ihrer Bestimmungsposition näherte. Das machte ihm sogar noch mehr Angst. Er schloss die Augen, wusste aber, dass er doch nicht würde schlafen können. Es ging ihm zu viel durch den Kopf. Es war nicht nur die Ladung, dieses rätselhafte Ding, das sich im Laderaum befand; das Ausmaß der praktischen Probleme machte ihm fast ebenso viel Angst. Der Kreiselkompass funktionierte nicht, hinter der Brücke roch es verbrannt, die Verholwinden waren kaputt, im Abgassystem war ein Leck, eine der Wasserversorgungspumpen im Maschinenraum hatte den Geist aufgegeben, und die andere stand kurz davor. Von seiner mickrigen Crew von sechzehn Leuten lagen vier flach. Sein erster Ingenieur (der einzige kompetente Mann auf dem Schiff) hatte die Amöben-Ruhr. Zwei Matrosen hatten sich nach einer Prügelei gegenseitig in die Krankenstation eingewiesen. Und der dritte Offizier war depressiv und weigerte sich, aus seiner Kabine zu kommen.

Ein Schiff, das so alt und heruntergekommen war wie die *Vegas*, brauchte eine äußerst kompetente Mannschaft, Männer, die nicht nur während ihrer Schicht effektiv arbeiteten, sondern in ihrer Freizeit auch kenntnisreich an der Maschine herumbastelten, die ständig kaputtging. Aber der Kapitän hielt nur fünf seiner Leute für einigermaßen adäquat, und zudem hatte er den leisen Verdacht, dass er nicht zu diesen fünf Personen gehörte.

Das Schiff, das er leitete, entsprach wahrscheinlich seinem Wert als Kapitän. In den 1980er-Jahren hatte er zur ersten Garde der Skipper in Finnland gehört, aber seitdem war es mit seiner Karriere kontinuierlich bergab gegangen. Er bekam immer mehr Probleme, hatte große Schulden, seine Ehe zerbrach – und sein Alkoholkonsum war selbst nach den Maßstäben seiner Landsleute gewaltig. Was tue ich hier nur, dachte er jetzt, in diesem schwimmenden Grab, auf der Fahrt zu einem gottverlassenen Fleck, um dort einen kriminellen Akt zu begehen? Denn dass der Auftrag, den er erhalten hatte, illegal war, daran zweifelte er nicht. Er war schließlich nicht zehnmal besser als üblich bezahlt worden, um den Fischen eine Schachtel Pralinen zu überreichen. Dieses kleine Stück Ozean über dem Irminger-Becken, auf das er zufuhr, diese fünfzehn mal fünfzehn Meilen Wasser, diese 0,000007 Prozent des mächtigen Atlantiks, lagen außerhalb der Reichweite der Handelsschiffe. Soweit er sich erinnern konnte, war das schon immer so gewesen. Jeder wusste über die Atomtests der Briten Bescheid, aber das war lange her; es hieß, es gäbe hier noch ein anderes Geheimnis. Manche behaupteten, es habe etwas mit dem Zweiten Weltkrieg zu tun, mit unterseeischen Forschungsprojekten oder auch mit einem ungelösten Fischereistreit zwischen Großbritannien und den nördlichen Nationen. Aber was auch immer der Grund ist, dachte er, nie wie-

der – nie wieder werde ich mir erlauben, so tief zu sinken. Wenn ich diese Reise überlebe, dann werde ich es als Zeichen betrachten, dass Gott mir noch eine letzte Chance gibt. Ich werde mein Leben ändern. Ich werde aufhören zu trinken – schließlich liegt darin mein ganzes Elend begründet – und meine Würde zurückgewinnen. Ich werde mich voller Sorgfalt um meinen Beruf kümmern, bis ich wieder ein erstklassiger Skipper bin, der moderne Schiffe, legale Frachten und saubere, gut bezahlte amerikanische Mannschaften führt ... Kapitän Isaksson setzte sich auf. Seine Zukunftspläne beflügelten ihn. Er zog einen Kamm aus der hinteren Hosentasche und kämmte sich die lichten Haare.

Der Erste Offizier, der Steuermann und der Ausgucker – ein Italiener und zwei Bangladescher – waren im Steuerhaus auf der Brücke. Der Italiener schämte sich, mit den beiden Bangladeschern in einen Topf geworfen zu werden: Sie hatten keine Stiefel, keine warmen Kleider, nichts! Auf dem Atlantik waren es unter null Grad, und sie trugen Plastiktüten an den Füßen, in die sie Zeitungspapier gestopft hatten! Was für ein Schiff! Nie wieder!

»Nichts zu sehen«, sagte der Ausguck und reichte das Fernglas weiter. »Alle weg.«

Seit über einer Stunde hatte ein Konvoi von Walen die Vegas begleitet. So etwas hatte der Erste Offizier noch nie gesehen; zuerst Dutzende, dann Hunderte von Walen, die neben und vor dem Schiff herschwammen. Es war ein unterhaltsamer Anblick gewesen. Selbst die Mannschaftsmitglieder, die frei hatten, hatten sich am Bug versammelt, um den Tieren zuzuschauen. Aber jetzt war die Show offensichtlich vorbei. In den vergangenen

zwanzig Minuten waren es immer weniger geworden, und jetzt schienen die letzten Wale verschwunden zu sein.

Als der Erste Offizier das Meer weiter mit dem Fernglas absuchte, tippte ihm der Steuermann auf die Schulter und zeigte auf das Deck des Schiffs hinunter. Ein weiterer Bangladescher rannte auf sie zu. Der Erste Offizier verzog amüsiert das Gesicht. Wer war das? Khalil? Was tat der Irre da?

Khalil blieb stehen und winkte ihnen hektisch zu. Als die drei auf der Brücke nicht reagierten, rannte er wieder los, was an Deck den reinsten Hindernislauf bedeutete, weil überall verrostete Rohre und Schläuche herumlagen.

Dem Ersten Offizier blieb nichts anderes übrig, als auf Khalil zu warten. Er konnte ja schlecht die Brücke verlassen, um ihm entgegenzugehen, und anscheinend war der Mann zu blöd, um das Telefon am Bug zu benutzen. Er rief den Zweiten Offizier an, weckte ihn aus einem erschöpften Schlummer und sagte ihm, er solle sofort auf die Brücke kommen. Dann wartete er. Es dauerte noch etwa zwei Minuten, bis Khalil die hundertfünfzig Meter Deck hinter sich gebracht hatte und den Aufbau zur Brücke hinaufgeklettert war. Er kam ins Ruderhaus gestürmt und rang keuchend nach Luft. Speichel tropfte von seiner Unterlippe auf die zerrissene Plastiktüte an seinem linken Fuß.

»Kommen Sie, Sir! Wale!«, stieß er atemlos hervor. »Diese bösen Wale, Sir! Kommen Sie!«

* * *

In der Kapitänskajüte manifestierte sich die Konsequenz einer schlechten Entscheidung. Der Kapitän hatte beschlossen, sich

das Video von der Hochzeit seiner Tochter noch einmal anzusehen. Er hatte an der Trauung nicht teilnehmen können – Eheprobleme, geistige Erschöpfung und ein dreitägiges Saufgelage hatten dafür gesorgt –, und jetzt hatte er seine Tochter seit fast fünf Jahren nicht mehr gesehen.

Als das Telefon neben seiner Koje klingelte, schritt seine Tochter gerade den Gang entlang, der Kapitän weinte, und die Flasche Wodka, die neben dem Telefon stand, war zu drei Vierteln leer.

»Ja, was ist? ... Ich habe zu tun! ... Ich weiß bereits über die Wale Bescheid ... Nein! Ja! Verdammt!«

Was sonst noch, dachte Kapitän Isaksson, was kommt als Nächstes? Angestrengt konzentrierte er sich auf die schwierige Aufgabe, seine Stiefel anzuziehen.

* * *

Zwölfhundert Meilen südlich der Vegas, am Rand der Biskaya, kam es ebenfalls zu einer seltsamen Konstellation von Walen und Alkohol. Die *Alyson* stampfte gemächlich durch eine ruhige See. Das Schiff war eine *Swan 41*, eine schlanke, elegante Yacht, die über Aussehen und Geschwindigkeit eines Rennboots verfügte, aber so bequem ausgestattet und eingerichtet war wie ein Kreuzfahrtschiff. Ihre Crew, Rupert und Ian, waren schon immer zusammen gesegelt. Es hatte in ihrer Schulzeit in Marlboro mit Jollen-Rennen begonnen, und als sie dann später studiert und ihre Berufe ausgeübt hatten – Rupert als niedergelassener Urologe mit einer Privatpraxis in der Harley Street, Ian als Geschäftsmann und Aufsichtsratsvorsitzender zahlreicher Unternehmen –, waren sie gemeinsam gesegelt, wann immer es ihre

Zeit zuließ. Schließlich hatten sie sich beide vorzeitig zur Ruhe gesetzt und verbrachten jedes Jahr zwei oder drei Monate auf ihrem Schiff. Im Moment hielten sie Kurs auf Galway an der Westküste Irlands.

»Schön ruhig«, sagte Rupert.

»Sie haben erstklassiges Wetter vorhergesagt«, antwortete Ian.

»Wunderbar.«

Sie hatten ein System: Wenn sie in schlechtes Wetter gerieten oder die Vorhersagen nicht so gut waren, blieben sie beide nüchtern; waren die Bedingungen mäßig, blieb einer von ihnen nüchtern; aber wenn sowohl das Wetter als auch die Vorhersage gut waren, betranken sie sich beide.

»Hier ist das erste Glas.«

»Schmeckt immer am besten.«

Sie kippten einen großen Gin hinunter. Am Horizont Richtung Spanien tauchte als verschwommener schwarzer Punkt ein großer Frachter auf. Eine einzelne Wolke hing darüber. Die *Alyson* schaukelte sanft auf den Wellen.

»In Galway war ich noch nie.«

»Ich einmal, auf einer Hochzeit. Der Bräutigam hat sich übergeben.«

»Sich übergeben?«

»Aus Nervosität.«

Zwanzig Minuten später tranken sie einen zweiten Gin und weitere zwanzig Minuten später einen dritten. Die Sonne stand noch hoch am Himmel. Der Frachter in der Ferne war kaum zu erkennen – man konnte nicht sagen, ob er wirklich da war oder ob es nur so aussah. Ian las ein Golfmagazin. Rupert stand hinter dem Steuer. Eine halbe Flasche Gin hatten sie bereits geleert.

»Willst du mich mal ablösen?«

»Klar. Ups ...« Ian schwankte ein wenig, als er aufstand.

»Bisschen beschwipst?«

»Völlig blau.«

»VERDAMMTE SCHEISSE!«

»Hey, beruhige dich.«

»IAN!«

Rupert zeigte aufs Meer an Backbord. In etwa fünfzig Meter Entfernung schwamm eine ganze Herde von Walen am Boot vorbei. Aber es war nicht nur ihre Zahl, die den Anblick so verblüffend machte, sondern auch ihr Tempo und die Tatsache, dass sie so dicht zusammen an der Oberfläche schwammen. Sie wirbelten das Meer gehörig auf, und ihr Kielwasser brachte das kleine Schiff zum Tanzen. Es neigte sich in einem gefährlichen Winkel. Ian plumpste auf sein Hinterteil zurück, während Rupert sich geistesgegenwärtig an der Handreling festhielt. Innerhalb einer Minute waren die Wale Hunderte von Metern entfernt, und nach fünf Minuten brauchte Rupert ein Fernglas, um sie noch erkennen zu können.

»Ich habe die Ginflasche umgeschmissen«, sagte Ian.

Sie sendeten einen Lagebericht. Die Küstenfunkstation in Falmouth nahm ihn auf.

»Küstenwache, hier ist die *Alyson*, over.«

»Normaler Verkehr, mittlere Frequenz zwei-eins-acht-zwei, fahren Sie fort, *Alyson*, over.«

»Lagebericht. Position ist sechsundvierzig Grad achtundzwanzig Punkt Nord, vierzehn Grad sieben Punkt West, Bedingungen ruhig, keine Probleme, fahren Nord-Nordwest nach Galway, Irland, over.«

»Verstanden, over.«

»Kleinerer Zwischenfall, fünfzehnhundert Uhr, Hunderte von Walen, die in rasendem Tempo am Boot vorbeigeschwommen sind, over.«

Eine Pause trat ein.

»Durchsage nicht verstanden, bitte wiederholen, over.«

»Hunderte von Walen, die schnell und in Formation am Boot vorbeigeschwommen sind, over.«

»Küstenwache wünscht in Kenntnis gesetzt zu werden, ob die Besatzung der *Alyson* unter Alkoholeinfluss steht.«

Ian wandte sich an Rupert.

»Er hält uns für betrunken.«

»Wir sind betrunken.«

»Na ja, aber ... Küstenwache, hier ist die *Alyson*. Wir geben zu, dass wir nicht hundertprozentig nüchtern sind, erklären jedoch, dass wir nicht halluzinieren, over.«

»Küstenwache verlangt von der *Alyson*, den Lagebericht zu beenden und den Kanal für den anderen Verkehr freizugeben, over.«

»Die Blödmänner«, sagte Ian empört.

* * *

Unter dem Bug der *Vegas* hatten sie sich zu einem riesigen Keil zusammengeschlossen. Ihre mächtigen Körper waren dicht aneinandergedrängt, und sie versuchten – so unvorstellbar es auch war – das Schiff aufzuhalten. Ihre Schwanzflossen peitschten das Meer, bis es schäumte. Der Lärm ihres frenetischen Kampfes schmerzte in den Ohren. Kapitän Isaksson, trotz der eisi-

gen Kälte betrunken, zitterte in seinem pelzgefütterten Ledermantel und beobachtete das Schauspiel in fatalistischer Stimmung. Am liebsten wäre er über die Reling geklettert und hätte sich in bester finnischer Tradition in die Fluten gestürzt. Ich bin ein schlechter Mensch, dachte er, und dies ist mein Schicksal. Es ist eine Szene aus der Hölle. Zwischendurch schossen ihm immer wieder logische Gedanken durch den Kopf: Das Schiff wog 92128 Tonnen mit einem unbeladenen Verdrängungsge wicht von 125260 Tonnen; es war zweihundertelf Meter lang und an der breitesten Stelle dreißig Meter breit; es hatte 22000 PS, und hunderttausend Wale hätten es nicht aufhalten können. Er packte die Reling fester und blickte zu vier Bangladeschis, die voller Panik herumließen. Er war der Kapitän dieses Schiffes. Außerdem war er ein aufgeklärter Mann. Er musste unbedingt die Kontrolle behalten und irgendetwas tun, um seine Mannschaft zu beruhigen.

»Rufen Sie auf der Brücke an. Sie sollen uns die genaue Position durchgeben«, befahl er dem Zweiten Offizier, einem Türken.

»Das Telefon funktioniert nicht, Sir.«

»Hä?«

»Es funktioniert nicht.«

Die Entschlossenheit des Kapitäns geriet ins Wanken. Er seufzte. Jetzt hatte er genug. Er würde nicht eine Minute länger auf dieser Todesfalle von einem Schiff bleiben. Ihm war egal, auf welcher Position sie sich befanden oder wie weit sie noch von der Abladestelle entfernt waren. Die Ladung würde jetzt über Bord gehen, und das Schiff würde aus diesen verbotenen Gewässern verschwinden.

Der Container wurde im Trockengut aufbewahrt. In Übereinstimmung mit dem Gesamtzustand der Vegas war auch dieser

Laderaum kaum besser als ein Mülleimer. Stinkende, verrotten-de Taue lagen herum, und darüber hatte jemand eine alte Ma-tratze geworfen.

Während die Wale sich immer noch gegen den Bug des Schiffs drängten, gingen zwei Bangladescher – die mit je sechs-hundert Dollar aus der Tasche des Kapitäns bestochen worden waren – zögernd in den Laderaum, um den Behälter zu holen. Es war ein kleiner, schwerer Kasten aus dunkelgrauem Metall, so schwer wie ein Mann. Die beiden Matrosen brauchten eine Viertelstunde, um den Kasten aus dem Laderaum herauszuholen. Sie wussten nicht, was er enthielt, aber man brauchte kein Genie zu sein, um sich zu denken, dass es etwas Fürchterliches sein musste. Ein paar Minuten später wurde er ins Meer gewor-fen und verschwand in der Tiefe.

Kurz darauf gaben die Wale ihren vergeblichen Versuch auf. Sechzehn Minuten später war der Metallbehälter zweitausend-vierhundert Meter tief auf den Boden des Irminger-Beckens ge-sunken. Der Stoff, den er enthielt, war so giftig, dass man damit die gesamte Bevölkerung von New York hätte auslöschen kön-nen.

5

»Sie mussten das Institut auf den Kopf stellen, um sie zu finden«, sagte Whitaker und reichte Roddy die Akte, nach der dieser verlangt hatte.

Roddy gönnte sich vor einem Fernseh-Interview, dem er widerwillig zugestimmt hatte, eine kurze Pause. Er saß auf einem Liegestuhl, ein Sandwich in der Hand und einen Pappbecher mit Kaffee zu seinen Füßen. Eifrig schlug er die Mappe auf und blätterte sie durch.

»Neufundland«, sagte er. »Ich war im dritten Jahr meines Doktorandenstudiums. Ein Typ namens Professor Robinson – er ist mittlerweile tot – hat damals die Auswirkungen von unterschiedlichen Fischereimethoden auf Buckelwale untersucht, und er brauchte eine Hilfskraft. Mein Doktorvater hat mich für zwei Monate nach Kanada fahren lassen.«

Er reichte Whitaker ein Foto: Es zeigte zwei grinsende Männer in sehr knappen Shorts, die einander die Arme um die Schultern gelegt hatten und vor der untergehenden Sonne auf einer Klippe standen. Einer war ein gemütlich aussehender Mann in mittlerem Alter, mit einem runden, strahlenden Weihnachtsmanngesicht, komplett mit roten Bäckchen und weißem Bart. Der andere war ein dünner Roddy mit frischem Gesicht und einer tragischen Frisur.

»Das war Anfang der Achtzigerjahre«, sagte Roddy defensiv.

»Komm schon, Roddy, ein paar Jahrzehnte reichen nicht aus, um so eine Matte zu entschuldigen.«

Roddy gab ihm ein anderes Foto. Es zeigte eine Gruppe von Walen, die in flachem Wasser gestrandet waren.

»Pottwale in der White Bay an den Long Range Mountains«, erklärte er. »Jungtiere. Sie schwimmen heran, auf der Suche nach leichter Beute und – meiner Meinung nach – Abenteuer. Junggesellenherden von Pottwalen können unglaublich neugierig und tollkühn sein. Am gefährdetsten sind die, die zum ersten Mal mitmachen; sie werden oft von der Geschwindigkeit überrascht, mit der die Ebbe eintritt. Die hier hatten Glück; mit der nächsten Flut hatten wir sie wieder im Meer. Es war ziemliche Routine, wir mussten nur ein bisschen mit dem Gleichgewicht spielen.«

Whitaker betrachtete die Fotografie nickend.

»Also etwas ganz anderes als die Sache hier«, bemerkte er.

»Ja, völlig anders. Keine Übereinstimmungen.«

»Warum wolltest du dann unbedingt diese Akte haben?«

Roddy blätterte durch die alten Notizen, Statistiken, Grafiken, Kopien von Artikeln, Fotos und Zeichnungen. Er runzelte die Stirn, als er einen Umschlag herauszog. Prüfend betrachtete er die handgeschriebene Adresse, dann zog er den Brief heraus, der im Umschlag steckte.

Liebster Roddy,

*es fällt mir schwer, dir diesen Brief zu schreiben, aber
schreiben muss ich ihn ...*

Whitaker, der Roddy beobachtete, sah, wie Verwunderung und etwas wie Trauer über sein Gesicht huschte.

»Und?«, fragte er nach langem Schweigen.

Schon wieder, dachte Roddy. Die zweite Erinnerung an sie innerhalb eines Tages, und dieses Mal sogar der verdammt Brief, in dem sie mir mitteilt, dass sie mich verlässt. Er schüttelte den Kopf.

»Nur ein alter Brief, nicht das, wonach ich gesucht habe.«

Er steckte den Brief in die hintere Tasche seiner Hose. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit erneut der Akte zu und zog ein paar Schwarz-Weiß-Fotos heraus, die mit einem Gummi zusammengehalten wurden. Rasch schaute er sie durch, bis er fand, was er suchte. Dann stand er auf, legte seinem Assistenten den Arm um die Schultern und lächelte, als habe er einen Witz gemacht.

»Ich möchte dir einen alten Freund von mir vorstellen.«

»Wen denn?«, fragte Whitaker und sah sich um.

Roddy führte ihn zu dem Wal.

»Whitaker, das ist Blackfin. Blackfin, das ist Whitaker.«

Whitaker zog ungläubig die Augenbrauen hoch. Roddy reichte ihm das Foto. Es war die Nahaufnahme der Rückenflosse eines Pottwals. Der Rücken war an dieser Stelle mit einem unregelmäßig geformten schwarzen Mal bedeckt, das exakt so aussah wie das Mal des Pottwals vor ihnen.

»Al-ter!«

* * *

»Oh«, sagte Roddy abrupt, als der Fernsehproduzent ihn zu der jungen Journalistin führte, die ihn vor ein paar Stunden so geärgert hatte. »Ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen soll.« »Hey, so schlimm bin ich nicht«, erwiderte die Frau lächelnd. »Wo liegt das Problem?«

Du schreist, wenn ich darum bitte, es nicht zu tun, du ignorierst vernünftige Aufforderungen, und du siehst der Frau ähnlich, die mir das Herz gebrochen hat, dachte Roddy.

»Sie haben meinen Wal unnötigem Stress ausgesetzt.«

Dein Wal, dachte Kate Gunning, die Journalistin, aber sie nickte versöhnlich und hob die Hand. »Das tut mir leid, aber wir waren den ganzen Tag über hier, und Sie haben nicht ein einziges Mal das Wort an uns gerichtet. Sehen Sie, die Leute interessieren sich für diese prachtvollen Tiere, sie wollen wissen, wie der Wal hierherkommt, und sie haben überhaupt keine Ahnung. Es ist doch kein Wunder, dass sie frustriert sind.«

»Ja, schon gut«, erwiderte er ziemlich unwirsch. Er wusste ja, dass sie recht hatte.

Er sagte nichts weiter, machte aber auch nicht den Eindruck, sich aus dem Interview zurückziehen zu wollen. Der sichtlich erleichterte Produzent nahm ihn beiseite, um ihn kurz einzufeuern. Kate blickte stirnrunzelnd auf ihre Notizen. Vielleicht hat er recht, dachte sie, vielleicht hätte ich nicht so schreien dürfen. Aber wie sonst hätte ich ihn auf mich aufmerksam machen sollen?

Kate liebte ihren Job. In einer Zeit, in der man normalerweise ein Hochschulstudium vorweisen musste, um wenigstens in der Kantine einer kleinen Tageszeitung arbeiten zu können, war sie ihren Weg noch nach alter Art gegangen. Seit sie sechzehn war, hatte sie sämtliche Redakteure im Land belästigt; sieben Mo-

nate lang hatte sie drei Ideen pro Tag an verschiedene Zeitungen geschickt, bis endlich der erste Artikel angenommen wurde. Sie besaß alle Qualitäten eines investigativen Journalisten, einschließlich der Fähigkeit, niemals aufzugeben und sich für nichts zu schade zu sein; und als sie mit zwanzig ihren ersten großen Durchbruch gehabt hatte – beim *London Evening Standard* –, war ihr Aufstieg nicht mehr aufzuhalten gewesen. Innerhalb von zwei Jahren, in denen die Headhunter sie verfolgten, gehörte sie nicht nur zur Redaktion einer großen Sonntagszeitung, sondern machte auch eine wöchentliche Sendung für ein regionales Nachrichtenprogramm, die South Coast News.

Ihr glühendster Wunsch war es, wie Carl Bernstein und andere große Journalisten in die Geschichte einzugehen; sie wollte Licht in verborgene, schreckliche Geheimnisse bringen und ihren glorreichen Beitrag zum investigativen Journalismus leisten. Ihr einziger Fehler waren ihre Jugend und ihr Ehrgeiz. Für gewöhnlich traf sie bei Leuten, die es verdient hatten, bloßgestellt zu werden, mitten ins Schwarze, aber manchmal waren die Kollateralschäden zu groß, und auch Unschuldige mussten daran glauben. Sie musste noch lernen, ausgewogener zu agieren. Die Sache in Brighton jetzt gefiel ihr. Es war eine gute Gelegenheit, sich zu profilieren. Ein gestrandeter Wal ist zwar nicht Watergate, dachte sie, aber wenn ich mit der Story richtig umgehe, kommt mein Gesicht vielleicht in die Zehn-Uhr-Nachrichten.

Das Interview wurde live übertragen. Neben Kate sah Roddy in seinen durchnässten Klamotten und mit den feucht an der Stirn klebenden Haaren furchtbar aus; und am Ende des Interviews vermittelte nicht nur seine äußere Erscheinung diesen Eindruck.

Auf Kates hoffnungsvolle Frage, ob es sich um einen Selbstmordversuch des Wals handeln könne, antwortete er mit einem deutlichen Nein. »Sehr kranke Wale lassen sich manchmal an die Küste treiben, um zu sterben, aber dieser Wal ist nicht krank, sein Gesundheitszustand ist hervorragend.«

In ihrer zweiten Frage schwang mit, dass die wissenschaftlichen Prozeduren, die er dem Wal zumutete, grausam und zwecklos sein könnten – und das ärgerte ihn. Er hörte selbst, wie gereizt seine Stimme klang, als er sagte, die Tests seien »äußerst wichtig, um das Stranden von Walen zu verstehen und damit zu verhindern«.

»Aber ist es nicht viel wichtiger, dieses Tier so schnell wie möglich wieder zurück ins Wasser zu bekommen?«, fragte sie herausfordernd.

»Keineswegs. Am wichtigsten ist es, seine Überlebenschancen zu maximieren, und das gelingt am besten, indem man den Stress-Level auf ein Minimum begrenzt. Aber das gelingt natürlich nicht«, fügte er vorwurfsvoll hinzu, »wenn die Leute hemmungslos schreien.« Als sie überrascht schwieg, versuchte er, das Gespräch in eine günstigere Richtung zu lenken. »Ich will es einmal so darstellen: Dieser Fall ist deshalb interessant, weil *erstens* ein Wal hier liegt, weil er *zweitens* durch das flache Wasser der Straße von Dover geschwommen ist, weil er *drittens* auf eine ganz und gar ungewöhnliche Art gestrandet ist und weil es *viertens* praktisch unmöglich ist, ein so riesiges Geschöpf wieder zurück ins Wasser zu befördern.«

»Aber Dr. Ormond, wollen Sie wirklich behaupten, es sei akzeptabel, dieses prachtvolle Tier buchstäblich gefangen zu halten?«

»Niemand hält den Wal gefangen, das ist kompletter –«

»Warum kann er dann nicht direkt wieder ins –«

»Das habe ich Ihnen doch schon gesagt.«

»– ins Meer zurück, in die Welt, die er kennt?«

»Der Grund dafür ist –«

»Warum haben Sie denn die Flut nicht genutzt, sondern den Wal dazu verdammt, eine für ihn unnötige und schreckliche Nacht am Strand zu verbringen?«

»Meine Entscheidungen basieren auf den Bedürfnissen des Tiers und auf der üblichen wissenschaftlichen Vorgehensweise.«

»Vielen Dank, Dr. Ormond. Das war Kate Gunning aus Brighton Beach mit der zunehmenden Kontroverse über einen prachtvollen Gast aus der Tiefsee. Zurück ins Studio zu Gordon.«

»Was für eine Kontroverse?«, fragte Roddy. »Es gibt keine Kontroverse.«

Kate zuckte lächelnd mit den Schultern und wandte sich an ihren Produzenten. Whitaker legte Roddy die Hand auf den Arm und zog ihn weg. Verflucht, dachte er, während er durch den Kies stapfte; ich bin einfach von Natur aus allergisch gegen Journalisten.

»Das lief doch super«, sagte Whitaker.

* * *

Ally und ihr Freund Dave lebten in einem besetzten Haus in Worthing, ein paar Kilometer von Brighton Beach entfernt. Dave war ein weiterer Aspekt in Allys Leben, von dem ihr Vater

nichts wusste. Am späten Nachmittag kam sie nach Hause, psychisch erschöpft von der Begegnung in London. Sie sehnte sich nach einem heißen Bad, denn schmutzig aussehen lag ihr eigentlich gar nicht; sie wollte Toast und Marmelade und all das tröstliche Essen ihrer Kindheit; sie hätte am liebsten ihre Mutter angerufen, aber wegen der Einstellung ihrer Mutter zu Dave hatten sie vor ein paar Monaten den Kontakt abgebrochen; und am allermeisten wünschte sie sich, an Daves Schulter in Tränen ausbrechen zu können. Er hatte gesagt, er würde zu Hause sein, deshalb war sie bitter enttäuscht, als sie feststellte, dass er nicht da war. Er war nicht zum ersten Mal weg, ohne dass sie wusste, wo er sich aufhielt. Sie setzte sich aufs Sofa – das sie aus dem Sperrmüll gerettet hatten – und fragte sich, was sie mit sich anfangen sollte.

Sie hatte Dave vor einem Jahr kennengelernt, noch während ihres Studiums in Oxford. Eines Samstagnachmittags hatte sie auf dem Weg zur Buchhandlung Blackwell einen Stand mit heruntergekommen aussehenden Typen bemerkt, die alle Doc Martens und schmierige, formlose Klamotten trugen; als sie mit Büchern im Wert von achtzig Pfund wieder aus dem Laden herausgekommen war, hatte sie einer von ihnen angesprochen. Sein schäbiges Äußeres verbarg nicht, dass er ungewöhnlich gut aussah.

»Willst du unsere Petition unterschreiben?«

»Worum geht es denn da?«

»Um Konsumverhalten und die katastrophalen Auswirkungen von Flughafenerweiterungen auf die Umwelt.«

»Na gut.«

Sie war neunzehn und konnte von den fünfzigtausend Pfund, die ihr Vater ihr jährlich zukommen ließ, ganz hervorragend le-

ben; sie besaß einen Mercedes SLK 230 und einen Sunbeam Alpine; sie war in ihrem kurzen Leben häufiger geflogen als mit dem Bus gefahren. Aber sie unterschrieb die Petition und protestierte damit gegen die Zerstörung der Umwelt durch eine rücksichtslos expandierende Flugbranche.

Er beschrieb sich selbst als Ökoterrorist. Fünfzehn Jahre älter als sie, hatte er schon an den Protesten auf dem Manchester Airport, in Twyford Down und der Birmingham Relief Road teilgenommen. Er hatte Tunnel unter der Erde gegraben, auf Bäumen geschlafen, sich an Bulldozer gekettet und war von Sicherheitsbeamten zusammengeschlagen worden. Sie gingen einen Kaffee trinken, und er hielt leidenschaftliche Vorträge gegen Globalisierung, Missachtung der Menschenrechte durch Konzerne, die Ausbeutung der Dritten Welt, die Auswüchse des Konsumverhaltens und die Zunahme von Umweltschäden durch unhaltbares wirtschaftliches Wachstum.

»Aber wovon lebst du?«, hatte Ally gefragt.

»Von der Sozialhilfe.«

»Und warum soll die Gesellschaft die Kosten für deine Existenz übernehmen?«, fragte sie, weil ihr diese Einstellung sehr heuchlerisch vorkam. »Das ist doch den anderen gegenüber nicht fair.«

»Ich koste die Gesellschaft fünfundvierzig Pfund pro Woche, und ich lebe auf eine umweltfreundliche, sozial ausgeglichene, kohlenstoffneutrale Art. Ich glaube, ich bin mein Geld wert.«

Dann beugte er sich vor und ergriff ihre Hand, um den Ring zu betrachten, den sie am Mittelfinger trug.

»Ein Diamant?«

»Ja.«

»Wie viel hat er gekostet?«

»Das willst du nicht wissen. Und ich will es dir nicht sagen.«

»Weißt du irgendwas über die Arbeitsbedingungen und den Lohn der Arbeiter in den Diamantminen in Südafrika?«

»Eigentlich nicht.«

»Warum leben so viele Menschen auf dieser Welt wie Tiere, um den riesengroßen Preis für *deine* Existenz zu zahlen?«

Nach zwei Wochen waren sie ein Paar. Ein paar Monate später hatte sie ihn ihrer Mutter vorgestellt, als Test sozusagen, weil sie fand, dass ihre Familie ihn kennenlernen sollte. Das Treffen war eine solche Katastrophe gewesen – Theresa war ganz offensichtlich entsetzt über den schmuddeligen Tunichtgut, der ihr präsentiert wurde –, dass Ally seitdem nicht mehr mit ihrer Mutter gesprochen hatte. Sie wollte sich ihren Vorurteilen nicht aussetzen, und sie begriff nicht, dass Theresa eigentlich nur versuchte, sie vor der Wut ihres Vaters zu schützen.

Im Wohnzimmer des besetzten Hauses stand Ally vom Sofa auf und wanderte durch das einstöckige Reihenhaus, das so anders war als der Luxus, den sie von zu Hause gewöhnt gewesen war. In der Küche standen fünf Recycling-Behälter: einer für Küchenabfälle, einer für Papier, einer für Glas, einer für Metall und einer für Plastik. Statt einer Zentralheizung trugen sie mehrere Kleidungsschichten übereinander, schliefen auf einem selbst gemachten Bett aus Paletten und liebten sich zum Duft von Räucherstäbchen. Auf die Wände des Badezimmers hatte Dave ein Zitat aus seiner »Bibel« gepinselt, *Die Rückkehr zum menschlichen Maß*, E. F. Schumachers Aufruf zur realen Ökonomie.

... da Konsum nur ein Mittel zum menschlichen Wohlbefinden ist, sollte das Ziel sein, ein Maximum an Wohlbefinden mit einem Minimum an Konsum zu erreichen ...

Darunter hatte Dave sein eigenes Postskript gesetzt:

... statt ein Maximum an Konsum mit einem Minimum an Wohlbefinden.

Ally stimmte mit Daves Umweltfundamentalismus nicht in allen Punkten überein. Sie hatte das sichere Gefühl, dass sie mit der Zeit schon ihre eigenen Vorstellungen entwickeln würde. Aber im Moment war sie trotz der Klischees dankbar dafür, dass der Materialismus ihrer Herkunft zerschlagen wurde.

Schließlich betrat sie die Küche und fand dort eine Nachricht vor:

Ally, ich weiß, dass ich dir versprochen hatte, hier zu sein, aber in Brighton Beach ist ein großer alter Wal gestrandet – das musste ich mir anschauen! Komm auch dorthin! In Liebe D.

* * *

Roddy hatte kaum Zeit gehabt, darüber nachzudenken, wie er Blackfin wieder zurück ins Wasser bekommen sollte, deshalb rief er am Abend aus der billigen Pension, in der er wohnte, seinen Kollegen Derek Petersen an, um mit ihm darüber zu sprechen.

»Erste Priorität ist es, ihn in guter Verfassung zu halten und zu überlegen, wie wir ihn wieder zurück ins Wasser bringen können«, erklärte er. »Aber ich kann hier nicht auf die übliche Wei-

se vorgehen. Du weißt ja bestimmt, dass es sich hier um Kiessstrand mit ein paar steilen Stellen handelt. Und weil er mit hohem Tempo hier angekommen ist, hat er ja auch einen Graben gezogen.«

»Unglaublich.«

»Zum Glück ist er bei Ebbe gestrandet. Morgen wird die Flut den Wasserstand um etwa drei Meter anheben, aber nachdem ich mir heute die Flut angesehen habe, ist mir klar geworden, dass der größte Teil von ihm trocken bleiben wird. Wenn es bloß um mechanische Vorrichtungen ginge, könnten wir ihn mit einem Kran hochziehen, aber die Frage ist eben, wie wir es hinkriegen, ohne ihn zu verletzen.«

»Und, hast du eine Idee?«

Eine lange Pause trat ein. Roddy lag auf dem schmalen Pensionsbett und wackelte mit den Zehen; ich habe überhaupt keine Idee, dachte er. Schließlich brach Derek das Schweigen und erzählte von einem ihrer Kollegen in Neuseeland, der kürzlich eine Herde von Pilotwalen erfolgreich wieder ins Wasser gebracht hatte.

»... und das waren vierzehn Tiere!«, rief Derek aus.

Das spielt keine Rolle, dachte Roddy. Er rieb sich übers Gesicht. Er hatte einen Sonnenbrand, weil er sich den ganzen Tag über im Freien aufgehalten hatte, und die Inhaberin der Pension hatte ihm eine Creme gegeben. Seine Finger glitten über den Fettfilm. Die andere Hand hing über der Bettkante. Müßig spielte er mit der Ecke eines Sitzsacks.

»... aber es war eine völlig andere Situation – der Strand ist dort ganz flach und sandig ...«

Der Sitzsack war mit Tausenden winziger Plastikkügelchen gefüllt. Er rollte sie durch den Stoff zwischen den Fingern.

Wenn ich nur wüsste, wie ich den Wal zurück ins Wasser bekomme, dachte er.

»Ein Schiff zu Wasser zu lassen ist einfacher«, beklagte sich Derek.

»Ein Schiff ...«

Und dann kam alles zusammen. Er sah vor sich, wie ein Schiff langsam über eine Rampe ins Meer glitt, ein anderer Teil seines Gehirns brachte die Plastikkügelchen zwischen seinen Fingern mit den Kieseln am Strand in Verbindung, die fettige Creme in seinem Gesicht ...

»Kugellager«, stieß er hervor.

»Wie bitte?«

»Wir tränken die Kiesel in Öl, nein, kein Öl, irgendetwas Wasserlösliches und dermatologisch Neutrales – und es wird wie ein geschmiertes Kugellager funktionieren: Der Wal kann darauf ins Wasser gleiten!«

Am anderen Ende der Leitung herrschte Schweigen. Schließlich sagte Derek: »Das, äh, das ist kein schlechter Plan, Roddy. Man sollte zumindest mal darüber nachdenken.«

»Der Kies ist perfekt dafür.«

»Du bist irre! Wie bist du denn plötzlich darauf gekommen?«

»Durch Hautcreme und einen Sitzsack.«

»Was?«

Nach zehn Minuten stand das Konzept, und sie hatten eine originelle Technik ausgearbeitet, mit der gestrandete Wale wieder ins Wasser gebracht werden konnten.

»Hoffentlich funktioniert es«, murmelte Roddy besorgt.

»Ich sehe keinen Grund, warum es nicht funktionieren sollte, vorausgesetzt, wir haben nichts übersehen.«

»Wenn es nicht klappt, dreht die Presse mich durch den Fleischwolf. Hast du diese Frau in den Nachrichten gesehen?«

»Ja, ich wollte es nur nicht ansprechen. Kann ich dir einen Rat geben?«

»Klar.«

»Sie hat dich untergebuttert, weil du ihr Spiel nicht mitgespielt hast.«

»Sie war überhaupt nicht an den Fakten interessiert.«

»Das lag daran, dass du dich nicht an die Regeln gehalten hast –«

»Ich hasse diese Regeln!«

»– und Regel Nummer eins ist, dass du die Presse so früh wie möglich mit Nachrichten versorgst.«

»Ich hätte sie am liebsten ganz ignoriert.«

»Ja, du hast sie ja auch fast den ganzen Tag dort herumstehen lassen. Ich kann dir nur raten, den morgigen Tag mit einer kleinen Pressekonferenz zu beginnen.«

»Nun, das sollte ich vielleicht, werde ich aber nicht. Ich habe bereits beschlossen, dass ich nichts mehr mit ihnen zu tun haben will.«

»Dann ist das deine Beerdigung.«

»Wen höre ich da im Hintergrund? Lizzie?«

»Ja, ich soll ihr bei den Hausaufgaben helfen – ich komme gleich, Liebling!«, rief er.

»Wie geht es ihr, Derek?«

»Sie ist ... ach, gut. Ihre letzte Hauttransplantation ist gut verlaufen. Ich glaube, so langsam akzeptiert sie, was ihr passiert ist.«

»Und du?«

Derek schwieg.

»Ich werde es nie akzeptieren«, sagte er dann.

Vor achtzehn Monaten hatte Dereks halbwüchsige Tochter mit ihrem dreijährigen Neffen in der Küche gespielt. Sie saßen auf dem Fußboden. Über ihnen hatte ein Topf mit heißer Suppe auf dem Herd gestanden, und der Griff ragte über den Rand hinaus, etwas, das Derek sich niemals verzeihen würde. Der kleine Junge wollte aufstehen und hielt sich dabei an dem Griff fest. Er umklammerte ihn noch, als er wieder auf sein Hinterteil plumpste. Der kochend heiße Inhalt verfehlte ihn, aber nicht Lizzie. Derek hörte immer noch ihre furchtbaren Schreie.

»Sie ist hart im Nehmen«, sagte Roddy, der wusste, dass Derek mit den Tränen kämpfte. »Sie wird es überleben, Derek. Und sie wird wieder gesund.«

»Sie macht sich schreckliche Sorgen wegen der Jungs«, kam die raue Antwort.

»Ich weiß.«

»Ich gehe jetzt besser zu ihr. Heute Abend ist die Französische Revolution dran.«

»Ich dachte, die wäre schon seit über zweihundert Jahren vorbei. Gib ihr einen Kuss von mir, ja?«

»Mach ich. Und, Roddy ...«

»Ja?«

»Viel Glück morgen.«

Die Suche nach der notwendigen Unterstützung und Finanzierung für seinen innovativen Plan erwies sich als frustrierende Erfahrung. Roddy brauchte den größten Teil der Nacht und fast den gesamten Vormittag, um das Konzept den Behörden gegenüber durchzusetzen.

»Spülmittel? Ist das Ihr Ernst?«, war eine der typischen Fragen. »Brauchen Sie jedes Mal Tausende Liter Fairy Liquid, wenn ein Wal strandet?«

»Normalerweise warten wir auf die Flut, und dann geben wir dem Tier einen Schubs«, hatte Roddy geantwortet, »aber normalerweise wiegt es auch nicht fünfzig Tonnen, ist nicht wie ein Torpedo auf dem Strand aufgeschlagen und liegt über der Flutlinie – wenn Sie mit der Situation lieber normal umgehen wollen, dann können Sie ja abwarten, wie normal es in Brighton noch ist, wenn am Strand ein fünfzigtausend Kilogramm schwerer Kadaver zum Himmel stinkt.«

Als er sie endlich für seinen Plan gewonnen hatte, verstrich noch mehr kostbare Zeit bei der Organisation der praktischen Details. Am Nachmittag wurde der Höhepunkt der Flut erwartet, und er musste eine kleine Armee von Freiwilligen auswählen und ihnen das Vorgehen erklären. Da er seinem Zeitplan sowieso schon hinterherhinkte, übertrug Roddy diese Aufgabe Whitaker. Zu dem ganzen anderen Stress kam auch noch die Presse hinzu.

Wann immer er aufschaute, in ihre Nähe kam oder sich an der Nase kratzte, begannen sie zu schreien.

»Sir! Sir!«

»Dr. Ormond!«

»Dr. Ormond, bitte, Sir!«

»Eine Stellungnahme für die BBC!«

»Daniel Houghton von ITN ...«

»Stimmt es, dass der Wal stirbt?«

Ruhe hatte er nur bei Blackfin. Als Roddy auf ihn zog – er war vermutlich das ruhigste Säugetier am ganzen Strand, dachte Roddy –, hüllte ihn der feine Nebel der Fontäne ein. Die Sonnenstrahlen wurden gebrochen und von den Wassertropfen reflektiert, und für ein paar Sekunden konnte Roddy sich an einem perfekten Regenbogen erfreuen. Hallo, alter Freund, murmelte er unhörbar, heute gehst du wieder nach Hause. Zurück in den weiten, tiefen Ozean. Ich wünschte, ich könnte nur einen Tag lang mit dir gehen, einfach nur, um zu erleben, wie es ist, in deiner Haut zu stecken.

Blackfin versteht, dass die Menschen ihn wieder ins Meer bringen wollen. Warum sonst hätten sie ihm diesen Mann geschickt, seinen Retter von damals? Und doch erleichtert ihn das Wissen nicht. Er fühlt sich so hilflos wie kurz nachdem er gestrandet ist, als er zum ersten Mal sein ganzes Gewicht gespürt hat. Wie sollen Wale und Menschen nur miteinander kommunizieren, über die Grenzen ihrer fremden Gehirne hinweg?

Roddy streichelte Blackfin und vergaß die Zeit. Whitaker unterbrach ihn.

»Roddy, wir haben nur noch eine Dreiviertelstunde, bis deine Spülmittelleute hier sind.«

»Ja. Ja ...«

Roddy bedauerte fast, dass es schon so weit war. Aus der Tiefe von Blackfins Unbewusstem stieg etwas zu ihm auf, er spürte es, auch wenn er es nicht in Worte fassen konnte. Es hat einen Grund, dass er hier ist, dachte Roddy, er will mir etwas sagen ...

»Roddy, Roddy!«

»Ja.« Er gab den beiden Männern, die das Spülmittel pumpen sollten, Anweisungen. Kurz vor Eintreffen der Flut mussten die Kiesel direkt vor Blackfin besprüht werden, der kritische Punkt kam jedoch gegen Ende des Balance-Akts, und dafür wurden Hunderte von Freiwilligen gebraucht.

Die Freiwilligen standen in einer Gruppe zusammen, jeder hielt eine von Whitaker ausgestellte Zutrittskarte in der Hand. Als Roddy sie sah, huschte ein erschöpfter, ungläubiger Ausdruck über sein Gesicht. Er warf Whitaker, der die Augen niederschlug, einen Blick zu.

»Oh, Whitaker ... Oh, Whitaker, du trauriger Mann.«

»Was?«

»Danke. Ich meine – danke. Aussehen wird das großartig. Hervorragend. Ganz toll.«

»Ich habe sie alle nach Verdiensten ausgewählt«, protestierte Whitaker.

Mindestens drei Viertel der Freiwilligen waren junge Frauen. Kopfschüttelnd trat Roddy auf die Gruppe zu.

»Zunächst einmal danke, dass Sie uns helfen wollen«, rief er. »Es wird ein interessantes Abenteuer für uns alle werden. Sie fragen sich wahrscheinlich, warum ich so viele Freiwillige brauche. Der Grund dafür ist, dass wir den Wal zehn Minuten bevor er zurück ins Wasser geht von einer Seite auf die andere schaukeln müssen.«

Vierhundert Augenpaare blickten ihn verständnislos an.

»Warum?«, fragte jemand.

»Weil sonst der Wal wie ein Bumerang zurückkommt – also, wir würden ihn ins Wasser bringen, er würde einen großen Kreis schwimmen und erneut stranden. Das ist in der Vergangenheit häufig bei Rettungsversuchen passiert, und es hat zu dem Mythos geführt, Wale hätten Todessehnsucht. Aber sie verlieren lediglich ihr Gleichgewichts- und Koordinationsgefühl, wenn sie an Land stranden, weil sie dann in einem bestimmten Winkel liegen. In diesem speziellen Fall liegt der Wal ganz gerade – was sehr ungewöhnlich ist –, sodass sein Gleichgewichtssinn vielleicht ungestört ist. Aber wir wollen natürlich auf keinen Fall ein Risiko eingehen. Gut, haben Sie noch Fragen?«

»Er ist ... groß«, sagte jemand. Die anderen lachten nervös.

»Er ist gewaltig. Ihn hin und her zu schaukeln, wird schwere Arbeit sein. Wir machen das nicht zum Spaß. Wenn jemand gesundheitliche Probleme hat, würde ich ihm raten, davon abzusehen. Und noch etwas: Passen Sie auf, dass Sie stehen bleiben, sonst werden sie platt gewalzt. Okay?«

Die Leute nickten zögernd.

»Wenn wir auf den Wal zugehen, dann geschieht das langsam und leise, in einer Reihe. Mein Assistent und ich werden dicht beim Wal stehen, jeder an einem Auge. Stellen Sie sich bitte am Wal entlang auf und achten Sie darauf, dass Sie an etwas Schönes denken. Das meine ich ganz ernst. Ich persönlich glaube, dass die Tiere zwar unsere Handlungen nicht verstehen, dass sie aber unsere Absichten spüren. Okay, noch Fragen? ... Gut. Bitte warten Sie hier bei meinem Assistenten, bis wir so weit sind. Danke noch mal.«

Als er sich abwandte, rief jemand: »Warum haben Sie so viele Frauen ausgesucht?«

»Gute Frage!«, sagte Roddy. »Mein Assistent wird sie Ihnen gerne beantworten.« Er zwinkerte Whitaker zu. Als er wegging, fiel ihm eine Frau unter den Freiwilligen auf. Er fragte sich, woher er sie wohl kannte. Sie war jung und sehr attraktiv, und sie hatte ganz wirres, verfilztes Haar. Es sind ihre Augen, dachte er – sie sind so intensiv.

Aber er hatte jetzt keine Zeit zu grübeln. Er ging zu den Männern an den Pumpen und gab ihnen letzte Anweisungen. Dann traten er und Whitaker zu Blackfin, stellten sich jeder an ein Auge und murmelten ihm beruhigende Worte und Laute zu. Fünf Minuten später nahmen die Freiwilligen unter ihrer Aufsicht ihre Plätze ein.

Mittlerweile waren sieben Fernsehtteams vor Ort, um das Ereignis aufzuzeichnen, und die Menge der Schaulustigen war auf fünftausend angewachsen. Während die Flut an der Schwanzflosse des Tiers leckte, stand Roddy stocksteif da und nahm alles in sich auf: die Menschen, die Medien, die spürbare Erwartung, die Freiwilligen und Blackfin, so mächtig, so geheimnisvoll, gestrandet wie ein Gott, der seine Macht verloren hatte ... Erregung und Panik stiegen in Roddy auf. Er gab das Zeichen, das die Operation beginnen konnte.

Er hatte nicht übertrieben, als er den Freiwilligen gesagt hatte, wie schwer es sein würde. Innerhalb kürzester Zeit rangen sie alle keuchend nach Luft. Es war ein surrealer Anblick, wie Blackfin von rechts nach links, von links nach rechts schaukelte. Das Meer bedeckte mittlerweile die Schwanzflosse des Tiers, und Roddy ließ die Pumpen mit dem Spülmittel anstellen. Die beiden Männer pumpten achthundert Liter der Flüssigkeit auf den Kies vor dem Wal, und dann kam der kritische Punkt ihrer Aufgabe: Die Freiwilligen mussten den Wal kräftiger zur Sei-

te schaukeln, damit sie das Spülmittel unter ihn pumpen konnten, zuerst auf der einen Seite, dann auf der anderen. Ein Mädchen rutschte aus, rappelte sich aber schnell wieder auf, gefolgt von einem zweiten. O Gott, das ist so riskant, schoss es Roddy durch den Kopf, es könnte wirklich jemand verletzt werden ... Aber das Ereignis lief jetzt wie von selbst ab, und die Freiwilligen hätten auf keinen Fall mehr aufgehört. In zwei Minuten war die Flut auf dem Höchststand. Blackfins Position hatte sich bereits verändert, und schließlich glitt er langsam den Abhang hinunter und rutschte ins Meer. Vor seinem inneren Auge sah Roddy ein glänzendes neugeborenes Kalb aus der erschöpften Mutter herausgleiten. Die Menge brach in Jubelschreie aus, die Presseleute durchbrachen die Absperrung und kamen ange rannt, die Freiwilligen fielen einander in die Arme und stolper ten über den Kies hinter dem Wal her, der sich vom Land ab wandte und langsam durchs Wasser glitt.

* * *

Nachdem die Polizei Roddy aus den Fängen der Presse gerettet hatte, blickte er Blackfin einige Minuten lang hinterher, bis das Tier verschwunden war. Dann ging er langsam den Strand hinauf; er hatte eingewilligt, Interviews zu geben, und die Journalisten, die wieder hinter die Absperrung zurückgedrängt worden waren, bestürmten ihn mit Fragen.

»Äh, Entschuldigung – herzlichen Glückwunsch.«

Es war das Mädchen, das ihm schon bei den Freiwilligen aufgefallen war.

»Oh, danke. Auch Ihnen herzlichen Glückwunsch.«

»Es war wundervoll.«

Sie ging neben ihm her, und er musterte sie. Es klang, als wolle er sie anmachen, aber ...

»Kenne ich Sie irgendwoher?«

»Mich? Ich glaube nicht.«

»Sie haben nicht bei mir studiert oder so etwas?«

»Nein.«

»Darf ich nach Ihrem Namen fragen?«

»Ally Rattigan.«

Er blieb abrupt stehen ... Natürlich, diese Augen. Genau wie die Augen ihres Vaters. Gütiger Himmel.

»Und, kennen Sie mich?«, fragte sie und warf ihm einen unbehaglichen Blick zu.

»Ich kannte Ihre Mutter.«

»Meine *Mutter*?« Die Presseleute waren mittlerweile fast außer sich vor Aufregung, aber Roddy beachtete sie nicht. »Woher kannten Sie denn meine Mutter? Haben Sie sie gut gekannt?«

Ob ich sie gut gekannt habe ...

Er lächelte, antwortete aber nicht; er dachte an einen besonderen Ort und eine besondere Zeit. Das war alles schon so lange her ...

Er war neunzehn Jahre alt. Er lag auf dem Hügel von Dun Caan, auf der kleinen Hebriden-Insel Raasay. Es war einer jener seltenen Tage auf den Hebriden, an denen das Wetter alles richtig machte: Die Sonne strahlte vom Himmel, und eine leichte Brise hielt die Mücken fern. Roddy, der mit dem Kopf auf seinem zusammengerollten Jackett lag, schloss die Augen und genoss die Wärme der Sonne auf den Augenlidern. Neben ihm lag seine

Freundin Theresa. Durch ihre langen Haare, die braun und ganz glatt waren, wehte der Wind, bis sie sich aufsetzte und sie im Nacken zusammenband. Sie hatte ein hübsches Gesicht, helle, aufrichtige Augen und schöne Haut. Im Osten, hinter dem funkelnden Sound of Sleat, lag das schottische Festland; im Westen die Insel Skye mit ihrem violetten Hut, dem von Heidekraut bedeckten Cuillin-Gebirgszug.

Sie studierten Biologie an der Warwick University und waren auf einer zweiwöchigen Exkursion. Mit zwanzig anderen Studenten campierten sie auf einer Farm. Sie arbeiteten den ganzen Tag draußen im Gelände, tranken den ganzen Abend in Raasays einzigm Pub und liebten sich anschließend die halbe Nacht in der Enge eines Anderthalb-Personen-Zelts. In diesen Nächten, wenn er ihren schlanken Körper an seinem spürte, das Gewicht ihres Kopfs auf seiner Brust, wachte er manchmal von einem Übermaß an Zufriedenheit auf.

In der zweiten Woche ihrer Exkursion traf eine weitere Studentengruppe auf Raasay ein, Geologen aus Oxford. Die beiden Gruppen lernten sich im Pub kennen. Roddy und Theresa spielten Domino mit drei witzigen, selbstsicheren jungen Männern; zwei von ihnen hießen Peter und einer Alistair.

Während einer Spielpause fiel Roddy ein Oxford-Student auf, der ganz allein an der Theke stand. Er war um fast ein Viertel größer als die meisten anderen Studenten, wirkte dabei aber linkisch und ungelenk. Er machte einen zögerlichen Eindruck, starrte aber die ganze Zeit aus großen, dunklen Augen Theresa an. Roddy kehrte wieder an seinen Tisch zurück, wo ihn bereits eine neue Runde Domino erwartete. Sie tranken und plauderten,

und das Spiel war bereits in vollem Gang, als der Oxford-Student mit dem intensiven Blick an den Tisch trat.

»Scheiße«, hörte Roddy einen der Mitspieler murmeln.

»Domino?«, fragte der Neuankömmling.

Die Antwort war zu offensichtlich, und verlegenes Schweigen trat ein. Theresa hatte auf einmal das Gefühl, seine erstaunlichen Augen flehten sie an, ihm zu helfen.

»Möchtest du mitspielen?«, fragte sie.

Das Lächeln, das über sein Gesicht glitt, war seltsam berührend. Eifrig zog er sich einen Stuhl heran und schaffte es irgendwie, ihn zwischen Roddy und Theresa zu quetschen. Roddy spürte, wie sich die Oberschenkel des Mannes an ihn drückten, und Theresa rutschte diskret zur Seite. Kurz bevor das neue Spiel begann, sprang der Neuankömmling plötzlich auf.

»Wer möchte etwas zu trinken?«

»Ich habe gerade eine Runde ausgegeben«, erwiderte Alistair.

»Ich bestelle noch eine.«

»Nein, ist schon gut.« ... »Nein, danke.« ... »Noch nicht«, riefen alle durcheinander.

Rattigan schluckte, blieb jedoch stehen, als ob er all seine Würde sammeln müsste. »Ich habe genug Geld«, sagte er und ging zur Theke.

»Ach, du lieber Himmel«, sagte einer der beiden Peter, »den Abend können wir direkt in die Tonne kippen, jetzt, wo Fünf Grad aufgetaucht ist.«

»Fünf Grad?«, fragte Theresa.

»Fünf Grad Rattigan.«

»Weil er immer fünf Grad danebenliegt, egal, um was es geht«, erklärte Alistair. Alle lachten.

»Eigentlich sind es eher neunzig Grad.«

»Hundertachtzig.«

»Ist er wirklich so schlimm?«, fragte Roddy.

»Es wäre halb so wild, wenn ihm nicht alles immer sofort auf den Magen schlagen würde.«

»Es wäre halb so wild, wenn er öfter was im Magen hätte, meinst du«, sagte ein Peter. »Er lebt nur von einem kleinen Stipendium, und er hat keine Eltern, glaube ich ... Im Grunde isst er nie etwas. Und er reagiert so empfindlich darauf, als arm wahrgenommen zu werden, dass er das bisschen Geld, das er hat, völlig unnütz ausgibt, so wie jetzt.«

»Magst du ihn nicht?«, fragte Theresa.

Peter zögerte. »Es ist nicht so, dass ich ihn nicht leiden könnte, aber er lässt es gar nicht zu, dass man ihn mag, er legt einem einfach zu viele Steine in den Weg. Ich meine, ich weiß ja, dass er klug und interessant ist, aber er ist einfach nicht sehr ...«

»Verträglich«, warf einer ein.

»Er glaubt, alle würden ihn hassen«, sagte Peter.

»Und deshalb ...«, ergänzte der zweite Peter.

»Tun es auch alle«, beendete Alistair den Satz. Erneut lachten alle. »Nein, das hätte ich nicht sagen sollen, das stimmt nicht. Als Geologe ist er sogar unglaublich gut. Er wird bestimmt mal einer der besten.«

Die neue Runde kam. Es standen bereits sechs Gläser und das Dominospiel auf dem Tisch, und für weitere sechs Pints war kaum genug Platz. Rattigan räumte den Tisch ungeschickt um, Bier lief über die Tischplatte. Niemand hatte mehr Lust zu spielen, aber Rattigan, der seinem Spitznamen alle Ehre machte, bekam davon nichts mit. Er ermahnte sie, weiterzumachen, und

um ihn nicht zu beleidigen, gehorchten sie. Die Gespräche flachten ab, und Roddy beobachtete mit beinahe morbider Faszination, wie Rattigan die Atmosphäre zerstörte. Rattigan spielte mit großer Begeisterung, als ob es etwas beweisen würde, wenn er beim Dominospielen gewann. Dann fiel Roddy auf, dass er immer gleichzeitig mit Theresa sein Glas aufnahm, trank und es wieder abstellte. Geschah das absichtlich oder unbewusst? Roddy kämpfte mit dem Lachen, und als er zufällig Alistairs Blick begegnete, war es um ihn geschehen. Beide beugten sich mit zuckenden Schultern über ihre Biergläser.

»Du bist dran«, sagte Rattigan zu Roddy.

Roddy und Alistair brüllten vor Lachen, und innerhalb kürzester Zeit lachten alle. Alle außer Rattigan, der unbehaglich lächelte. Verwirrt sah er sich um, aber dann stimmte auch er in das allgemeine Gelächter ein, mit einem dröhnenden »Ha-ha-ha!«. Das bewirkte, dass alle anderen sofort verstummt, und in dem verlegenen Schweigen, das einsetzte, hatte Roddy Mitleid mit ihm. Er ist verflucht, dachte er, er kann einfach nichts richtig machen.

Die beiden Peter murmelten etwas über einen langen Tag und dass sie früh aufstehen müssten. Die Gruppe brach auf.

»Wie fandest du den Typ?«, fragte Roddy Theresa, als sie zu ihrem Zeltlager zurückgingen.

»Merkwürdig. Interessant. Er hat Augen wie ein Gott. Und ich fand, du warst sehr gemein.«

»Ich?«

»Weil du so gelacht hast.«

»Ich konnte nichts dafür.«

»Ich auch nicht.«

Erneut lachten sie beide.

Von diesem Tag an suchte Rattigan ihre Nähe. Sie versuchten, nett zu ihm zu sein. Wenn man mit ihm allein war, war er leichter zu nehmen, weil er sich dann freier fühlte und voller origineller Ideen und Argumente steckte. Er schien besessen davon zu sein, als Geschäftsmann großen Reichtum anzuhäufen und dann »etwas Nützliches damit zu tun«. Was genau er damit meinte, sagte er allerdings nie.

»Warum studierst du eigentlich Geologie?«, hatte Theresa ihn einmal gefragt.

»Steine.«

Theresa hatte immer weiter gebohrt, bis Rattigan, der Probleme hatte, sich zu artikulieren, ihr eine Antwort gab, mit der sie etwas anfangen konnte.

»Steine sind einfach nur Steine. Sie waren zuerst da. Verstehst du?«

»Ich weiß nicht ... Vielleicht. Na ja, nicht so ganz. Ich ...«

»Die Existenz von Steinen kann niemand leugnen. Das ist alles.«

An jenem Abend kehrte Roddy in großer Erregung von einem einsamen Spaziergang auf den nördlichen Klippen der Insel zurück. Er hatte gerade die Aussicht bewundert, als er einen dunklen Umriss im Wasser gesehen hatte, kaum hundert Meter entfernt. Seine Begeisterung, als er durch sein Fernglas geblickt und einen blasenden Wal erkannt hatte, war kaum zu beschreiben, aber er beschrieb sie trotzdem immer und immer wieder, bis Theresa ihn lachend umarmte.

»Ich habe so etwas noch nie gesehen!«, rief er, die Wange in ihr Haar gedrückt.

»Ich weiß! Das hast du schon mal gesagt.«

»Er machte einen Buckel, sein Schwanz ragte in die Luft – du hättest ihn sehen sollen, er war gewaltig –, und dann verschwand er wieder, aber das Wasser kräuselte sich kaum.«

»Wow!«

Roddy stellte extravagante Behauptungen über seine zukünftige Karriere auf: Er würde seinen Master in Meeresbiologie machen, seine Doktorarbeit schreiben – definitiv etwas über Wale – und eine Autorität auf diesem Gebiet werden.

»Aber letzte Woche wolltest du dich doch noch auf Molekularbiologie spezialisieren, und einen Monat vorher wolltest du aus Gründen, die ich vergessen habe, für ein pharmazeutisches Unternehmen arbeiten – und überhaupt, wie willst du das alles schaffen? Du tust ja überhaupt nichts für dein Studium!«

»Nein, nein, jetzt habe ich das Richtige gefunden. Der Wal hat alles verändert.«

Als er sich ein bisschen beruhigt hatte, sagte Theresa: »Ich habe heute auch ein großes, geheimnisvolles Tier gesehen.«

»Was denn für eins?«

»Fünf Grad ist vorbeigekommen.«

»Ach ja? Na, der weiß ganz sicher, was er vom Leben erwartet.«

»Ja, und es ist erstaunlich, wie er bereits darauf hinarbeitet. Vielleicht hat das ja was mit seinem Hintergrund zu tun. Wusstest du, dass er im Waisenhaus aufgewachsen ist? Er scheint sich dafür zu schämen. Ich habe ihm gesagt, ich fände es eigentlich ziemlich extravagant.«

»Und wie hat er darauf reagiert?«

»Ganz gefühlig. Er wurde rot und räusperte sich. Fast hätte er angefangen zu weinen, und er hat mich auf die Wange geküßt.«

»Irre.«

»Und dann hat er mich gefragt, ob ich mit ihm ausgehe.«

»Was?«

»Ich habe ihn darauf hingewiesen, dass ich bereits vergeben bin.«

»Wie hat er es aufgenommen?«

»Nicht sehr gut. Er ist davongestürmt.«

»Ach du lieber Himmel.«

»Weißt du, seine Augen sind wie die von einem Tier. Einem Tier, das so oft in schrecklicher Gefahr war, dass es nun sicher ist zu überleben. Und das trotzdem ... ich weiß nicht ... zutiefst verängstigt ist.«

Den Rest der Woche schwankte Rattigan zwischen aufgebrachter Empörung und sklavischer Ergebenheit. Theresa ging ein paarmal mit ihm spazieren und berichtete Roddy jedes Mal von einer neuen Besonderheit seines Charakters.

Am letzten Tag sagte Rattigan ihr, dass er sie liebte. Je entschiedener sie ihm sagte, er solle aufhören, desto hartnäckiger wurde er. Dabei sah er sie aus seinen intensiven Augen unverwandt an. Schließlich verlor sie die Geduld mit ihm, stieß ihn weg und sagte ihm, er solle sie in Ruhe lassen. Später lachten Roddy und sie darüber, bis ihnen der Bauch wehtat, auch wenn sie sich dabei besonders grausam vorkamen. Am nächsten Morgen reisten sie ab, ohne sich von ihm zu verabschieden.

In Warwick nahmen sie ihr altes Leben wieder auf. Eines Tages sagte Theresa: »Du errätst es nie – ich habe einen Brief von

Fünf Grad Rattigan bekommen. Er hat sein Examen mit Glanz und Gloria bestanden und hat jetzt einen Job in einem Ölförderungsunternehmen.« Von da an schrieb er regelmäßig, einen Brief pro Woche, und mit der Zeit gewöhnte sie sich daran. Ein paar Monate später sagte sie: »Fünf Grad hat geschrieben, er hat am Montag in Warwick zu tun. Wir sind zum Mittagessen verabredet. Willst du mitkommen?«

Rattigan war geduldig. Vom Anfang bis zum Ende dauerte der Vorgang drei Jahre. Zu keiner Zeit merkte Roddy, der von seinen meeresbiologischen Studien besessen war, was geschah. Als er für einige Monate zur Feldforschung nach Kanada fuhr, erhöhte Rattigan das Tempo und den Druck seiner Aufmerksamkeiten. Gegen Ende der Exkursion erhielt Roddy den Brief.

Liebster Roddy,

es fällt mir schwer, dir diesen Brief zu schreiben, aber schreiben muss ich ihn doch. Ich weiß nicht, wie ich es dir so beibringen soll, dass es dir weniger wehtut, deshalb sage ich es lieber frei heraus. Roddy, es tut mir leid. Ich möchte unsere Beziehung beenden. Ich habe Gefühle für Tony entwickelt ...

Tony, hatte Roddy gedacht. Wer ist Tony?

Zu spät wurde ihm klar, dass sie sich auseinandergelebt hatten, weil alles viel zu selbstverständlich war – aber trotzdem konnte er nicht verstehen, warum sie sich gerade in Fünf Grad Rattigan verliebt hatte. Zu Hause in England folgten lange, tränенreiche Abende, an denen sie behauptete, genauso überrascht

wie alle anderen zu sein. Letztendlich empfände sie jedoch mehr für Tony als für Roddy.

Sie bat ihn, ihr Freund zu bleiben, aber das konnte er nicht. Es war nicht so, dass er es nicht wollte, aber er fühlte sich zerbrochen und allein, und er konnte nur darüber hinwegkommen, wenn er alle Verbindungen abbrach. Ein Jahr nach ihrem letzten Treffen hörte er, dass sie geheiratet hatte.

Er fand eine neue Freundin. Dann eine andere. Mit einer Frau zog er sogar für drei Jahre zusammen. Sie trennten sich, weil er sie nicht heiraten wollte. Die nächste Freundin wurde schwanger, und er war ganz aufgeregt. Sie hatte eine Fehlgeburt, und er stellte fest, dass er froh darüber war. Bald darauf beschuldigte sie ihn, nicht liebevoll genug und distanziert, ja sogar arrogant zu sein, und verließ ihn. Das war die letzte ernsthafte Beziehung, die er gehabt hatte.

Blackfin schwimmt an der Oberfläche und setzt in kurzen Intervallen mit einem stetigen Klicken sein Echolot ein. In diesem stinkenden Meerestreifen, dem Englischen Kanal, fühlt er sich noch nicht zu Hause. Das Meer ist hier nur sechzig Meter tief, schlammig, voller gesunkener Boote, einem Gewirr von Netzen und Abfall. Aber der widerwärtige Gestank ist nicht der Grund, warum er sich nach Tiefe sehnt; das Wasser hier ist zu flach für Kommunikation über große Entfernungen. In tausend Meter Tiefe kann er seine Signale mit fünffacher Schallgeschwindigkeit aussenden, und dann kann er auch die Signale anderer Pottwale empfangen, die Tausende von Meilen entfernt sind.

Er schwimmt stetig. Zwei oder drei Sportboote folgen ihm, aber er nimmt sie kaum wahr. Er will rasch in die Tiefsee und Nahrung aufnehmen. Und er will das Ergebnis seiner einsamen Mission allen Pottwalen im Ozean mitteilen. Und dann wird er wieder in dieses flache, schmutzige Meer schwimmen und an derselben Stelle noch einmal stranden. Die Menschen zu verblüffen, ist seine einzige Chance, sie zum Nachdenken zu bringen.

Etwas verwirrt ihn, während er nach Südwesten in den breiter werdenden Kanal hineinschwimmt. Die Schaulustigen klatschen jubelnd in die Hände, wenn seine riesige Schwanzflosse hoch in die Luft steigt und sein Körper vertikal nach unten sinkt.

Erstaunt registriert er die Signale, die er auf dem schlammigen Meeresboden empfängt – in diesem flachen Meer gibt es noch

andere Pottwale. Ihre in komplexen Codas angeordneten Klicklaute übermitteln die bedeutsamen Nachrichten: Der Mensch hat das Meer erneut verschmutzt; das *Schlammhelle* breitet sich aus, und die Wale sind bereit, am Ufer der Menschenwelt zu sterben, so wie Blackfin dazu bereit war.

Blackfin jubelt innerlich. Er schickt einen Strom von Daten aus. Dann steigt er zur Oberfläche auf. Aufgeregte Rufe ertönen, und die Schaulustigen wundern sich, warum er seine Reise nicht fortsetzt. Sie fahren mit den Booten ganz dicht an ihn heran, aber Blackfin achtet nicht auf sie. Er wartet auf seine Brüder und Schwestern.

* * *

Seit einigen Stunden kamen immer wieder dieselben Berichte. Entlang der südenglischen Küste, von Falmouth bis nach Solent, waren die Seenotrettungszentren der Küstenwache Ihrer Majestät völlig verwirrt. Zuerst hatten sie gereizt reagiert; der Kanal war eine der belebtesten Wasserstraßen der Welt, und das Letzte, was die Küstenwache brauchen konnte, war ein Witzbold, der die Frequenzen blockierte. Aber als immer mehr Meldungen eintrafen, aus Quellen, die zu unterschiedlich waren, als dass man noch an einen Scherz hätte glauben können, begannen sie sich zu fragen, was sie machen sollten.

Phil Bibby war für die gesamte südliche Region verantwortlich. Die »Situation«, wie die Wachoffiziere es nannten, als sie ihn aus einer Sitzung mit der Royal Air Force geholt hatten, dauerte jetzt schon zwei Stunden. Das war bisher erst einmal geschehen, als ein Supertanker mit Äthylacetat zwei Meilen vor Portland

Bill leckgeschlagen war. Die Aufgabe, ihn über die Wale zu informieren, oblag seiner Stellvertreterin, Heather Mahoney, und niemand beneidete sie darum.

»Na, hoffentlich ist es was Wichtiges«, grummelte er und zündete sich vor dem Eingang zum Gebäude eine Zigarette an.

»Na ja, eine große Herde Wale schwimmt den Kanal hinauf.« Er warf ihr einen gleichmütigen Blick zu.

»Mit hoher Geschwindigkeit«, fügte sie verzweifelt hinzu. »Alle paar Minuten kommen neue Meldungen herein, und wir wissen nicht, was wir tun sollen.«

Phil blies einen Rauchring.

»Nichts.«

»Wie bitte?«

»Es sind also Wale im Meer!«, explodierte er und stach mit seiner Zigarette in die Luft. »Ich fasse es nicht, dass Sie mich deswegen aus der Sitzung herausgeholt haben! Du liebe Güte, Heather, es gibt Forellen in der Themse und Seehunde im Solent, wen kümmert das?«

»Phil, mir ist klar, wie sich das anhört, aber bitte lesen Sie einfach mal diese Meldungen.«

Sie hielt sie ihm unter die Nase. Er schnaubte verärgert den Rauch aus, aber nahm die Seiten immerhin entgegen. 15.38 Uhr, der Kapitän eines Trawlers: *mindestens fünfzig Wale überholen das Schiff an Steuerbord ...* 15.45 Uhr von einem Sportboot: *Das Meer hat geschäumt wie ein Schaumbad ...* 15.59 Uhr von einer kleinen Yacht: *Schiff gekentert, wiederhole gekentert, in der Kielwelle einer großen Gruppe von Walen, die mit hoher Geschwindigkeit an der Wasseroberfläche schwimmen, Mannschaft und Boot inzwischen geborgen ...*

Phil blätterte kopfschüttelnd durch die Seiten.

»Es gibt schon über zwanzig Berichte«, sagte Heather, »und sie kommen im Schnitt alle sechs Minuten herein.«

Phil schnipste die Asche von seiner Zigarette ab und sah ihr nach, wie sie aufs Pflaster fiel.

»Verdammte Scheiße«, fluchte er. Er hatte keine Ahnung, was er tun sollte. Damit er seiner Aufgabe gerecht werden konnte, standen ihm unter anderem die Rettungsboote der Küstenwache, die Rettungsflieger der Royal Air Force und sämtliche Funkeinrichtungen zur Verfügung. Passierte etwas an der Küste, konnte er natürlich auf die Unterstützung von Polizei, lokalen Behörden, Feuerwehr, Rettungsschwimmern und Krankenhäusern zählen. Er konnte Rettungsboote hinausschicken, von der Royal Air Force Hubschrauber und von der Marine Schiffe anfordern. Kurz, er verfügte über alle möglichen Resourcen, die er bei den Tausenden von Zwischenfällen, die jedes Jahr vorkamen, auch nutzte.

»So etwas habe ich ja noch nie gehört!«, stöhnte er.

»Das sagen alle, deshalb informieren wir Sie ja auch. Ich meine, an eine höhere Stelle kann ich mich nicht wenden.«

Sie hatte recht. In der Verwaltung waren ihm zwar noch der Chef der Küstenwache und der Direktor der ganzen Bande vorgesetzt, aber was die Ausführung anging, war Phil der größte Affe auf dem Felsen.

»Na, großartig.«

* * *

Das kleine Mädchen begann zu schreien. Jeder in den etwa zehn Sportbooten, die Blackfin umgaben, wandte seine Aufmerksamkeit von ihm ab und ...

»O mein Gott!«

»Seht mal!«

»Daddy!«

Blackfin tauchte unter, aber niemand nahm von ihm Notiz, als Dutzende von Walen mit Höchstgeschwindigkeit an den Booten vorbeisausten. Menschen schrien und jammerten, als die Boote gegeneinander schlugen. Ein schlankes Motorboot kenterte, und die Mannschaft stürzte ins Meer. Auch von einem anderen Boot wurden vier Personen ins Wasser geschleudert; den übrigen gelang es, sich während des kurzen Aufruhrs festzuhalten. Als die Wale weiterschwammen, war Blackfin unter ihnen. Die Leute, die über Bord gegangen waren, wurden aus dem Wasser gezogen. Ein Mann hatte sich den Kopf angeschlagen, und ein Junge hatte einen Schnitt im Fuß, aber ernsthaft verletzt war niemand. Und wieder wurde die Küstenwache mit Meldungen überschwemmt.

* * *

Phil Bibby verfolgte die Route der Wale auf einem Chart. Er hatte seine Leute um sich versammelt. Der Funkoffizier erhielt alle zwei Minuten einen neuen Bericht, und die Position der Wale wurde neu eingetragen.

Ein Mitglied seines Teams war beauftragt worden, den ersten Bericht aufzutreiben, und kam mit der Meldung von zwei »betrunkenen alten Kerlen« im Golf von Biskaya zurück, die am

Nachmittag des Vortags eingegangen war. Andere frühere Berichte ließen darauf schließen, dass die Wale in vierundzwanzig Stunden dreihundert Meilen zurückgelegt hatten.

»Was ist mit dem gestrandeten Pottwal am Strand von Brighton?«, fragte jemand.

»Was soll damit sein?«, fuhr Phil ihn an; er verspürte ein unabändiges Verlangen nach einer Zigarette.

»Äh, ich weiß nicht, aber ich habe gedacht, ich erwähne es mal.«

»Ja, danke, wir haben auch so schon genug an der Backe.«

Zum hundertsten Mal blickte er auf das Chart: Die Wale *konnten* durchaus nach Brighton schwimmen, aber es war einfach völliger Blödsinn, das anzunehmen. Wahrscheinlich durchschwammen sie den Kanal und tauchten in der Nordsee auf; selbst wenn sie strandeten, konnte das überall sein – in Sandown Bay, Bognor Regis, an einer verlassenen Küste. Dass es ausgerechnet Brighton sein würde, war ziemlich unwahrscheinlich. Oder?

Er hatte bereits den Schiffsverkehr vor den Walen gewarnt, und das war schon peinlich genug gewesen. Aber wenn sie nun den Strand in Brighton angriffen? Ach du lieber Himmel, dachte er dann, wie kam er bloß auf *angreifen*? Das waren Wale, keine Kriegsschiffe. Aber wenn sie dort strandeten, wären sie in zwanzig Minuten da. Vielleicht sogar schneller ...

Alle zehn Minuten war er nach draußen gerannt, um eine Zigarette zu rauchen, und sein Päckchen Marlboro hatte sich in erschreckendem Tempo geleert. Ich habe nur noch drei Zigaretten, dachte er jetzt, während er versuchte, die Situation in den Griff zu bekommen. Er zog eine der drei Zigaretten aus der Packung und klopfte damit auf den Kartentisch. Ich stecke in ei-

nem Dilemma, überlegte er angewidert. Wenn ich die Polizei in Brighton nicht anrufe und die Wale dort stranden, dann verliere ich meinen Job, und außerdem gelte ich als unentschlossener Zauderer; wenn ich aber anrufe, und die blöden Wale tau-chen dort gar nicht auf, dann bin ich die absolute Lachnummer. In diesem Moment zerbrach seine Zigarette in zwei Hälften – *Scheiße!*

»Verbinden Sie mich mit der Polizei von Brighton.«

* * *

Am Strand war beinahe schon wieder Normalität eingekehrt. Wo Blackfin gestrandet war, säuberten Arbeiter in Gummimänteln den Strand von dem Schmiermittel. Immer noch lungerten ein paar Schaulustige herum, die nicht einsehen wollten, dass die Aufregung vorbei war. Touristen und Tagesausflügler liefen über den Strand, legten ihre Strandmatten aus und stellten Liegestühle auf. Die Fernsehtteams, die den triumphierenden Roddy gefilmt hatten, waren verschwunden, aber er wurde immer noch von zahlreichen Zeitungsjournalisten umlagert.

Whitaker und Ally saßen mit gekreuzten Beinen im Kies und warteten. Obwohl sie kurz ins Meer gehüpft waren, um sich voll bekleidet die klebrige Schmiere der Rückflutung abzuwaschen, sahen sie immer noch aus wie Seevögel, die man aus dem Öl gezogen hatte. Whitaker hatte keine Ahnung, wer Ally war oder in welcher Verbindung sie zu Roddy stand, aber er wusste, dass die beiden sich auf einen Kaffee verabredet hatten. Er genoss ihre Gesellschaft, und sie schien sich bei ihm auch wohlzufühlen.

»Okay«, sagte Whitaker, als eine Gesprächspause eintrat,
»dann sind Sie also Roddys lang vermisstes Kind der Liebe?«

»Nein.«

»Eine entfernte Cousine?«

»Nein.«

»Eine Kollegin?«

»Wohl kaum.«

»Doch nicht seine Freundin?«

»Hat er keine Partnerin?«, fragte Ally.

»Nein. Seit Jahren schon nicht mehr, glaube ich.«

»Wieso das denn?«

»Ich weiß nicht. Es scheint ihm nichts auszumachen, oder zumindest nimmt ihn seine Arbeit so in Anspruch, dass er es nicht bemerkt.«

Ally hatte keine Gelegenheit mehr, darüber nachzudenken.

»Es tut mir leid, dass Sie warten mussten«, sagte Roddy.

»Macht nichts.«

»Sollen wir einen Kaffee trinken gehen?« Er lächelte Ally an.

»Oder müssen Sie nach Hause und sich sauber machen?«

Whitaker sah ihnen nach, wie sie über den Kiesstrand zur Promenade stapften. Plötzlich wurde ihm melancholisch zumute, und er wünschte, er hätte sich getraut, sie nach ihrer Handynummer zu fragen. Er drehte sich um und ging langsam zum Meer hinunter.

Unter Roddys Füßen knirschte der Kies, und auf einmal war er schrecklich schüchtern. Er wusste nicht, wie er ein Gespräch mit Ally beginnen sollte. Vielleicht ging es ihr ja genauso. Schweigend gingen sie mit gesenkten Köpfen nebeneinander her.

Das ist Theresas Tochter!, dachte Roddy staunend. Was Theresa jetzt wohl macht? Wie sie wohl aussieht? Ob ich sie nach mehr als zwanzig Jahren überhaupt noch wiedererkennen würde? O Mann, es kommt mir vor wie ein völlig anderes Leben, eine völlig andere Welt. Er stellte sich Theresa in unterschiedlichen Kontexten vor – als Lehrkraft an einer Provinzuniversität, als Autorin von Fachbüchern, als Übersetzerin, als Mutter von fünf Kindern –, und sein Herz schmerzte.

»Da ist der Waltyp«, sagte jemand. Ally warf Roddy einen Blick zu und lächelte ihn an.

Was soll ich jetzt zu diesem Mädchen sagen?, dachte er. Sie sind also Studentin/Oben-ohne-Model/Auszubildende bei Marks & Spencer ... Wie interessant ... Ach, übrigens, ich habe Ihre Mutter geliebt ...

Plötzlich war ein Helikopter über ihren Köpfen. Er flog so niedrig, dass ihnen das Geräusch in den Ohren wehtat und sie sich unwillkürlich duckten, als er über sie hinweg zum Meer flog.

»Was ist denn jetzt los?«, fragte Ally.

»Keine Ahnung.«

Sie waren beinahe oben am Strand angekommen, als sie das Heulen der ersten Sirene hörten. Streifenwagen hielten mit kreischenden Bremsen auf der Promenade, und Polizisten sprangen heraus.

DIES IST EIN NOTFALL, VERLASSEN SIE SOFORT DEN STRAND! DIES IST EIN NOTFALL, VERLASSEN SIE SOFORT DEN STRAND!, ertönte es aus Lautsprechern.

Roddy und Ally warfen sich ungläubige Blicke zu. Polizisten rannten an ihnen vorbei zum Meer hinunter, wobei sie allen zu-

schrien, sie sollten sich in Sicherheit bringen. Frauen begannen zu schreien, und als Roddy sich suchend umschaute, sah er auf dem Meer einen dunklen Bereich, in dem das Wasser schäumte. Es war wie ein Miniatursturm, der auf die Küste zuraste.

»Whitaker!«, brüllte er.

* * *

Aber Whitaker hört Roddys Schrei nicht. Er starrt wie gebannt auf einen kochenden Wirbel von dunklen Leibern, die das Land fast schon erreicht haben.

»Gott«, keucht er.

Auf allen vieren versucht er, den Kiesabhang hinaufzuklettern, aber seine Füße gehorchen ihm kaum, die Kiesel rutschen und kullern unter ihm weg; er kommt nicht schnell genug weg.

Blackfin schwimmt dicht unter der Oberfläche. Das Wasser gleitet von seinem Körper ab, fließt durch die Rillen in seiner Haut. Noch nie ist er mit solcher Freude so schnell geschwommen. Das Meer wird immer flacher, neben ihm sind die dunklen Gestalten seiner Brüder und Schwestern, die dicht gedrängt im selben Tempo wie er dahingleiten. Er schwimmt durch einen Fischschwarm, über ein vertäutes Ruderboot, er hebt sich impulsiv aus dem Wasser. Kurz sieht er den Strand, die Menschen, die aufwärts hasten, und dann wird alles leichter und heller, sein mächtiger Leib zieht einen Graben, ein anderer Wal kracht in seine Flanke, Kieselsteine bohren sich in seine Unterseite, und mit ekstatischem Schmerz schlägt er an Land auf.

Ein dunkler, riesiger Schatten schießt an Whitaker vorbei. Der Kies knirscht ohrenbetäubend, und der Anblick brennt sich

ihm für immer ins Gedächtnis, die schreckliche Wahrheit, dass ein menschliches Wesen gleich unter diesem lebenden Fleischberg begraben wird. Whitaker, der immer noch panisch den Hang hinaufkrabbelt, weiß einen kurzen Moment lang, was ihm widerfahren wird, und dann widerfährt es ihm, als der Wal auf ihn fällt.

* * *

Es hatte wahrscheinlich kaum länger als eine halbe Minute gedauert, aber Roddy und Ally, die oben vom Strand aus zugeschen hatten, kam es viel länger vor. Roddys Gedanken überschlügen sich, als er diesem Schauspiel beiwohnte, das theoretisch eigentlich unmöglich schien. Er sah fünfzig, sechzig, vielleicht achtzig Wale unterschiedlicher Spezies, die sich mit einer solchen Wucht auf den Strand warfen, dass die Kieselsteine hochspritzen und wie tödliche Wurfgeschosse wieder zu Boden fielen. Und er sah Menschen sterben. Stumm vor Entsetzen oder laut schreiend, keuchend oder weinend, versuchten sie sich, auf allen vieren oder aufrecht gehend, in Sicherheit zu bringen. Doch einige erreichten den zweiten Hang nicht mehr. Es ist vorbei, sagte sich Roddy schließlich. Das Meer schlug sanft und rhythmisch gegen den Strand. Dutzende von Walen lagen bewegungslos auf dem Kies, massiv und harmlos wie einsame Monolithen in einer Wüste.

Unnatürliche Stille legte sich über das Entsetzen. Die Gehirne sträubten sich dagegen, das Erlebte zu verarbeiten. Zuschauer, Polizisten, alle standen nur da und starrten auf den Strand. Männer, Frauen, Kinder, die es bis nach oben geschafft hatten,

lagen ganz still wie Überlebende eines Schiffsunglücks, die an Land gespült worden sind. Dann schrie ein verletzter Mann, und ein Wal blies. Es war wie ein Signal. Auf einmal bliesen viele Wale, und ihre gewaltigen Atemzüge klangen wie die Rufe archaischer Götter.

Roddy merkte erst, dass Ally seinen Arm gepackt hatte, als sie ihn wieder losließ. Wie viele andere ging auch er über den Kies zu den Walen. Den ersten, an dem er vorbeikam, sah er kaum an. Er musste jetzt mitten unter ihnen sein, und als er dort stand ... Es war, als hätte er sich in einem undenkbaren Labyrinth verirrt. Er ging an einem ausgewachsenen Pilotwal vorbei, trat über einen langen, schlanken, sichelförmigen Delphin, bis schließlich ein gewaltiger Finnwal ihm den Weg versperrte – hässlich, unleugbar hässlich, und so voller Muscheln wie der Kiel eines alten Schiffs.

Die Verletzten begannen zu rufen, aber ihre Schreie gingen in dem lauten Jaulen der Sirenen unter, als die Krankenwagen angefahren kamen. Roddy stand immer noch unter Schock. Vielleicht konnte er auch nicht akzeptieren, was passiert war, weil er zu viel über Wale wusste. Und im Hinterkopf meldete sich nagend das Gefühl, etwas übersehen zu haben – was hätte ich tun sollen?, fragte er sich –, aber er konnte es nicht richtig greifen. Ein zermalmter Körper brachte ihn zum Stehen. Nur an den blutdurchtränkten Kleidern konnte man erkennen, welcher Körperteil welcher gewesen war und dass es sich um eine Frau gehandelt hatte. Ein Wal war direkt über sie hinweggerutscht. Er dachte daran, wie er die Freiwilligen vor dem Gewicht des Wals gewarnt hatte – wann war das gewesen? Vor einer Stunde, vor einer Ewigkeit?

Jetzt wimmelte es zwischen den Walen von Menschen, die Ausschau nach Verletzten hielten oder einfach nur glotzten. Roddy ging an einem Graben entlang, der vom Meer direkt zu den Schwanzflossen eines Pottwals führte. Ohne die leiseste Überraschung sah er einen sauberen, v-förmigen Schnitt in einer Flosse. Die Wunde war noch frisch – Blackfins Personalausweis.

»Dr. Ormond – Dr. Ormond!«

Das habe ich gebraucht, dachte Roddy. Ich brauchte jemanden, der mich anspricht, damit ich aus der Erstarrung erwache. Erleichtert hörte er den Klang seiner eigenen Stimme, als er antwortete.

»Man hat mich zu Ihnen geschickt. Ich bin Ihr Verbindungsmanн zur Rettungstruppe«, sagte ein junger Polizist. »Natürlich steht die Bergung der Verletzten jetzt an erster Stelle, aber mein Vorgesetzter lässt fragen, ob wir etwas für die Wale tun können.«

»Besorgen Sie Schläuche und sprühen Sie Meerwasser über die Tiere.«

»Ja, ich gebe Bescheid. Aber wahrscheinlich kann das erst passieren, wenn die Verletzten geborgen sind.«

»Ich habe eine tote Frau gesehen«, sagte Roddy. »Dort drüber.«

Der Polizist nickte. Sie blickten sich beide um. Mittlerweile liefen überall Polizisten, Sanitäter und Feuerwehrleute herum, um dieser unvorhergesehenen Situation so gut wie möglich gerecht zu werden. Auch die Zahl der Schaulustigen war angewachsen.

»Diese Leute müssen hier verschwinden«, sagte Roddy.

»Ja, wir sorgen dafür, sobald wir genügend Leute vor Ort haben.«

Immer noch lastete ein schreckliches Gewicht auf Roddy, es wog schwer wie Schuld.

»Sir«, sagte der junge Polizist, »Sir, wie konnte das passieren?« Er machte eine vage Handbewegung, die die gesamte Szenerie umfasste.

»Es konnte gar nicht passieren«, antwortete Roddy.

»Sir«, versuchte der Mann es noch einmal. Er wirkte noch so jung, fast wie ein Pfadfinder. »Ich glaube ...«

In diesem Moment hob sich der Schleier der Trance, der auf Roddy gelegen hatte.

»Mein Assistent – ach du Scheiße, mein Assistent, er war hier ...«

»Ist es ein Schwarzer?«

»Ja, er ...«

»Es tut mir leid, aber wenn wir dieselbe Person meinen, dann gehört er, glaube ich, zu den Verletzten ...«

»Um Gottes willen.«

»Er liegt dort hinten, wenn es dieselbe Person ist.«

Rattigans Chauffeur und seine neue Privatsekretärin langweilten sich. Seit fast einer Stunde parkte der Bentley nun schon vor einem unauffälligen modernen Gebäude in Southwark nahe der U-Bahn-Station. Ein diskretes kleines Schild wies darauf hin, dass das Gebäude Dewdrop House hieß.

»Was ist das hier überhaupt?«, fragte die Sekretärin.

»Keine Ahnung.«

»Es sieht aus wie ein Studentenwohnheim, nur ohne Studenten.«

»Ah ja?«, erwiederte der Chauffeur müde. Er war am Studentenleben nicht interessiert.

»Aber warum sitzt er einfach hinten drin und tut gar nichts?«

»Weiß nicht. Das macht er manchmal. Du gewöhnst dich besser schon mal daran.«

Im Fond saß Rattigan und starrte aus dem Fenster auf den Eingang von Dewdrop House. Aus dem Radio drang leise Musik, aber er hörte nicht zu. Nach dem Schock der Begegnung mit Ally war er beinahe instinktiv hierhergekommen. Auf dem Rücksitz lagen zerlesene Bücher und Dokumente: *Jahresbericht Dewdrop House; Fallstudien Kindesmissbrauch; Rechte des Kindes – Realität oder Rhetorik?*, außerdem der Kostenvoranschlag einer Baufirma für den Bau eines neuen Flügels.

Niemand in Dewdrop House, einem Pflegeheim für missbrauchte und verletzte Kinder, wusste, wer er war. Er war nie mit

jemandem vom Personal oder den Kindern zusammengetroffen. Aber er war derjenige, der das Heim entworfen und gegründet, den Bau überwacht und die Heimleitung gebilligt hatte. Der Bau hatte fünf Millionen gekostet, und die jährlichen Unterhaltungskosten beliefen sich auf zwei Millionen Pfund. Jeder Penny kam aus seiner eigenen Tasche, über einen anonymen Trust Fund, den er vor fünfzehn Jahren gegründet hatte.

Die Eingangstür des Hauses ging auf. Über die niedrige Mauer und den schmalen, gepflegten Rasen hinweg sah Rattigan einen etwa zehnjährigen Jungen herauskommen. Er setzte sich auf eine Bank, verschränkte die Arme und ließ den Kopf hängen. Wer mag das wohl sein, dachte Rattigan, und was mag er erlebt haben? Der arme kleine Kerl. Er ist doch noch ein Kind. Rattigan kannte die Geschichte aller Kinder in Dewdrop House, ebenso wie in den anderen drei Therapiezentren, die er errichtet hatte.

Wut über gewisse Ungerechtigkeiten erfüllte ihn: Eine davon war, dass Kinder von Erwachsenen so leicht missbraucht werden konnten; eine andere, dass er auch einmal so ein Kind gewesen war. Das war eine widerwärtige Tatsache, die er weder analysieren noch verstehen wollte. Es war so viel einfacher, Kindern jetzt zu helfen, als das Kind zu begreifen, das er einmal gewesen war. Wenn Ally von all dem wüsste, dachte er traurig, würde sie mich vielleicht nicht als reich und nutzlos bezeichnen. Das Gleiche galt für Theresa. Andererseits: Wenn sie davon wüssten, wüssten sie alles über mich. Und das will ich nicht.

Wie schon als Kind gab er sich immer noch die Schuld.

Der Junge hatte sich eine Zigarette angezündet. Er blies Rauchringe in die Luft. Unwillkürlich musste Rattigan über sein trotziges Verhalten lächeln. Auf einmal drang die Stimme des

Radio-Moderators in sein Bewusstsein. Der Ton der Sendung hatte sich geändert, vielleicht hatte auch jemand angekündigt, dass das Programm für eine Sondermeldung unterbrochen würde, und jetzt hörte Rattigan halb ungläubig, wie ein Reporter aufgeregt berichtete, am Strand von Brighton hätten Wale Menschen umgebracht. Und dann fügte der Reporter hinzu: »Dr. Roderick Ormond, der die Rückflutung eines gestrandeten Pottwals geleitet hatte ...« Ormond? Warum wurde der plötzlich erwähnt? Der Mann, den meine Frau mehr geliebt hat als mich.

»Fahren Sie mich nach Hause«, bellte er in die Sprechanlage.

* * *

Die Rattigans lebten in einer Multimillionärssiedlung in der Nähe von Hampstead Heath. Das neogeorgianische Gebäude war von hohen Mauern umgeben, mit elektronischen Toren, Überwachungskameras, Wachpatrouillen und Hunden gesichert. Es ähnelte einem halbautonomen Staat, der sich vom gewöhnlichen Leben abgelöst hatte.

Theresa befand sich in ihrem Hobbyraum. Es war der einzige Raum im gesamten Haus, in dem sie sich vor dem ständigen psychischen Druck und der gelegentlichen Gewalttätigkeit ihres Mannes einigermaßen sicher fühlen konnte. Tony nannte den Raum verächtlich nur »das selbstklebende Kunststoffzimmer«. In der Vergangenheit war sie verschiedenen intellektuellen Interessen nachgegangen: Botanik, Sprachen, Astronomie. Aber anscheinend hatte Tony sich durch ihre Leistungen bedroht gefühlt. Sie hatte versucht, sich für Geologie zu begeistern, damit sie ein gemeinsames Interesse hatten, aber aus irgendeinem

Grund hatte er darauf gereizt reagiert. Seit vielen Jahren machte er sich in erster Linie lustig über alles, was sie tat, zumal sie sich in der letzten Zeit auch nur noch in der Lage fühlte, mit Farbe und Leim zu experimentieren.

Was für eine Verschwendug, dachte sie gequält – was für eine schreckliche Verschwendug von Liebe und von Leben. Seinem und meinem Leben.

Ihr neuestes Hobby war Decoupage. Konzentriert runzelte sie die Stirn, als sie blassgelben Lack auf die Kopie einer viktorianischen Strichzeichnung eines Blumenkorbs auftrug. Dann hängte sie das Blatt Papier zum Trocknen an eine Leine. Ein Dutzend anderer Blätter hingen bereits dort und warteten darauf, zugeschnitten und auf eine alte Standuhr, die sie gekauft hatte, aufgeklebt zu werden. Sie nahm eines der bereits getrockneten Blätter, das Bild eines Welpen, das bereits braun lackiert war, und begann die Augen auszumalen. Ihre Hand zitterte leicht. Vor ein paar Minuten hatte sie den Bentley in der Einfahrt gehört. Ich bin viel zu nervös, ich muss mich mehr auf den körperlichen Rhythmus konzentrieren ... Sie steckte die Zunge zwischen die Zähne, und so konzentriert wie ein kleines Kind, das ein Wort schreibt, malte sie dem Welpen ein rotes Halsband.

Die Muskeln ihres schmalen Handgelenks zogen sich zusammen und entspannten sich. Ihre Finger waren lang und schlank und sahen immer noch jung aus. Die Nägel waren nicht lackiert; sie schminkte sich nur, wenn er es ihr sagte. Aber das geschah in der letzten Zeit nur noch selten.

Manchmal bewunderte sie sich selbst im Spiegel. Nicht schlecht, dachte sie dann zögernd, für eine Frau über vierzig. Wenn ich mir die grauen Haare auszupfe, gehe ich ohne Weiteres noch für fünfunddreißig durch. Ich habe immer noch

gute Haut, einen guten Körperbau, Grübchen. Mein Gesicht ist hübsch, dachte sie, aber ich bin viel zu dünn. Ich habe seit Jahren nicht mehr richtig gegessen.

Der Welpe war fertig, das rote Halsband und das blaue Körbchen leuchteten. Sie hängte das Bild zum Trocknen auf und stieß einen leisen Seufzer der Zufriedenheit aus. Ein schrilles Klingeln ließ sie zusammenfahren.

Im Hobbyraum war eine Klingel installiert, damit er sie rufen konnte. Er hatte sie vor zehn Jahren einbauen lassen, kurz nachdem sie ihn hatte verlassen wollen. Ihn verlassen zu wollen war, neben der Tatsache, dass sie ihn geheiratet hatte, der zweitgrößte Fehler ihres Lebens gewesen. Einen oder zwei Tage lang war er außer sich vor Wut gewesen und hatte sie geschlagen, und dann hatte er ihr bis ins kleinste Detail erläutert, welche legalen oder illegalen Methoden er anwenden würde, damit sie Ally nie wieder zu sehen bekäme. Also war sie bei ihm geblieben, gefangen in einer Ehe, die plötzlich zehnmal schlimmer war als vorher. Und von da an waren sämtliche Charakterzüge, die sie an ihm nicht mochte, noch stärker hervorgetreten. Seine Jagd nach Reichtum wurde zwanghaft und beherrschte sein ganzes Sein, seine Geschäftsabschlüsse fanden am Rande der Legalität statt, und er behandelte sie schlecht, während sein Verhältnis zu Ally auf ungesunde Weise intensiver wurde.

Ein paar Minuten lang saß sie still da und versuchte, sich zu beruhigen. Rasch nahm sie ein paar Tabletten aus einer Schale und schluckte sie. Dann ging sie nach unten. Er saß in dem Wohnbereich, den sie Allys Zimmer nannten, einfach weil Ally ihn dem großen, eleganter eingerichteten, formellen Wohnzimmer immer vorgezogen hatte.

»Guck dir das an«, sagte ihr Mann. Er saß zusammengesunken in einem schwarzen Ledersessel und sah fern.

»Was ist das?«, fragte sie so neutral wie möglich.

»Na, offensichtlich die Nachrichten«, fuhr er sie an.

Nervös ließ sie sich auf der Kante des Sofas nieder. Es dauerte einen Moment, bis die Stimme des Sprechers in ihr Bewusstsein drang. »... erschreckender Vorfall ... drei Tote und sechsundzwanzig Verletzte ... fünf Personen in kritischem Zustand ... viele Spezies ...«

»Achtundsieben Wale!«, rief Rattigan. »Sie haben sich im Rudel auf den Strand geworfen!«

Fasziniert schaute Theresa auf den Bildschirm, während ihr Mann zwischen den einzelnen Kanälen hin und her schaltete. Er schien etwas zu suchen. »... die Wissenschaftler wollen durch Analyse der Gräben die Geschwindigkeit berechnen, mit der ...«

»... neunundzwanzig Zwergwale, neunzehn Pilotwale, zwölf Pottwale, sechs Finnwale, fünf Seiwale, drei Killerwale und ...«

»... keine Übertreibung, dass dies die wichtigste Nachricht seit ...«

Ungeduldig schaltete Rattigan erneut um.

»... der Premierminister sprach den Familien der Opfer sein tief empfundenes Mitgefühl aus und versprach, keine Mühen zu scheuen, um ...«

»... kein klarer Konsens unter Meeresbiologen ...«

»... Dr. Roderick Ormond beim Verlassen des Royal Sussex County Hospital, nachdem er seinen Assistenten besucht hat, der bei dem Unglück schwer verletzt wurde ...«

Theresa wurde blass. *Roddy* ... Roddy, dachte sie, er wird langsam grau – er sieht aus wie sein Vater. Wie geht es ihm? Ich

glaube es nicht ... Er kam aus dem Krankenhaus und war sofort von Journalisten umringt.

»Sir, wie geht es Ihrem Assistenten, Sir?«

»Kein Kommentar.«

»Können Sie erklären, was heute passiert ist?«

»Nein, das kann niemand erklären.«

»Stimmt es, dass -«

»Dr. Ormond, hat es jemals ein ähnliches Ereignis gegeben, bei dem Menschen ums Leben gekommen sind?«

»Nein.«

»Dr. Ormond, stimmt es, dass Sie in ein Notfallkomitee der Regierung und der hiesigen Behörden einberufen werden?«

»Davon habe ich noch nichts gehört.«

»Was ist mit -«

»Tut mir leid, mehr kann ich im Moment nicht sagen.«

»Sir!«

»Sir, Sir!«

»Dr. Ormond!«

Die Kameras zeigten, wie er sich seinen Weg durch die Menge bahnte, wobei er kaum durchkam, bis die Polizei ihm half.

Rattigan wandte sich zu seiner Frau und zog die Augenbrauen hoch.

»Erste Liebe?«, murmelte er.

Sie wusste, dass er sich bedroht fühlte, aber sie hatte trotzdem Angst vor ihm und konnte ihm nicht in die Augen blicken. Ich bin nichts mehr, sagte sie sich, ich fühle mich kaum noch lebendig. Er sieht mich an wie fehlerhafte Ware ... Ich muss mich jetzt einfach darauf konzentrieren, aus dem Zimmer zu gehen.

»Du bist jämmerlich«, sagte er erschöpft. »Geh zu Bett. Ich komme später nach.«

Es war erst acht Uhr. Vorsichtig ging sie auf unsicheren Beinen zur Tür.

»Na, mach schon. Und zieh das rosa Ding an!«, rief er ihr noch hinterher.

Er betrachtete ihre knochige Gestalt, und plötzlich stieg schmerhaftes Schuldgefühl in ihm auf – sie sieht aus wie ein unterernährter Zombie, dachte er. Habe ich ihr das angetan? Sie sollte keine Angst vor mir haben. Ich habe versucht, ihr alles zu geben. Wenn sie mich mögen würde, hätte sie keine Angst vor mir. Aber sie begreift es nicht.

Liebt sie Ormond immer noch?

Er streckte seine Beine aus. Ormond war Meeresbiologe, Experte für Wale ... Warum? Wo waren sein Geld und seine Macht? Was tat er denn Gutes? Warum begreifen die Leute das nicht? Und – er verzog das Gesicht – warum bin ich so eifersüchtig? Warum war ich nie wie er, wie alle?

Seine bitteren Gedanken drehten sich im Kreis, und er sah sich von allen ungeliebt: als Kind, als Student, als Ehemann und jetzt sogar als Vater.

Die Bilder im Fernsehen drehten sich nur um die Wale: Aufnahmen vom Strand, Fachleute, die ernst betonten, wie wichtig es sei, die Tiere wieder ins Meer zurückzubringen; der Bruder eines Opfers, der halb wahnsinnig vor Trauer schrie, man solle die Wale genauso erschießen wie Hunde, die ein Kind zu Tode beißen; eine Wiederholung des ersten Interviews von Dr. Roddy Ormond mit Kate Gunning, bei dem er keine gute Figur gemacht hatte. Höhnisch verzog Rattigan das Gesicht und schlug mit der Faust auf die Armlehne seines Sessels. Er brauchte Erleichterung. Der misstrauische Gesichtsausdruck seiner Frau fiel ihm ein.

Im Fernsehen waren jetzt die ausländischen Fachleute zu sehen, die ihre Meinung zu Brighton äußerten. Ernste Skandinavier, philosophische Franzosen und erregbare Italiener wurden befragt. Man zeigte zwei Japaner, die wütend fuchtelnd diskutierten. Die blöden Japsen, dachte Rattigan; so ein fanatisches Volk.

Er wusste nicht genau, wann ihm die Idee gekommen war. Wahrscheinlich hatte es etwas mit den Japanern zu tun, die er im Fernsehen gesehen hatte. Die Idee war so genial wie unerhört, eigentlich undenkbar. Ob sie wohl durchgeführt werden könnte?, dachte er elektrisiert. Seine Handflächen wurden feucht vor Erregung, und er wischte sie an den Hosenbeinen ab.

Er fand zwar keine Erleichterung, aber immerhin Ablenkung. Mit gierigem professionellem Interesse sah er sich die Fernsehberichte an und machte sich Notizen. Seine Haut prickelte vor Erregung. Es steckt so viel Geld darin, sagte er sich. So viel Geld ...

Stundenlang sah er fern. Kurz nach Mitternacht wurde verkündet, dass Komitees gebildet worden waren: ein kleines Wal-Krisenkoordinationsteam und ein größeres Notfallkomitee. Das kleine Team bestand aus Wal-Experten, die sich um die gestrandeten Wale kümmern und erforschen sollten, warum sie das Meer verlassen hatten. Das größere Komitee bestand hauptsächlich aus Vertretern der lokalen Behörden und der Notfaldienste, die die notwendigen Maßnahmen sichern sollten, falls das Koordinationsteam Rettungspläne entwickelte.

Um zwei Uhr morgens wurde verkündet, das Wal-Krisenkoordinationsteam würde von Dr. Roderick Ormond geleitet, und er habe Dr. Derek Petersen und Ms Kamala Mohandhas als weitere Mitglieder berufen. Rattigans Augen weiteten sich verwun-

dert; seine Idee war nur erfolgreich, wenn absolut jeder, der für die Wale verantwortlich war, vernichtet würde. Er hielt kurz inne, um sich einen ruinierten, verzweifelten Roddy Ormond vorzustellen – eine äußerst befriedigende Fantasie, zumal er davon überzeugt war, dass seine Frau den Mann auch nach so vielen Jahren noch liebte.

Bevor er nach oben ging, rief er einen seiner Mittelsmänner an und wies ihn an, mit Tokio zu telefonieren; er finanzierte dort ein Unternehmen, das ihm sehr nützlich sein konnte. Dann raffte er sich auf und ging ins Schlafzimmer zu seiner Frau.

* * *

Theresa lag im Bett. Als sie sich hingelegt hatte, war sie ganz benommen gewesen; Erinnerungen an Roddy hatten sie überwältigt. Im Geiste sah sie ihn wie auf alten Fotos: schlafend auf einem Schaukelstuhl, in der Küche, wo er stolz neben einem ungenießbaren Eintopf stand, im Bett, die Decke bis an die Augen hochgezogen. Und sie sah ihn bei ihrer letzten Begegnung vor sich, als sie ihn gebeten hatte, ihr Freund zu sein. Aber er hatte den Kopf geschüttelt und gesagt, dass er dazu leider nicht die Kraft hätte. Und dann war er aus ihrem Leben verschwunden. Unruhig wälzte sie sich hin und her. Der Cocktail an Antidepressiva, den sie genommen hatte, versetzte sie in einen unangenehmen Bewusstseinszustand. Vielleicht hatte sie auch ein wenig Fieber. Als Ally ihr in den Sinn kam, begann sie zu schluchzen, ohne es zu merken. Ich wollte dich doch nur schützen, sagte sie sich. Wie hieß der Junge noch mal? John. Don. Dave. Ein netter Junge, ein dummer Junge. Der Himmel wusste,

was Tony mit ihm angestellt hätte, wenn er es herausgefunden hätte. Ally, du weißt nichts von solchen Dingen, du weißt gar nichts. Ich habe dich verloren.

Die Tür öffnete sich und das Licht ging an.

»Ich habe dir doch gesagt, du sollst das rosa Ding anziehen«, sagte er grimmig.

»Ich habe es vergessen«, flüsterte Theresa erschrocken. Sie kauerte sich zusammen, als er auf das Bett zukam.

Es war halb fünf Uhr morgens. Der fast volle Mond hing über achtundsiebenzig bewegungslosen Walen. Das Licht glitzerte kalt und blau auf den glatten, dunklen Leibern. Am Strand war es still, und man hörte nur das Rauschen des Meers und das Einatmen der Tiere. Die Menschenmenge war auf ein Viertel geschrumpft, und die Polizei hatte die Gelegenheit wahrgenommen, um sie ein paar Hundert Meter weiter zurückzudrängen. Helikopter, die bis vor Kurzem über den Walen ihre Kreise gezogen hatten, um Luftaufnahmen zu machen, waren per Gerichtsbeschluss weggeschickt worden, und auch die Fernsehtteams, die die Szene in ein gespenstisches künstliches Licht getaucht hatten, waren schließlich einsichtig geworden, nachdem ein brasilianisches Filmteam verhaftet worden war.

Roddy und sein alter Freund Derek Petersen standen nebeneinander vor den Walen. Die beiden Männer warteten auf die Tierärztin Kamala Mohandhas, die die Tiere untersuchte. Derek war gerade erst angekommen. Schweigend starrte er auf die Wale. Er stand breitbeinig, mit den Händen auf dem Rücken, da und wirkte eher wie ein Seemann, der prüfend aufs Meer blickt. Sein sorgfältig gestutzter weißer Bart verstärkte diesen Eindruck noch. Derek war Mitte fünfzig. Er war Roddys Doktorvater gewesen und hatte seinen Studenten vor zwanzig Jahren als »äußerst begabt und sehr schlampig« bezeichnet. Sie waren eng befreundet.

»Du hast mir noch nicht von deinem Assistenten erzählt«, sagte Derek schließlich.

Roddy schüttelte den Kopf. Er konnte immer noch kaum glauben, was alles passiert war und dass er jetzt eine Operation leitete, die von der ganzen Welt beobachtet wurde. Er hatte das Gefühl, sein Leben sei völlig auf den Kopf gestellt worden.

»Sie haben ihn gerade untersucht, als ich da war, der Glasgow-Koma-Test oder so. Sie wollten mich nicht zu ihm lassen. Es sieht nicht gut aus.«

»Das tut mir leid. Was für eine schreckliche Sache.«

Aus der Menge der Schaulustigen drang ein unvermuteter Jubelruf zu ihnen herüber, und weiter entfernt kreischten die Bremsen eines Autos. Im Mondlicht wirkte Roddys Gesicht geisterhaft. An seiner Nase hingen Wassertropfen von den zwei Pumpen mit Meerwasser, die vor der Küste aufgebaut worden waren.

»Derek ...«

»Ja?«

»Derek, es handelt sich um ein aggressives, koordiniertes Strandens von Walen unterschiedlicher Spezies, und das ist ein einzigartiges Naturereignis mit weitreichenden Implikationen.«

»Nun ja.«

Roddy fuhr sich mit den Fingern durch die feuchten Haare. »Aber irgendwie ist es auch noch mehr als das. Es stellt alles auf den Prüfstand, was wir wissen. Heute ist der Tag, an dem sich die Beziehungen zwischen Mensch und Tier für immer verändert haben. Alles wurde über den Haufen geworfen – *von den Tieren!*«

Derek nickte langsam, antwortete aber nicht. Er schaute auf, als eine Frau zwischen den gestrandeten Walen vor ihnen auf-

tauchte. Schwer atmend kletterte sie einen Kieshang hinauf. Wasser perlte von ihrem gelben Ölzeug. Sie streckte Derek die Hand hin.

»Sind Sie Derek? Hallo, ich bin Kamala Mohandhas.«

»Hi. Wie geht es den Tieren?«

»Sie sind in einem bemerkenswert guten Zustand. Ich habe mir sechs angeschaut, alle von unterschiedlichen Spezies. Der Herzschlag ist fast normal, keine offensichtlichen Zeichen von Stress. Natürlich habe ich Blutproben genommen, um sie ins Labor zu schicken – die Blutzuckerwerte könnten problematisch sein, da sie ja nichts zu fressen kriegen –, aber bis jetzt scheint es ihnen ganz gut zu gehen.«

»Mangelnde Ernährung ist jetzt noch kein Problem«, sagte Roddy. »Die meisten Arten kommen wochenlang ohne Nahrung aus.«

Kamala nickte.

»In weniger als zwei Stunden treffen wir uns mit diesem Notfallkomitee. Ich habe bereits ausführliche Gespräche mit verschiedenen Repräsentanten der örtlichen Behörden geführt, aber es gibt noch viel mehr zu tun. Wenn es euch beiden nichts ausmacht, würde ich euch gern hier an Ort und Stelle auf den neuesten Stand bringen und mir anhören, was ihr als Nächstes vorschlagt.«

»Okay.«

Roddy schwieg einen Moment lang, als ob er sich sammeln müsse.

»Alle Behörden vor Ort haben Planungsabteilungen für Notfälle im Bezirk. Bis vor zwölf Stunden hatte ich noch keine Ahnung davon, aber jetzt weiß ich ziemlich viel darüber. Sie sind bestens auf alle möglichen Notfälle vorbereitet, von geplatzten

Wasserrohren im Altersheim bis hin zum nuklearen Winter in der gesamten Region. Aber einen Notfall wie diesen konnten sie sich offenbar nicht vorstellen, und sie haben absolut keine Ahnung von Walen. Wir müssen also auf jeden Fall die strategische Arbeit machen, auch wenn wir nur zu dritt sind, weil sie uns ihre Mittel nur aufgrund unserer Anleitung zur Verfügung stellen können. Ich habe mit Margaret Gilchrist gesprochen – sie ist die Verwaltungschefin der Kommunalbehörde, eine sehr fähige Dame – und mit Harry Giles, dem Bezirksplanungsbeamten für Notfälle. Wir haben beschlossen, unser Operationszentrum direkt hier am Strand zu errichten, und Margaret Gilchrist hat auf einem Medienzentrum bestanden, das in der Turnhalle des hiesigen Freizeitparks eingerichtet werden soll. Aber zunächst einmal müssen wir uns auf die allgemeine Strategie bezüglich der Wale einigen.«

»Wir müssen sie so schnell wie möglich wieder ins Wasser zurückbringen«, sagte Derek. »Das liegt doch auf der Hand, oder?«

»Nicht zwangsläufig.«

Sie blickten Roddy fragend an.

»Als ich den ersten Wal wieder ins Wasser geschickt habe, ist er mit siebenundsiebzig Freunden zurückgekommen.«

»Schon«, erwiderte Derek, »aber was ist die Alternative?«

»Ich halte es nicht nur für die falsche Entscheidung, sie morgen wieder ins Wasser zu bringen, sondern auch für technisch unmöglich. Wir bräuchten sechzehntausend Freiwillige und vierhunderttausend Liter Spülmittel. Es würde Wochen dauern, bis wir den Strand wieder sauber hätten, und ehrlich gesagt halte ich es auch für zu gefährlich; gestern hatte ich einfach Glück. Aber in drei Tagen kommt eine Springflut. Versteht ihr? Sie er-

ledigt das für uns. Der Pegel wird fünfeinhalb Meter höher sein als bei dem niedrigen Wasser, in dem die Wale gestrandet sind. Drei Tage lang können wir sie ohne Weiteres in gutem Zustand halten, und außerdem gibt uns das noch Zeit, um Tests zu machen und nachzudenken.«

»An sich keine schlechte Idee«, gab Kamala zögernd zu. »Sie hat Vorteile.«

»Aber?«

»Na ja, ich frage mich gerade, wie es wohl beim Publikum und bei den Medien ankommt ... Es gefällt ihnen vielleicht nicht besonders.«

»Ehrlich gesagt ist mir das ziemlich egal«, erwiderte Roddy. »In den wenigen Stunden seit Eintreten der Krise haben sich die Medien völlig unverantwortlich gezeigt. In der Nacht sind hier mehr als zwanzig Helikopter herumgeflogen, obwohl wir flehentlich um kooperatives Verhalten gebeten haben. Und dann dieses Flutlicht! Die Medien können wir vergessen – sie sind sowieso nie zufriedenzustellen, warum sollten wir also unsere Zeit damit verschwenden, es zu versuchen? Ich persönlich habe nicht die Absicht, mich in die Nähe dieses Medienzentrums zu begeben.«

»Sie wollen keine Pressekonferenz geben?«

»Nein.«

»Das ist doch Wahnsinn«, erklärte Kamala. »Die kreuzigen Sie!«

»Sie kreuzigen mich so oder so. Aber wir kommen vom Thema ab – die Frage ist doch, seid ihr einverstanden damit, dass wir auf die Flut in drei Tagen warten? Ich glaube wirklich nicht, dass wir eine andere Möglichkeit haben ... Wie sonst sollten wir achtundsiebzig Wale von einem Kiesstrand wegbringen?«

»Du hast wahrscheinlich recht«, sagte Derek.

»Außerdem ist es nicht nur unser Job, die Tiere wieder ins Wasser zu bekommen«, fuhr Roddy fort. »Wir müssen zuerst einmal herauskriegen, warum sie es überhaupt verlassen haben. In drei Tagen können wir jede Menge Tests machen und viel nachdenken.«

»Das klingt sinnvoll«, gab Kamala zu.

»Gut, dann teilen wir das jetzt dem Komitee mit. In den nächsten drei Tagen können wir Tausende von Biopsien machen. Ich möchte, dass jeder Wal Mentoren hat, die bei ihm bleiben und ihn beruhigen. Aber es gibt da noch etwas anderes ...«

Sein Tonfall verkündete eine Überraschung, die nicht angenehm sein würde.

»Ich habe lange darüber nachgedacht – ich glaube, es muss getan werden.«

»Was denn?«, fragte Derek.

»Wir müssen Nekropsien vornehmen.«

Kamala Mohandhas keuchte leise auf. »Das ist nicht Ihr Ernst!«

Derek fragte: »Wie viele?«

»Sechs.«

»Sie wollen im Ernst sechs Wale töten?« Kamala blickte ihn ungläubig an.

»Ich will dieses unvorhersehbare Ereignis, bei dem Menschen ums Leben gekommen sind und Dutzende von Walen sich in Gefahr gebracht haben, verstehen, damit so etwas nicht noch einmal passiert. Ich *will* sie nicht töten, aber ich denke doch, dass wir sechs Tiere einschläfern sollten, um sie sezieren zu können.«

»Haben Sie überhaupt eine Ahnung, wie wenig Wale es nur noch gibt?«, rief Kamala entsetzt. »Wie wird es denn aussehen, wenn ein Walschützer wie Sie Wale tötet? Stellen Sie sich doch nur vor, wie die Walfang-Nationen das zu Propagandazwecken ausschlachten können!«

»Ich weiß selbst, dass es eine äußerst unangenehme Option mit zahlreichen Nachteilen ist, aber Sie betrachten das hier als gewöhnliches Strand, und das ist es nicht. Es ist außergewöhnlich und alarmierend, und wir können davon ausgehen, dass in den Meeren irgendetwas absolut nicht stimmt, da es eine absichtliche, geplante Aktion der Tiere ist. Wir müssen einfach jede Möglichkeit nutzen, all das zu verstehen, sonst kann es jederzeit wieder passieren.«

»Warum sollte es wieder passieren? Es ist ja auch vorher noch nie passiert.«

Sie standen sich gegenüber wie zwei Boxer. Ich kann sie nicht überzeugen, dachte Roddy, und bedauerte beinahe, dass er sie in sein Team berufen hatte. Aber er brauchte einen Tierarzt, der sich mit Walen auskannte, und in Großbritannien kam sie diesen Anforderungen am nächsten. Hätte er jemanden aus den Staaten einfliegen lassen, dann hätten sie mindestens einen Tag verloren.

»Ich werde nicht unterstützen, dass Wale zu Forschungszwecken getötet werden«, erklärte Kamala.

»Okay. Dann ist das zumindest schon mal klar. Derek?«

Sein alter Freund blickte unbehaglich von einem zu anderen.

»Es gibt Argumente dafür und dagegen«, begann er. »Es ist ein Dilemma, und es liegt in der Natur der Sache, dass die Antwort darauf nicht leichtfällt.«

Er wippte auf den Fersen und machte keine Anstalten, weiterzureden.

»Und?«, drängte Roddy.

»Aber grundsätzlich unterstütze ich deine Interpretation.«

Kamala schnaubte verächtlich.

»Na toll, Männerbünde«, sagte sie bitter. »Erwarten Sie bloß nicht von mir, dass ich bei dem Treffen mit dem Komitee den Mund halte.«

Sie stürmte davon.

»Ach du liebe Güte«, sagte Derek. Er wandte sich den Walen zu. »Wo ist Blackfin?«

»Dort drüben«, antwortete Roddy und wies in Richtung des Wals. »Komm, ich zeige ihn dir.«

»Ich würde ja zu gerne wissen, was er sich dabei gedacht hat.«

»Das werden wir herausfinden müssen.«

Derek lachte, hörte aber sofort auf, als ihm klar wurde, dass Roddy es ernst meinte.

* * *

Summend und prustend lag Rattigan in der Badewanne. Sein fleischiger, seltsam fester Körper, der an einen Sumo-Ringer erinnerte, glänzte vor Nässe. Als er ausgelassen untertauchte, lief das Wasser zu beiden Seiten der Wanne über.

Sein erstes Ziel – festzustellen, ob Interesse an seiner Idee bestand – hatte er bereits erreicht. Er besaß einige Unternehmen in Japan, von einem Ein-Mann-Brokerbüro über einen Anteil an einer traditionellen Fischfangflotte bis hin zu mehreren Schif-

fen, die ihm über die üblichen komplizierten Kanäle gehörten. Und all diese Kontakte hatten ihm durch Mittelsmänner signalisiert, dass sie Interesse hätten. Mehr Ermutigung brauchte er nicht.

Als er gebadet hatte, verbrachte er den Rest des Vormittags vor dem Fernseher, lauschte den Experten und entwarf eine Strategie. Er würde Druck ausüben müssen, um seinen Plan in die Tat umzusetzen, stellte er fest. Eigentlich würde ich darauf lieber verzichten, dachte er, denn Menschen reagieren oft unvorhersehbar, wenn sie unerträglichem Druck ausgesetzt sind.

Ormond erschien auf dem Bildschirm. Ein Kommentator erklärte, der Leiter des Wal-Krisenkoordinationsteams würde nach der Sitzung, die um sechs Uhr morgens stattgefunden hatte, den größten Teil des Tags am Strand verbringen.

Rattigan zuckte zusammen. Dieser Bastard. Ungebeten und ohne jeden Zusammenhang fielen ihm die Worte seiner Tochter wieder ein – »Daddy, versuch nicht, mich zu finden« –, und wie als Rache für diesen Schmerz zuckten gewalttätige Fantasien durch seine düsteren Gedanken, in denen er Roddy Ormond zusammengeschlagen, blutig und gedemütigt vor sich sah.

* * *

In China waren dreihundert Menschen bei einem schweren Erdbeben ums Leben gekommen, im Irak hatten zwei Bomben eine Moschee dem Erdboden gleichgemacht, und in Hollywood hatte sich ein hochkarätiger Filmstar aufgehängt, nachdem er beim Sex mit einer Minderjährigen erwischt worden war. Keine dieser Geschichten gelangte auf die Titelseiten. Die ganze Welt

redete nur von den gestrandeten Walen. Mehr als zwölfhundert Journalisten hatten sich vor dem Grand Hotel in Brighton, wo das Wal-Krisenkoordinationsteam und das Notfallkomitee tagten, versammelt.

Im Konferenzraum des Hotels lauschte Dr. Malcolm Gillie, stellvertretender wissenschaftlicher Leiter im wissenschaftlichen Stab des Verteidigungsministeriums in seiner Funktion als Beobachter der Regierung interessiert den Ausführungen. Die kleine Flasche Mineralwasser, die vor ihm stand, blieb unberührt. Einige Mitglieder des Komitees waren nicht ganz damit einverstanden gewesen, dass man drei Tage warten wollte, bevor die Wale wieder ins Wasser kamen, aber schließlich hatten die meisten, ihn eingeschlossen, zugestimmt, dass es die vernünftigste Lösung sei. Roddy Ormond hatte beschrieben, welche Tests in diesen drei Tagen durchgeführt werden sollten, und von Margaret Gilchrist, der Verwaltungschefin der Kommunalbehörde und Vorsitzende des Notfallkomitees, waren Vorschläge zur Unterstützung der notwendigen Untersuchungen gekommen. Aber die Vorstellung, sechs Wale töten zu müssen, war umstrittener. Gillie stellte mit Interesse fest, dass Dr. Ormond eine Rebellin in seinem Team hatte.

»Japan und Norwegen töten bereits Hunderte von Zwergwalen pro Jahr«, erklärte Kamala Mohandhas leidenschaftlich, »und angeblich zu wissenschaftlichen Zwecken versuchen sie, die Freigabe auch für die Spezies zu bekommen, die seit zwanzig oder dreißig Jahren geschützt sind, wie zum Beispiel Pottwale. Diese Strategie würde den Walfang-Nationen eine völlig falsche Botschaft vermitteln.«

»Ja, es sind natürlich unangenehme Aussichten«, gab Roddy zu, »aber ...«

»Unangenehm? Es ist barbarisch!«

»... aber wir müssen bedenken, dass es sich hier nicht nur um ein gewöhnliches Strandens handelt. Dahinter steht etwas viel Größeres und Komplexeres. Die Umstände zwingen uns, Wale auf eine ganz neue, radikal andere Art zu sehen. Es ist nicht nur unsere Aufgabe, die Tiere wieder ins Meer zu bringen; wenn wir überhaupt etwas erfahren wollen« – er hob in einer flehenden Geste die Hände –, »müssen wir herausfinden, *warum sie es getan haben.*«

»Aber warum reicht es denn nicht, einfach nur Tests zu machen?«, fragte jemand.

Warum sie es getan haben, wiederholte Malcolm Gillie im Stillen ... Durch seine Position im Verteidigungsministerium hatte er eine vage Vorstellung, was den Grund für dieses Massenstrandens anging. Aber das war doch unwahrscheinlich, oder? Dazu brauchte man schon sehr viel Fantasie ... Er schrieb sich die Idee rasch auf.

»... Tests können nur einen Bruchteil jener Daten liefern, die wir bei einer Nekropsie bekommen, zum Beispiel im Hinblick auf Krankheiten und Vergiftungen«, erwiederte Roddy gerade. »Durch diese Daten könnten auf lange Sicht viel mehr Wale gerettet werden, und ...«

Malcolm Gillie brütete über seinen Notizen und rahmte bestimmte Wörter ein, während er Kamala Mohandhas ärgerlicher Antwort zuhörte. Soll ich etwas sagen?, überlegte er. Vielleicht rede ich erst einmal unter vier Augen mit jemandem aus dem Verteidigungsministerium. Immer wieder kehrten seine Gedanken zu seiner Idee zurück, sodass er nur mit halbem Ohr zuhörte.

Margaret Gilchrist, die in ihrem blauen Margaret-Thatcher-Kostüm sehr streng aussah, erklärte gerade, wie sie das Komitee in kleine Arbeitsgruppen aufteilen wollte, damit die Lieferung aller Hilfsmittel gewährleistet war. Mitten in ihrem Vortrag brach sie ab, weil draußen plötzlich Lärm ertönte. Auch Roddy runzelte fragend die Stirn. Er konnte ja nicht wissen, dass die Medien gerade von seiner Entscheidung erfahren hatten, nicht mit ihnen zu sprechen. Laut machten sie ihrem Unmut Luft.

* * *

Um neun Uhr lief das Operationszentrum, und um neun Uhr dreißig saß Roddy an einem kleinen Schreibtisch und arbeitete an einem Laptop. Sein Handy klingelte alle paar Minuten, so auch jetzt.

»Roddy Ormond ... Hallo ... Sie machen Witze.«

Er stand auf, suchte sich zwischen den einzelnen Tischen, an denen überall jemand am Telefon saß, seinen Weg zur Tür und blickte hinaus.

»Unglaublich«, murmelte er ins Telefon.

Vor dem Strand ankerten zahlreiche Sportboote, so nahe wie möglich an den Walen, und während er hinausschaute, näherten sich geräuschvoll zwei Powerboote.

»Das sind mindestens fünfzig!«, sagte Roddy.

Die Person am anderen Ende der Leitung war der Deputy Chief Constable der Polizei von Brighton. Er berichtete ihm, dass er vom Polizei-Helikopter aus Hunderte von Yachten, Dinghies und Powerbooten gesehen hätte, die sich aus jedem

Hafen und jeder Marina der Südküste nach Brighton aufgemacht hätten.

»Was kommt als Nächstes?«, fragte Roddy. »Fallschirmspringer?«

Rasch waren sie sich darüber einig, dass die Boote verschwinden und daran gehindert werden mussten, zurückzukommen. Roddy beendete das Gespräch und setzte sich wieder an seinen Schreibtisch. Frustriert schüttelte er den Kopf. Wie konnten die Leute nur so dumm sein?

Auch hinter dem Absperrband drängten sich die Schaulustigen dicht an dicht. Roddy hatte darum gebeten, den Strand zwischen den beiden Pieren zur Tabuzone zu erklären, aber der Polizei war es nicht mehr gelungen, der Menschenmassen Herr zu werden.

Roddy machte sich wieder an die Arbeit. Er schrieb Richtlinien für die Mentoren. Jeweils zwei Mentoren, die sich im Vier-Stunden-Rhythmus abwechseln würden, waren einem Wal zugeordnet. Ihre Hauptaufgabe bestand darin, das Tier zu beruhigen, so wie Roddy es mit Blackfin versucht hatte. Die Mentoren waren hauptsächlich Studenten der Meeresbiologie und der Veterinärmedizin oder auch Offiziersanwärter der Marine. Viele von ihnen hatten ihren Dienst bereits angetreten.

Zehn Sekunden nachdem Roddy sich gesetzt hatte, klingelte sein Telefon erneut.

»Roddy Ormond.«

»Ich bin es, Derek.«

»Was ist los?«

»Ich muss mit dir reden ... Wo bist du in fünf Minuten?«

»Ich bin im Operationszentrum.«

Kaum hatte er das Gespräch beendet, kam schon wieder ein Anruf. Dieses Mal ging es um die Verpflegung der Freiwilligen. Roddy besprach das gerade mit Harry Giles, dem zuständigen Planungsoffizier, und schrieb gleichzeitig die Anweisungen für die Mentoren fertig, als Derek eintrat.

Besorgt blickte Derek seinen Freund an. Roddy sah schmuddelig aus – Gott, er stinkt, dachte Derek, und er sieht völlig erschöpft aus.

Roddy beendete das Gespräch. »Und, was gibt's?«, fragte er Derek.

»Es geht um das Medienproblem.«

»Wir haben kein Medienproblem.«

»Nun, ich habe mir von dem Medienverbindungsman einiges anhören müssen, und ich finde, er hat recht.«

»Womit?«

»Er sagt, die Presse sei sowieso schon gegen uns, weil du dich weigerst, direkt mit ihnen zu reden, und in der Öffentlichkeit wächst die Sorge, dass die Wale nicht mehr ins Meer zurückgebracht werden. Und wenn man diese beiden Dinge miteinander vermischt, dann ist das wie offenes Feuer an einem Strohballen.«

»Sie sind noch nicht einmal einen Tag lang aus dem Wasser heraus! Wie kann sich denn jemand darüber aufregen?«

»Ich weiß das, du weißt das, aber deine Strategien erscheinen für Laien auf den ersten Blick ein wenig radikal, und wenn du sie nicht richtig präsentierst ... Dass du drei Tage warten willst, zum Beispiel, dafür kreuzigen sie uns, und was die Nekropsien angeht ...«

»Derek, entschuldige bitte, aber ich dachte, das hätten wir alles schon besprochen. Und wolltest du nicht einen Zeitplan

für Sammlung, Analyse und Ergebnisse von achtundsiebzig Blasloch-Kulturen ausarbeiten?«

»Ja, klar, aber als der Medientyp anrief, da ...«

»Hör mal, ich kann an nichts anderes denken als an Wale, nur an Wale. Wir haben schon genug Probleme und brauchen nicht auch noch zu versuchen, die Medien oder die allgemeine Öffentlichkeit zufriedenzustellen. Also, lass dich bitte nicht wieder so aufhalten. Okay?«

Derek zog die Augenbrauen hoch. Roddy versuchte, ihn anzulächeln, war aber so gereizt, dass ihm nur eine Grimasse gelang. Ich bin völlig erschöpft, dachte er, ich habe in der kurzen Zeit so viel zu erledigen, und Derek soll doch aufhören, mich mit so irrelevantem Mist zu behelligen.

Er wandte sich wieder seinem Computer zu und beachtete Derek nicht mehr. Blöder Kerl, dachte Derek ... Ich will ihm doch nur helfen. Klar ist er erschöpft, aber er kann mich doch nicht behandeln wie einen Schuljungen ...

Am späten Vormittag schmerzte Roddys Kopf vor Müdigkeit. Er beschloss, eine Zeit lang an die frische Luft zu gehen und sich bei den Walen aufzuhalten. Er stellte sich in seinem orangefarbenen Ölzeug neben einen dreißig Tonnen schweren Seiwal und streichelte ihn. Was mochte im Kopf eines solchen Wals vorgehen? Was hatte sich Blackfin dabei gedacht, als er diese Tiere aus ihrer natürlichen Umgebung geführt hatte? Wie soll ich das als Mensch verstehen? Gedankenverloren rieb er über sein unrasiertes Kinn. Die ganze Welt beobachtet mich, ich kann mir nicht die Nase kratzen, ohne dass irgendwelche Fernsehleute das ihrem Publikum erzählen.

Er ging mitten unter die Wale, wo ihn die Schaulustigen nicht mehr sehen konnten. Sein Blick glitt über die schwarz-weiße

Flanke eines Killerwals neben ihm; ein junger Mann, einer der neuen Mentoren, stand neben dem Kopf des Wals, streichelte ihn und redete leise mit ihm.

Alles ist in Ordnung, sprach Roddy sich Mut zu. Bis heute Nachmittag sind die Wale so weit entspannt, dass wir mit den Untersuchungen beginnen können. Mittlerweile haben wir fünfzig Spezialisten vor Ort. Wenn sie ihre Arbeit aufgenommen haben, fahre ich mal für eine halbe Stunde zu Whitaker ins Krankenhaus, schlafe zwei oder drei Stunden im Hotel, und dann ... Am Abend werde ich sechs Wale töten. Das wird unerträglich werden.

»Dr. Ormond?«

Roddy fuhr erschreckt zusammen. Der junge Mentor hatte ihn angesprochen.

»Dr. Ormond, stimmt das Gerücht?«

»Welches Gerücht?«

»Dass einige der Wale getötet werden müssen?«

Er war noch jung, vielleicht neunzehn oder zwanzig. Roddy blickte in das frische Gesicht, in dem gerade die ersten Bartstoppeln sprossen, und überlegte, wie er es ihm am schonendsten beibringen konnte.

»Niemand tötet meinen Wal«, sagte der Junge grimmig.

In diesem Moment klingelte Roddys Telefon.

»Entschuldigung«, sagte er, froh darüber, einen Vorwand zu haben, damit er nicht antworten musste.

Theresa fühlte sich wie zerschlagen, und sie hatte Mühe gehabt, überhaupt aufzustehen. Die kleinste Aktivität – ihre Tabletten einzunehmen, die Wunde auf ihrer Wange zu versorgen – kostete sie so viel Kraft, dass sie schon eine halbe Stunde nachdem sie sich aus dem Bett gequält hatte, völlig erschöpft war. So ist es, dachte sie, wenn der letzte Tropfen Hoffnung aus deinem Leben gequetscht worden ist und du nur noch deinen Körper und dein Elend hast.

Sie setzte sich vor ihren Schminktisch und betrachtete ihr Gesicht. Er hatte sie mit dem Handrücken geschlagen. Ihre rechte Wange war blau angelaufen, das Auge halb zugeschwollen. Auf dem Wangenknochen war ein kleiner, tiefer Schnitt. Er hatte ihn ihr mit seinem Ehering zugefügt.

Ihre Selbstachtung war zu einem kläglichen Rest zusammengezrumpft. Ich will zu Ally, stöhnte sie innerlich. Ich brauche sie, wie soll ich ohne sie hier überleben?

Ein paar Sekunden lang dachte sie an einen Cocktail aus Paracetamol und Alkohol, um die schreckliche Realität wie einen alten Mantel abzulegen und ins Nichts einzutauchen. Aber dann fiel ihr etwas viel Besseres ein: Ich brauche das nicht zu ertragen, stellte sie fest. Ally hat uns ja sowieso verlassen, er kann sie nicht mehr als Drohung gegen mich verwenden, mich hält nur noch seine Tyrannie hier. Ich kann doch einfach *gehen*.

Ich bin die Einzige, die mich aufhalten kann.

Am späten Vormittag versuchte sie, aus dem Haus zu schleichen. Ihr war klar, wie lächerlich sie mit ihrem Schal um den Kopf und der Sonnenbrille aussah. Ohne jedes Gepäck huschte sie auf Zehenspitzen die Treppe hinunter. In ihrer Handtasche steckten Geld, Kreditkarten und Wagenschlüssel. Unten an der Treppe hörte sie, wie er telefonierte. Die Worte konnte sie nicht verstehen, aber sein Tonfall klang seltsam liebenswürdig.

Jetzt lag nur noch die weite Marmorfläche der Eingangshalle vor ihr. Leise wie eine Katze lief sie zur Haustür. Ihre Finger schlossen sich um den Türknauf. In diesem Moment hörte sie, wie Rattigan das Wort »Ormond« sagte. Sie hielt inne, zögerte einen Augenblick, durchquerte dann aber die Halle.

»Nicht einmal annähernd«, sagte er gerade. »Nein, nicht dreihundert, überlegen Sie noch mal ... Nein ... Vergessen Sie nicht, wir reden über eine Spezialität, die schon seit Langem vom Markt verschwunden ist ...« Er kicherte fröhlich. »... Nein, nein ... In Ordnung, eine einzelne Scheibe kostet achthundert Dollar ... Ja ... Achthundert Dollar!«

Theresa bekam nicht allzu viel mit, sie konzentrierte sich lediglich auf das Wort »Ormond«. Hoffentlich sagte er es bald wieder, damit sie endlich gehen konnte. Und dann hörte sie es erneut, einmal, zweimal.

»Nun, sehen Sie es doch mal so, die Konsequenzen werden ihn vernichten, sie sind sein schlimmster Albtraum ...«

Theresa wich zurück. Benommen wandte sie sich zur Treppe. Sie ging durch ihr Schlafzimmer ins Badezimmer, schloss ab und setzte sich auf die Toilette. Die Wunde in ihrem Gesicht pochte. Ich muss unbedingt herausfinden, was er vorhat, dachte sie. Ich weiß zwar noch nicht, wie ich es machen soll, weil er

mich ja nicht an seine Arbeit heranlässt, aber es wird ihm nicht gelingen, Roddy zu vernichten.

Es wird ihm nicht gelingen, sagte sie sich. Schließlich habe ich es vor Jahren schon selbst besorgt.

* * *

»Hey«, sagte Whitaker mit schwacher Stimme.

»Wie geht es dir?«

Roddy hätte am liebsten vor Erleichterung geheult.

»Ich bin müde. Manche Körperteile tun weh, andere spüre ich gar nicht. Und mein Kopf schmerzt, das kannst du dir nicht vorstellen.«

Roddy drängte blinzelnd die Tränen zurück. Sein Freund lag flach auf dem Rücken, und eines seiner Beine hing an einer Art futuristischem Metallgestell, das voller Streben und Schrauben war.

»Hast du gedacht, ich hätte es überstanden?«, fragte Whitaker.

»Als ich gestern hier war, hat man mir gesagt, dass du nicht reagiert hast, als man deine Ferse mit Nägeln durchbohrt hat. Ich bin einfach ... Ich bin so froh, dass du okay bist.«

»Ich war ohnmächtig, wegen der Steine. Ich kann mich noch erinnern, dass ich mir den Kopf angeschlagen habe, und dann an gar nichts mehr. Das ist wohl auch gut so, wenn man bedenkt, dass ein Wal vorbeigekommen ist und mir mit seiner Finne das Bein gebrochen hat. Gott. Kannst du dir das vorstellen? Es ist doch nicht zu fassen, was da am Strand passiert ist!«

Roddy lächelte grimmig. Er sah aus, als hätte jemand die gesamte Energie aus ihm ausgewrungen.

»Du siehst beschissen aus, Roddy.«

»Ich weiß.«

»Du kriegst ganz schön Zunder, was?«, sagte Whitaker und zeigte auf den Fernseher am Fußende des Betts.

»Ja. Und es wird noch viel schlimmer werden. Ich werde Necropsien machen. Sechs Wale.«

»Das wird den Leuten nicht gefallen.«

»Die Leute sind ein Problem, aber darüber mache ich mir keine Gedanken.«

»Über was denn dann?«

»Whitaker, es tut mir leid, aber du bist nicht in der Verfassung, um ...«

»Ist schon okay.«

Roddy seufzte.

»Weißt du, ich kann die Wale wieder ins Meer zurückbringen, ich habe alles schon ausgearbeitet, den gesamten Prozess, aber ... es ist nicht genug. Es ist nicht genug. Niemand will wissen, noch nicht einmal Derek oder die anderen Wal-Spezialisten, *warum sie es getan haben*. Aber wenn wir das nicht herausbekommen, dann haben wir keine Sicherheit, dass sie es nicht wieder tun.«

»Warum haben sie es denn deiner Meinung nach überhaupt getan?« Es strengte Whitaker sehr an, sich zu konzentrieren, und er bemühte sich, es zu verbergen.

»Ich glaube, es liegt an Umweltschäden.«

»Das versteh ich nicht.«

»Kannst du dich noch an diese beiden Wale erinnern, die vor einer Weile tot an die belgische Küste gespült worden sind? Sie

waren so randvoll mit Mist, dass die Behörden sie als Giftmüll einstufen mussten.«

Whitaker stieß einen Seufzer aus und schloss die Augen. Roddy schien es nicht zu merken.

»Wenn nun«, fuhr er fort, »wenn nun die Wale einfach die Schnauze voll hatten? Die ganzen Chlorine und Toxine, die drastische Verringerung des Phytoplanktons, die Biphenylsäuren, das Überfischen, der Abfall, der Atommüll, die Schiffe, die Fäkalien – ich meine, vielleicht ist ihr Leben unerträglich geworden und sie versuchen, es uns mitzuteilen.«

Mühsam öffnete Whitaker wieder die Augen.

»Du gehst davon aus«, flüsterte er, »dass sie vernunftbegabt sind und so kommunizieren können wie wir.«

»Nicht wie wir«, erwiderte Roddy. »Das haben wir nur immer gewollt, in unseren homozentrischen Fantasien – aber es ist doch möglich, dass sie auf einer anderen Ebene kommunizieren und Pläne durchführen können.«

Whitakers Stimme war dünn und zittrig.

»Wenn sie das können, warum sind sie dann nicht schon vorher auf diese Weise gestrandet? In den Sechzigerjahren zum Beispiel, als siebzigtausend Wale in einem einzigen Jahr dahingemetzelt worden sind? Oder im neunzehnten Jahrhundert, als der Blauwal bis auf ein Prozent seiner ursprünglichen Population reduziert worden ist?«

»Ich weiß nicht.«

»Ich fühle mich ... ein bisschen schwach, Roddy.«

»Es tut mir leid. Ich gehe jetzt.«

»Roddy – Roddy, hör auf mich. Lass das mit den Nekropsien, du wirst ... gelyncht.«

Beim letzten Wort war Whitaker eingeschlafen.

Das Krankenzimmer wirkte ordentlich und ruhig. Die Wände waren blau, die Bettwäsche weiß, die Apparate auf dem letzten Stand der Technologie und beeindruckend. Sein Freund war auf dem Weg der Besserung. Selbstmitleid stieg in Roddy auf. Er war unerträglich müde und hätte sich am liebsten auch in ein Krankenhausbett gelegt und geschlafen. Aber er konnte sich ja auch bald hinlegen. Er würde jetzt an den Strand zurückfahren, überprüfen, welche Fortschritte bei den Tests gemacht worden waren; dann würde er die letzten Vorbereitungen für heute Abend treffen, ins Hotel gehen und sich für ein paar Stunden hinlegen.

* * *

Er wusste nicht, wo er war, als das Telefon klingelte. Sein Herz klopfte heftig, als er den Hörer abnahm und mit dem falschen Ende ans Ohr hielt.

»Hmmh.«

Eine leise Stimme sagte in seinen Mund: »Ihr Weckruf, Dr. Ormond, es ist siebzehn Uhr fünfundfünfzig.«

Roddy hatte so tief geschlafen, dass es ihm jetzt noch schlechter ging als vorher. Er tastete nach der Nachttischlampe und stellte fest, dass er sich in einem Hotelzimmer befand. Im Grand Hotel, fiel ihm ein.

Wegen einer kleinen Protestaktion von Tierärzten war er erst gegen halb vier Uhr vom Strand weggekommen. Sie hatten sich gegen Hautproben bei Walen ausgesprochen. Roddy und Derek hatte es vierzig Minuten gekostet, ihnen die Notwendigkeit der

Maßnahme klarzumachen. Erst um vier hatte er im Bett gelegen, und jetzt hatte er weniger als zwei Stunden geschlafen.

Er schwang die Beine aus dem Bett und ließ den Kopf in die Hände sinken. Unwillkürlich rümpfte er die Nase. Aus seinen Achselhöhlen stieg ein unangenehmer Geruch auf. Ich muss mich duschen und rasieren, dachte er, bevor ich weitermache. Auf dem Weg ins Badezimmer schaltete er den Fernseher ein.

Das selbstbewusste Gesicht von Kate Gunning erschien auf dem Bildschirm. Schalt ab, sagte er sich, *schalt ab* – aber er musste sie einfach ansehen und an Theresa denken. Zwanzig Jahre ist das jetzt her, dachte er, und ich kann mich noch an die kleinste Kleinigkeit erinnern.

»Was haben Ihre Recherchen denn für ein übliches Muster ergeben?«, wurde Kate Gunning gerade vom Nachrichtensprecher gefragt.

»Dass ein einzelnes krankes Tier strandet, ist wohl nicht unüblich, wie ich von anderen Experten erfahren habe. Es stößt Notrufe aus, die andere Wale, Mitglieder seiner direkten Familie, herbeirufen. Sie stranden ebenfalls, stoßen ebenfalls Notrufe aus, und in null Komma nichts ist eine ganze Herde gestrandet.«

»Aber wollen Sie damit sagen«, fragte der Moderator, »dass das, was gestern in Brighton Beach passiert ist, diesem typischen Strandungsmuster entspricht? Oberflächlich betrachtet gibt es doch keine Ähnlichkeit.«

Roddy nickte heftig; *überhaupt* keine Ähnlichkeit.

»Nun, die vielleicht wichtigste Ähnlichkeit«, sagte Kate Gunning, »ist, dass es ursprünglich *ein einzelnes Tier* war, das zuerst gestrandet ist. Und meine Recherchen haben ergeben, dass es

am besten ist, einen einzelnen gestrandeten Wal auf humane Weise einzuschläfern, wenn andere Wale in der Nähe sind.«

»Ihn zu töten, meinen Sie?«

»Ja.«

»Warum?«

»Zum einen stirbt er wahrscheinlich sowieso, deshalb ist er ja gestrandet oder an die Küste gespült worden, und zum anderen kann er, wenn er tot ist, keine Notrufe aussenden, sodass die Herde nicht hineingezogen wird.«

»Kate, dies ist eine äußerst ernste Angelegenheit, weil es das Vorgehen des Notfallkoordinators, Dr. Roddy Ormond, in ein zweifelhaftes Licht rückt.«

»In der Tat, Peter – und wir müssen uns die Frage stellen, ob Dr. Ormond einen schweren Fehler begangen hat, indem er vor zwei Tagen den ersten Pottwal nicht getötet hat. Es ist möglich, dass die Massenstrandung gar nicht erfolgt wäre, wenn er das normale Verfahren angewendet hätte. Die drei Personen, die heute gestorben sind, würden dann noch leben.«

»Nun, Kate Gunning, vielen Dank. Eine verblüffende These von der Journalistin Kate Gunning, die im Folgenden ...«

Entsetzt sank Roddy aufs Bett zurück. Nein, nein, das war unglaublich, diese jämmerliche Verbohrtheit der gesamten Zunft ... Eine solche Strandung hatte es noch nie gegeben – aggressiv, zielgerichtet und von vielen verschiedenen Spezies –, und es war einfach ein Witz, darauf das Paradigma Kranker Wal anwenden zu wollen. Wie kamen Journalisten dazu, einen solchen Schwachsinn zu verbreiten? Müssten nicht eigentlich bei jedem sämtlichen Alarmglocken läuten, wenn sie erklärte, einen Tag lang recherchiert zu haben, einen einzigen Tag?

Fluchend sprang er auf und stampfte durchs Zimmer. Schließlich blieb er am Fenster stehen und drückte seine Stirn an die Scheibe. Von hier aus überblickte er die gesamte Szene: den Strand, die Wale, die Menschenmenge, die Presse. Auf der Promenade waren die Übertragungswagen Stoßstange an Stoßstange geparkt. Was für ein Zirkus, dachte Roddy finster; noch vor ein paar Tagen habe ich mir Speichelproben von Delphinen unter dem Mikroskop angesehen, und meine größte Sorge war, wie ich unsere steigenden Postgebühren vor dem Vorstand des Instituts für Meeressäugetiere rechtfertigen sollte. Und jetzt habe ich nicht nur die Verantwortung für ein Ereignis, bei dem Menschen ums Leben gekommen sind, man gibt mir anscheinend auch noch die Schuld daran. Herrgott, und ich kann mit niemandem reden, mich niemandem anvertrauen ... Die Bilder sämtlicher Expartnerinnen liefen vor seinem geistigen Auge ab, wie immer, wenn er unglücklich war. Du blöder Trottel, dachte er, warum konntest du denn nicht wie ein ganz normaler Mensch mit einer zusammenbleiben?

Er kniff die Augen zusammen, bis es wehtat. Die ganze Angelegenheit wuchs ihm über den Kopf, am liebsten hätte er alles hingeschmissen. Na gut, würde er sagen, ich trete zurück – lassen Sie doch die anerkannte Autorität Kate Gunning die Führung übernehmen. Soll sie doch verkünden, dass nicht drei Tage gewartet wird, dass es keine wissenschaftliche Untersuchung gibt, keine Hautproben, kein Sammeln von Daten, keine Nekropsien. Soll sie doch die Wale mit Tauen und Helikoptern wieder ins Meer zerren, und dann kann sie ja erklären, warum achtundsiebzig traumatisierte Wale im Wasser sterben. Und während er ins Badezimmer ging und die Tür hinter sich zuschlug, damit er diese blöden Fernsehleute nicht mehr sehen

musste, dachte er noch: Soll sie es doch auf ihre Kappe nehmen, wenn eine zweite Massenstrandung erfolgt.

* * *

Der Bentley glitt durch die Straßen hinter King's Cross, wo die glitzernden Lichter und der Chrom einer trüben Umgebung wichen. Für Rattigan spiegelte diese Gegend die Widersprüchlichkeit seiner eigenen inneren Landschaft wider. Vielleicht lag es an den viktorianischen Lagerhäusern und den leeren Grundstücken, den Gastanks, den Lastwagen und den kleinen Leuten, die hier arbeiteten, schliefen und starben. Ich bin wie ein Hund, der sein eigenes Erbrochenes aufleckt, dachte er; die Hälfte der Jungs aus dem Waisenhaus endete in Straßen wie dieser hier, als Kriminelle, als Bettler oder als Süchtige.

Während der Bentley leise schnurrend an einer Gruppe glotzender Arbeiter vorbeifuhr, drückte Rattigan sein Handy ans Ohr.

»Das ist enttäuschend ... Ich verstehe ... Ich hatte gehofft, es gäbe einen dunklen Punkt in seinem Leben ... Das gibt es doch bei jedem ... Warten Sie, ich bin gleich wieder bei Ihnen, legen Sie nicht auf.«

Er hatte draußen eine Prostituierte entdeckt. Sie war bestimmt nicht älter als fünfzehn und brauchte so dringend einen Schuss, dass sie ihm im hellen Tageslicht ihre Brüste darbot. Er ließ den Wagen anhalten. Etwa zwanzig Sekunden lang blickte er sie durch die Einwegscheibe an. Dann glitt das Fenster herunter. Der Multimillionär musterte das Gesicht der kindlichen Prostituierten und dachte: Sie hat das Gesicht eines Opfers, eines Engels. Schreckliche Visionen aus der Vergangenheit stie-

gen in ihm auf: Er war etwa dreizehn und hatte Sex mit einem Mädchen gleichen Alters, einer übel ausgebeuteten Sexsklavin des staatlichen Fürsorgesystems, während sein Sozialarbeiter zuschaute und sie anfeuerte ... Schweißperlen bildeten sich auf Rattigans Stirn. Er blinzelte.

»Kommen wir ins Geschäft?«, fragte das junge Mädchen.

Er antwortete nicht, sondern musterte sie nur.

»Hast du einen Schuss?«, fragte sie.

»Warst du im Heim?«, fragte er.

Keine Antwort. Schweigend zückte er sein Portemonnaie und zog eine Zwanzig-Pfund-Note heraus. Vorsichtig nahm sie das Geld entgegen. Das Licht in ihren Augen erlosch, als sie die Hand nach dem Türgriff ausstreckte. Rattigan hinderte sie daran, die Tür zu öffnen. Stattdessen gab er ihr eine Visitenkarte vom Dewdrop House.

»Nimm dir von dem Geld ein Taxi und fahr zu diesem Ort«, sagte Rattigan. »Lauf deinem Zuhälter weg, sofort, gib es nicht für Crack oder sonst etwas aus, sondern fahr sofort dorthin. *Sofort!* Sie kümmern sich um dich, niemand wird dich missbrauchen oder ausnutzen. Niemand wird dich im Stich lassen. Sag ihnen, wie alt du bist, sag ihnen, dass du süchtig bist, sag ihnen, dass du eine Prostituierte bist. Lass dir helfen, sonst bist du in einem Jahr tot.« Das Auto fuhr wieder an. »Verdirb es nicht«, bat er und blickte auf das spärlich gekleidete junge Mädchen, das ihn aus leeren, verständnislosen Augen ansah.

Stöhnend sank er auf seinen Sitz zurück, wischte sich das Gesicht mit dem Taschentuch ab und griff erneut zum Handy.

»Da bin ich wieder ... Mhm ... besonders schmutzig ist das nicht, aber wenn es mehr nicht zu holen gibt ... Lassen Sie es vorsichtig durchsickern ... Benutzen Sie diese Journalistin ... Ka-

te Gunning ... Sie scheint etwas gegen unseren Freund zu haben ...«

Er sah auf seine Armbanduhr; die Information konnte es unter Umständen in die Spätnachrichten schaffen.

»Das andere Thema ist wichtiger ... Diesen Derek Petersen zu überreden, mit uns zusammenzuarbeiten ... Ich übe nicht gerne solchen Druck aus, ich bin nicht die Mafia ... Oh, unser Mann, ich weiß, er ist sehr überzeugend, aber Akademiker sind seltsame Leute, es könnte sich als problematisch erweisen ... Ich bezweifle, dass Geld funktioniert, aber sorgen Sie dafür, dass er viel angeboten bekommt, und wenn das nichts bewirkt ... Und die Fotos sind gemacht worden? ... Hervorragend ... Himmel, nein, ich will sie doch nicht sehen.«

Als er zu Ende telefoniert hatte, schaltete er sofort den Fernseher ein; ständig gab es neue Nachrichten über die Ereignisse am Strand, und er wollte auf dem Laufenden sein.

»Die vorherrschende Stimmung ist Abscheu«, berichtete ein Reporter ins Studio. »Als die sogenannten ›Einkerbungen‹ bei den Walen stattfanden, wurden Buhrufe in der Menge laut, und es gab einige Personen, die versuchten, die Absperrung zu durchbrechen.«

»James, das Argument für die Einkerbungen ist doch vermutlich, dass sie den Wissenschaftlern bei zukünftigen Vorfällen dieser Art helfen können. Warum reagieren die Menschen so heftig auf diese an sich doch so harmlose Prozedur?«

»Sie betrachten sie nicht als harmlos, Richard, und ich muss sagen, dass solche Prozeduren auch nicht dazu angetan sind. Die Leute wollen eben nicht sehen, wie den Walen mit Sägen zu Leibe gerückt wird.«

»Nun ja, wir wissen wohl beide, was sie stattdessen sehen wollen.«

»In der Tat, sie wollen, dass die Tiere sofort wieder ins Meer gebracht werden.«

»Aber das ist eben erst möglich, wenn in zwei Tagen die Springflut einsetzt.«

»Wenn das tatsächlich der Fall ist, werden die nächsten achtundvierzig Stunden extrem anstrengend für die Polizei und die Behörden hier in Brighton sein, und natürlich auch für den Mann, der im Zentrum der Geschehnisse steht, Dr. Roddy Ormond.«

»Und vermutlich ist Dr. Ormonds bestenfalls als exzentrisch zu bezeichnende Einstellung den Medien gegenüber auch nicht besonders hilfreich dabei.«

»Nein, da haben Sie recht. Die offizielle Lesart ist, dass das Medienzentrum genügend Informationen liefert, aber die Erklärungen von dort sind ziemlich nichtssagend, zumal das Zentrum auch gar nicht leugnet, dass Dr. Ormond nicht in direktem Kontakt mit ihnen steht. Das hat zu einem Mangel an zuverlässigen Informationen geführt, sodass der Eindruck entstanden ist, das Problem würde sich zu einer Krise zuspitzen. Es gibt zahlreiche Gerüchte über Konflikte zwischen den Wal-Experten: Wir wissen bereits, dass einige Tierärzte gegen die Einkerbungen protestiert haben, und eine Journalistin namens Kate Gunning hat angedeutet, dass Dr. Ormond inkompotent sein könnte. Dieses Gerücht hat sich verbreitet wie ein Lauffeuer. Und Dr. Ormond hat anscheinend während all dieser Vorfälle in seinem Hotelzimmer geschlafen.«

Rattigan schaltete den Fernseher aus und betrachtete seine Fingernägel. Es freute ihn, dass Ormond die Kontrolle der Si-

tuation bereits entglitten war. Das erinnerte ihn daran, wie er ihm vor über zwanzig Jahren Theresa ausgespannt hatte, ohne dass Ormond etwas gemerkt hatte. Rattigan verzog das Gesicht zu einem Lächeln; es war ein gutes Gefühl, wenn ein Plan sich so elegant fügte. Und mit ein bisschen Glück würde Gunning in den Spätnachrichten eine interessante kleine Mitteilung zu machen haben. Schon bald würde es mit Ormonds Führungsanspruch vorbei sein.

* * *

Als Roddy um halb sechs geduscht hatte, fühlte er sich schon sehr viel besser. Vor seinem Zimmer warteten vier Polizeibeamte auf ihn.

»Hallo«, sagte er verwirrt.

»Ich bin Detective Sergeant Gray, Sir.«

»Ja?«

»Das sind Detective Constables Morrow, Watkins, Carter und Flower.«

»Ja?«

»Wir sind Ihre PST, Sir.«

»Meine was?«

»Persönliche Schutztruppe, Sir.«

Roddy schüttelte ungläubig den Kopf.

»Wir werden jeden Ihrer Schritte begleiten. Morgen früh um sechs werden wir von Kollegen abgelöst.«

»Ich brauche keinen Polizeischutz!«

»Es tut mir leid, Sir, aber Sie irren sich leider! Im Medienzentrum und einigen Tageszeitungen sind Morddrohungen einge-

gangen. Wahrscheinlich stammen sie von Geisteskranken, aber da Sie in der Öffentlichkeit derzeit starke Gefühle hervorrufen, müssen wir sie leider ernst nehmen.«

Ein Schauer lief Roddy über den Rücken. *Morddrohungen?* Das lief ja völlig aus dem Ruder. Wütend drehte er sich um und marschierte den Flur entlang.

Die fünf Polizeibeamten folgten ihm.

In der Nacht war es am Strand am unheimlichsten. Der fast volle Mond, der an einem wolkenlosen Himmel stand, warf sein Licht über die Wellen und die Leiber der Wale. Die Sterne funkelten wie Stecknadelköpfe am nachtschwarzen Himmel. Es war so schön und passte gar nicht zu dem, was passierte.

Arbeiter stapften durch den Kies und errichteten große Wand schirme um einzelne Wale. Das gefiel der Menge nicht, und unruhiges Gemurmel wurde laut.

»Wie geht es dir?«, fragte Derek.

»Schrecklich.«

»Willst du das wirklich tun?«

»Natürlich will ich das nicht«, fuhr Roddy ihn an.

»Ich verstehe.« Anscheinend kann ich im Moment nichts richtig machen, dachte Derek.

»Hör mal, Derek, es tut mir leid, ich bin müde, aber ...« Merkt er denn nicht, was ich durchmache, dachte Roddy gereizt. Ich stehe unter Polizeischutz, ich muss Wale töten, und er fragt mich, ob ich es tun »will«. »Ich stehe einfach zu sehr unter Druck. Natürlich will ich das nicht tun, aber darum geht es nicht. Es ist eine schwierige Aufgabe, die von einem Fachmann erledigt werden muss, und ich bin nicht der erste, der so etwas macht.«

»Ich weiß.«

Roddy dachte an seine Erfahrungen in dieser Hinsicht. Da war dieser tote Brydewal vor zwei Jahren in Sri Lanka gewesen – es

hatte sich herausgestellt, dass sein Innenohr total von Würmern zerfressen gewesen war, er hatte bestimmt schreckliche Schmerzen gehabt – und dann der Finnwal, der im Grunde an Altersschwäche gestorben war. Das war jetzt mindestens schon zehn Jahre her. Und beide Erfahrungen waren schrecklich gewesen.

Die Szenerie wurde in gleißendes Licht getaucht, und Roddy blinzelte. Er betrachtete den gestrandeten Zwergwal, der vor ihm lag. Was für ein schönes Geschöpf. Der weiße Bauch, der an den Flanken in ein dunkles Grau überging. Die schwarzen, schlanken Schwimmflossen ...

Derek hatte früher am Tag bemerkt, dass fünf der neunundzwanzig gestrandeten Zwergwale keine weißen Streifen auf den Flossen hatten. Weiße Streifen signalisierten, dass ein Zwergwal aus dem Nordatlantik stammte; wenn sie fehlten, stammte er aus der südlichen Hemisphäre. Es war kaum vorstellbar, dass Wale aus entgegengesetzten Enden des Planeten hier zusammengekommen waren. Das setzte voraus, dass sie über riesige Entfernungen miteinander kommuniziert hatten. Vor diesem Hintergrund hatte Roddy beschlossen, nicht sechs, sondern sieben Nekropsien vorzunehmen, weil er so zwei Exemplare derselben Spezies aus unterschiedlichen Lebensräumen untersuchen konnte. Mittlerweile bedauerte er es, dass er Kamala Mohandhas nicht diplomatischer von der Notwendigkeit der Prozedur überzeugt hatte. »Das ist eine fantastische Gelegenheit«, hatte er gesagt, und Kamala hatte eisig darauf geantwortet: »Für Sie mag es eine fantastische Gelegenheit sein. In meinen Augen ist es obszön.« Du bist ein blöder Idiot, beschimpfte Roddy sich im Stillen. Er klopfte dem Tier, das er töten würde, die Flanke. »Ich will es nicht, ich will es nicht.«

Sechs Männer in weißen Gummi-Overalls und ebensolchen Stiefeln traten in den abgeschirmten Bereich. Roddy nickte ihnen zu. Die Metzger; was für ein Job. Diesen Wal zu zerlegen, war eine ungeheuer blutige Angelegenheit. Allerdings würden die Männer deswegen keine schlaflosen Nächte haben. Und welche Ironie, dass wir norwegische Walfänger einfliegen lassen mussten.

Kamala Mohandhas kam mit Derek herein. Im gleißenden Scheinwerferlicht wirkte ihr Gesicht hart. Sie warf den Norwegern einen Blick zu, als seien sie verurteilte Mörder. Roddy rang sich ein düsteres Lächeln ab.

»Werden Sie es wirklich tun?«

»Ja.«

Sie schüttelte den Kopf. Einer der Norweger wickelte eine lange Lanze aus einem Stück Ölzeug. »Jesus«, flüsterte Kamala, als er Roddy das Instrument reichte. Als sich seine Finger um den Schaft schlossen, kam ihm erst richtig zu Bewusstsein, was für eine hässliche Aufgabe ihm bevorstand. Das Metall fühlte sich so kalt an.

Kamala verließ den abgeschirmten Bereich, und auf der Promenade begannen die Leute zu skandieren: »Lasst die Wale in Ruhe! Lasst die Wale in Ruhe!« Roddy wartete darauf, dass das Geschrei nachließ, aber die Stimmen wurden immer lauter. Gestern Abend hätte er noch wütend reagiert, weil der Lärm die Wale nervös machte. Aber jetzt empfand er vor allem ... Ja, was? Angst, stellte er unbehaglich fest. Hilfe suchend ging sein Blick zu Derek.

»Ich tue doch das einzige Richtige, oder?«

»Roddy ...«, stammelte Derek, »ich weiß nicht. Ich weiß nicht mehr, was richtig ist. Du musst die Entscheidung treffen.«

Na toll, dachte Roddy. Er schaute auf seine Armbanduhr. 22.00 Uhr. Wenn ich es schaffen will, sollte ich langsam mal loslegen. Er kniete sich etwa einen Meter vor das massive, hilflose Tier. Okay. Gott sei Dank saßen die Augen an den Seiten. Wenn der Wal ihn angeschaut hätte, hätte er es nicht tun können. Sorgfältig wählte er die Stelle, wo er die Lanze ansetzen musste. Wenn er es richtig machte, spürte das Tier kaum Schmerz, und der Tod trat sofort ein.

Er hielt inne. Unablässig skandierte die Menge, und Roddy konnte sich nicht auf seine Aufgabe konzentrieren. Alle hassen mich, dachte er, aber ich muss es jetzt tun. Ich bringe es besser hinter mich. Und bevor ein Zweifel seine Entschlusskraft trüben konnte, stieß er die Lanze zart und fest zugleich mitten in die Halsschlagader. Für den Bruchteil einer Sekunde passierte gar nichts, doch dann schoss das Blut heraus, und er sprang zurück, um nicht von dem roten Strahl getroffen zu werden. Alles um ihn herum war rot, und Roddy dachte immer wieder nur *Gott, Gott ...*

Und dann übernahmen die Norweger und begannen mit ihren Metzgerwerkzeugen, den Wal zu zerlegen. Roddy war übel, als er heraustaumelte. Die Menge raste, und eine Welle von Hass schlug ihm entgegen. Nervös blickte er zu den Leuten hinüber und lief hinter die nächste Abschirmung.

Es wurde auch nach dem zweiten und nach dem dritten Wal nicht leichter. Roddy fühlte sich kaum noch wie ein Mensch. Seine Hose, sein Hemd, sein Hals, alles war blutbespritzt. Mechanisch ging er zum nächsten Wal. Er wusste noch nicht einmal mehr, welche Spezies er gerade getötet hatte. Der Vorgang hatte einen mechanischen Rhythmus angenommen: dem

Team zunicken, niederknien, den Punkt aussuchen, zielen, zu-stechen ...

»Roddy. Roddy!«

»Hmm?«

»Kate Gunning war in den Nachrichten«, sagte Derek, der mit gerötetem Gesicht neben ihm durch den Kies stapfte. »Ir-gendwie hat sie Wind davon bekommen, dass du vor Jahren die Untersuchungen zu Walpopulationen gefälscht hast.«

Roddy blieb stehen und starre ihn ungläubig an.

»Was?«

»Es ist absurd, aber sie bringen es in den Nachrichten wie einen Skandal, als ob du ein Betrüger wärst.«

»Verfluchte Scheiße! Verdammt! Verdammt noch mal!« Er vergaß sich kurz, konnte nur noch seiner Frustration Luft ma-chen. »Ich versuche doch nur, meine Arbeit zu tun!«

»Sie fordern dich auf, dein Amt niederzulegen. Und da ist noch was. Es tut mir leid, aber Kamala Mohandhas ist zurückgetreten. Sie will eine Erklärung abgeben, warum sie dich nicht unterstützen kann.«

Derek sah den Schock auf dem Gesicht seines Freundes. Genau, Roddy, dachte er. Kamala ist öffentlich zurückgetreten, und wenn du nicht bald mit den Medien klarkommst, wirst du von dieser Position entfernt, und was hast du dann erreicht? Warum willst du denn nicht endlich Vernunft annehmen?

»Roddy, hör mir zu«, versuchte er es ein letztes Mal. »Du musst einsehen, dass du mit der Presse reden musst. Wie sollen sie dich sonst verstehen? Du musst ihnen alles erklären, das kannst du doch; warum wir auf die Springflut warten, warum du die Nekropsien machen musst, die Umstände der gefälschten

Untersuchungsergebnisse. Ich flehe dich an, es ist deine letzte Chance!«

Was ist bloß mit allen los?, wütete Roddy im Stillen. *Meine* letzte Chance? Was spielt denn *meine* letzte Chance für eine Rolle, was spielen die Medien für eine Rolle? Es geht doch nur um die Wale. Warum bin ich anscheinend der Einzige, der das versteht? Er war so wütend, er hätte Derek am liebsten angeschrien. Stattdessen knurrte er nur eine barsche Antwort.

»Ich werde keine Minute damit verschwenden, mich vor ihnen zu rechtfertigen.«

Kopfschüttelnd wandte Derek sich ab. Er ging hinauf zum Strand und ließ Roddy allein. Allein mit den vier Walen, die er noch töten musste.

* * *

3.00 Uhr morgens. Die sieben Tiere waren tot. Zwei von ihnen waren bereits zerlegt und in den Kühlwagen verstaut worden, die an der Promenade geparkt waren, einer für jedes Tier. Es hatte sich als unmöglich erwiesen, der Menschenmenge den grausigen Anblick zu ersparen. Männer in blutbeschmierten Overalls arbeiteten in Gruppen, um große Kadaverteile in die Wagen zu heben.

Um 3.30 Uhr verließ Roddy den Strand. Er war völlig erschöpft. Am Operations-Center blieb er kurz stehen, um Derek anzurufen. Er wollte sich unbedingt bei ihm entschuldigen. Das Telefon läutete und läutete, aber Derek hob nicht ab. Roddy gab auf und ließ sich von seiner persönlichen Schutztruppe durch die wütenden Menschenmassen führen. Die fünf Polizei-

beamten drängten dicht an ihn heran, um einen menschlichen Schutzschild zu bilden. Je näher sie den protestierenden Schaulustigen kamen, desto ohrenbetäubender wurde der Lärm, der Roddys Kopf schon die halbe Nacht erfüllt hatte. »ORMOND RAUS! ORMOND RAUS!« Eine weitere Polizeitruppe vor ihnen versuchte, eine Gasse durch die Menge zu bahnen. Die Leute drängten und schrien, Pressefotografen machten ihrem Unmut Luft, und Fernsehkameras übertrugen das Chaos.

Detective Sergeant Gray packte Roddy am Kragen seiner Regenjacke.

»Schnell, schauen Sie nicht auf, reagieren Sie nicht auf Provokationen!«

Dann wurde Roddy weitergeschoben.

»Ormond, du Scheißkerl!«

»Du beschissener Mörder!«

»Du Stück Scheiße!«

Etwas Nasses traf Roddys Gesicht.

»Spuckt auf den Bastard!«

Von allen Seiten spritzte es auf ihn und auf die Polizisten. Es stank, und er versuchte, sich mit dem Ärmel das Gesicht abzuwischen, konnte aber den Arm nicht heben.

Der Bereich direkt vor dem Grand Hotel war früher am Abend schon abgesperrt worden, und als sie endlich auf der freien Fläche angelangt waren, schaute Roddy sich verwirrt um. So viele Gesichter, so viel Hass und Wut. Und all das galt ihm.

12

Wie immer stand die Verteidigungsministerin um 4.30 Uhr morgens auf. Sie fütterte die Katze, deckte den Tisch für das Frühstück um halb sieben mit ihrem Ehemann, stellte Brot, Marmelade, Obst und Müsli auf den Tisch und bereitete die Kaffeemaschine vor. Dann verschwand sie in ihrem Arbeitszimmer.

Die anderthalb Stunden von 5.00 Uhr bis 6.30 Uhr waren ihre private Zeit. Es herrschte Ruhe und Frieden, und sie konnte über alles nachdenken. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, drückte ihre massiven Oberschenkel auf den ächzenden Sitz ihres Stuhls und begann, Zeitung zu lesen. Walkrise, Walkrise, noch mehr Walkrise, stellte sie fest. Dieser Ormond wird ja auf beinahe jeder Seite zum Buhmann gemacht. Der arme Kerl. Zu jedem anderen Zeitpunkt hätte ich selbst die Titelseiten eingenommen, aber jetzt haben sie mich irgendwo in der Mitte vergraben.

ADLINGTON DRÄNGT AUF WEITEREN ABBAU CHEMISCHER WAFFEN IN RUSSLAND

Die Verteidigungsministerin, Victoria Adlington, hat einen Drei-Seiten-Vertrag zwischen Russland, den Vereinigten Staaten und Europa ausgehandelt, um chemische Waffen aus der früheren Sowjetunion zu vernichten.

Bei einem Treffen der europäischen Verteidigungsminister in Straßburg und in darauffolgenden Gesprächen mit dem russischen Ministerpräsidenten B.V. Kucherov und

dem amerikanischen Außenminister Don Ferny wurde vereinbart, dass die Vereinigten Staaten für zwei zusätzliche Dollar, die Europa beträgt, einen zusätzlichen dritten Dollar zahlen, bis zu einer Höchstsumme von 100 Millionen Dollar.

Mrs Adlington hofft, dass die EU-Finanzminister weitere 66 Millionen Dollar aufbringen, eine Summe, die aus dem amerikanischen Angebot Nutzen ziehen würde.

Mit diesem Geld muss das chemische Verteidigungsprogramm der früheren Sowjetunion abgebaut werden. Die Russen selbst haben dafür im Jahr 1999 drei Milliarden Rubel zur Verfügung gestellt; allerdings ist fraglich, wofür das Geld tatsächlich ausgegeben wurde. Die neue Vereinbarung bindet die Vereinigten Staaten über zehn Jahre lang bis zu einer Summe von 500 Millionen Dollar. Europa hat bis jetzt 338 Millionen Dollar beigesteuert, wobei der Anteil Großbritanniens 70 Millionen Pfund beträgt.

Die Summen sind so riesig, weil es unglaublich kostspielig ist, diese komplexen und tödlichen Abfälle wie Sarin, Soman und die sogenannten V-Agents, vor allem das Nervengas VX, sicher zu lagern. Die einzige international überwachte Giftmülldeponie, auf der dies möglich ist, ist das St-Johnston-Atoll im Südpazifik.

Mrs Adlington hat beständig die These vertreten, dass es für Russland äußerst wichtig sei, sich seines Giftmüll-Erbes zu entledigen. Sie verweist auf die unsichere politische Situation des Landes und den zunehmenden internationalen Terrorismus, die das Thema drängender werden lassen als je zuvor.

Als Mrs Adlington den neuen Plan gestern dem Unterhaus vorstellte, verteidigte sie ihn gegen die Anschuldigung, die Gelder der Steuerzahler könnten eine bessere Verwendung finden. »Wir können es uns nicht leisten, die Gelegenheit auszulassen, diese Welt ein wenig sicherer zu machen«, sagte sie.

Adlington nickte zufrieden. Zur Abwechslung hatte die *Times* einmal etwas richtig gemacht und ihre Rolle korrekt dargestellt.

Sie überflog die anderen Zeitungen, bevor sie ihre Aufmerksamkeit zögernd sechs Kisten zuwandte, die auf ihrem Schreibtisch aufgestapelt waren. Sie enthielten Geheimakten zu SONAZ, der Sperrzone im Nordatlantik, die über vierzig Jahre zurückreichten. Darauf lag eine ausgedruckte E-Mail, die sie sehr irritierte.

Colin,

dies ist privat. Wie du weißt, bin ich der Regierungsbeobachter im Notfallkomitee für dieses Problem mit den Walen. Ich möchte dir hiermit informell und vertraulich etwas mitteilen: Sowohl das Verteidigungsministerium als auch die DEFRA haben verwirrende Berichte erhalten, nach denen sich Wale in oder um SONAZ herum anormal verhalten haben. Wenn man nun davon ausgeht, dass auch die Massenstrandung in Brighton Beach anormal ist, könnte es dann sein, dass die beiden Vorfälle in Verbindung miteinander stehen?

Ich habe natürlich keinen besonderen Einblick in SONAZ und verstehе auch nicht allzu viel von Walen, deshalb handelt es sich hier um reine Spekulation.

Du kannst mir ruhig sagen, wenn ich mich hier im Reich der Science-Fiction bewege, aber wenn du dich nicht gleich kaputt-lachst, wäre ich dir dankbar für eine Antwort. SONAZ scheint

ein ziemlich heikles Thema zu sein, deshalb zögere ich, meine Idee dem Komitee zu präsentieren, ohne dass Hattie ihre Zustimmung dazu gibt.

Gruß, Malcolm

»Hattie« tippte mit dem Daumennagel an ihre Zähne. Wie seltsam, in einem Moment dafür gelobt zu werden, dass man die Bedrohung durch chemische Waffen Russlands verringerte, während man im nächsten auf dieser hausgemachten Bananenschale ausrutschte – die ja durchaus auch etwas mit dem Thema zu tun hatte. Aber die Politik wurde eben von solchen Gegenständen bestimmt.

Ihr Staatssekretär hatte die Identitäten von Absender und Empfänger auf der E-Mail notiert: Malcolm, der Verfasser, war Malcolm Gillie; Colin, der Empfänger, war Colin Nye, und beide waren leitende wissenschaftliche Berater im Wissenschaftsstab des Verteidigungsministeriums. Neben ihren Spitznamen »Hattie« hatte der Staatssekretär geschrieben, *Entschuldigung, Frau Staatsminister.*

Aber eine Verbindung zwischen den Walen in Brighton und den Walen um SONAZ herum, überlegte Adlington – war das möglich? Sicher nicht. Und wenn sie doch für einen Augenblick daran glauben würde, dass es eine Verbindung gäbe – dann wäre die Konsequenz, dass sich die Medien für diesen grauslichen Fleck im Ozean interessieren würden. Und das wäre höchst unwillkommen.

Als sie ihr Amt angetreten hatte, hatte sie die besondere Problematik von SONAZ nicht verstanden; sie hatte schon überlegt, ob sie die Exklusivrechte Großbritanniens über das Gebiet nicht aufgeben sollte. Es war bekannt, dass die Atomversuche,

die dort in den Fünfzigerjahren stattgefunden hatte, nicht von großem Ausmaß gewesen waren, und 1961 hatte eine Untersuchung ergeben, dass die begrenzte Radioaktivität, die dort entstanden war, innerhalb von drei Jahren verschwunden sein würde. Angesichts der Proteste anderer Nationen schien es altmodisch und unangemessen zu sein, eine exklusive Zone für »Spezialoperationen« beizubehalten, zumal es solche »Spezialoperationen« schon seit Jahrzehnten nicht mehr gab. Aber dann hatte Adlington feststellen müssen, dass die Sache mit SONAZ nicht ganz so einfach war.

Sie blätterte den obersten Stapel Papiere durch; diese Dokumente waren ihr eigener Beitrag zum Problem. Allerdings wusste sie, dass er sich nicht wesentlich von dem anderer Verteidigungsminister seit 1966 unterschied. Einer von ihnen hatte Ende der Achtzigerjahre eine lakonische Randbemerkung hinterlassen, die sie nur unterschreiben konnte – *Wir können wohl kaum den Kopf hinhalten, nur weil vor dreißig Jahren unsere Regierung hinter dem Fahrradschuppen geraucht hat.* SONAZ war ein Skandal, aber es war ein Skandal, den andere verursacht hatten.

Sie zog eine leere Karteikarte aus der Schreibtischmappe und schrieb darauf: »Malcolm Gillie soll Hawksley ein vertrauliches Memo vorlegen, Termin in zwei Wochen, in dem er seine Ideen erläutert.« Zwei Wochen waren in Ordnung. Gillie würde etwas zu tun haben, und nach zwei Wochen würde es kein Notfallkomitee mehr geben, dem er seine Gedanken vortragen könnte. Und die Tatsache, dass er das Memo nicht ihr, sondern Hawksley, einem der jüngeren Minister, vorlegen musste, würde in

ihm den Eindruck verstärken, dass es nicht so wichtig sein konnte.

Sie klemmte die Karteikarte an die Notiz. Die Nekropsien fielen ihr ein. Ihr Kollege Clive Manners, Umweltminister, war Mitglied des Kabinetts, dem Gillie berichtete. Manners hatte im Kabinett erklärt, welche Informationen man erhalten würde, indem man Autopsien bei den Tieren vornahm. Nun, dachte Adlington, vielleicht waren die Labors im Verteidigungsministerium am besten für eine solche Maßnahme geeignet; dann hätte sie zumindest die Kontrolle darüber. Am besten würde sie Manners noch heute Morgen anrufen, um ihn von den Vorteilen eines solchen Schritts zu überzeugen.

* * *

Rattigan war etwas beunruhigt. Er konnte sich kaum erinnern, wann Theresa das letzte Mal freiwillig mit ihm gefrühstückt hatte, aber jetzt saß sie am Tisch und trank Orangensaft. Er warf einen verstohlenen Blick auf die Verfärbung an ihrer Wange und fragte sich, warum sie hier war. Wollte sie ihm Schuldgefühle machen? Wollte sie ein besseres Verhältnis zu ihm herstellen? Er verstand es einfach nicht.

»Warum hast du heute so viele Zeitungen?«, fragte sie so leise, dass er sie kaum verstehen konnte.

»Nun, äh ...« Er zögerte; die Antwort war offensichtlich. Jede Zeitung zog über Roddy Ormond her, und er genoss die Schmähungen sehr. Für gewöhnlich hätte er ihr das auch offen gesagt, aber heute war er angesichts ihrer schwarzblauen Prellung

nicht in der Stimmung dazu. »An diesem Strand passieren außergewöhnliche Dinge.«

Er verzog sogar das Gesicht zu einer versöhnlichen Grimasse, aber sie achtete nicht darauf.

»Wie willst du Roddy vernichten?« Das hätte sie am liebsten gefragt, aber natürlich wagte sie es nicht. Sie machte sich keine Illusionen über ihre mentale Stärke – eine Konfrontation zu provozieren, konnte sie nicht riskieren. Sie schaffte es ja gerade so, sich im selben Zimmer wie er aufzuhalten.

Rattigan musterte sie mit leiser Verwirrung, dann widmete er sich wieder seinen Zeitungen. Die Berichterstattung über Roddy Ormond war grausam. Zu den auffälligeren Titelseiten gehörte die der *Daily Mail*. Der Zeitung war es gelungen, eine Aufnahme von Roddy zu machen, der gerade die Lanze in einen Wal stieß. Das Foto war durch einen Spalt in der Abschirmung von einem Boot auf dem Meer aus gemacht worden. Es war zwar nur verschwommen zu erkennen, aber die Hässlichkeit des Akts war nicht zu übersehen. MÖRDER! lautete die Schlagzeile.

Rattigan blätterte die anderen Zeitungen durch, die ähnlich hysterisch berichteten. Die Schlagzeile WALE IN ANGST wurde begleitet von einem Foto der Kühlwagen, in die gerade Teile der Kadaver gepackt wurden. Der *Independent* titelte DER HINTERHÄLTIGE DOKTOR ORMOND UND DAS GEHEIMNIS DER ZWERGWALE. »Wie konnte die Regierung einen Mann auf diesen Posten berufen, dessen bedenkenlose und unverantwortlich betrügerische Haltung bereits bekannt war?«, las Rattigan.

Theresa betrachtete die Schlagzeilen auf den Zeitungen: EIN BLUTBAD; IST DIESER MANN NOCH BEI VERSTAND?; WICHTIGES MITGLIED DES KOMITEES TRITT ANGEWIDERT

ZURÜCK; ORMOND MUSS GEHEN ... Wie ist das Tony nur gelungen?, dachte sie gequält. Sie wusste ja nicht, dass ihr Mann gerade erst angefangen hatte. Wie kann ich es nur herausfinden? Das Herz schlug ihr bis zum Hals, und hastig griff sie nach einer Zeitung, hinter der sie sich verstecken konnte. Es war die *Sun*. Beinahe die gesamte erste Seite wurde beherrscht von einem kristallklaren Foto Roddys unter absolut jämmerlichen Umständen. Er stand vor dem Grand Hotel, nachdem die Polizei ihn durch die Menge geleitet hatte, Gesicht und Hals bespritzt mit Blut, Speichel und Eiern. Hinter ihm eine Collage aus Fäusten, Spruchbändern und wütenden Gesichtern. Roddy blickte mit weit aufgerissenen Augen um sich und wirkte wie ein gehetztes Tier. ZIEHT DEM FÄLSCHER DIE MASKE VOM GESICHT!, titelte die *Sun*.

Theresa legte die Zeitung nicht beiseite. Sie spürte die bohrenden Blicke und das Unbehagen ihres Mannes, der zu ergrün den versuchte, was in ihr vorging.

* * *

Derek Petersen saß auf dem Bett seines Hotelzimmers. Er saß schon seit über vier Stunden da und starrte durch Blut und Tränen blicklos vor sich hin. Er war sechsundfünfzig Jahre alt, und das einzige Ereignis, das ihn in den letzten dreißig Jahren zum Weinen gebracht hatte, war der Unfall seiner Tochter gewesen. Als er am späten Abend in sein Hotel zurückgekommen war, hatte er bemerkt, dass ihm ein Mann im Flur folgte. Da er noch über den unglückseligen Zwischenfall mit Roddy nachdachte,

hatte er nicht weiter darauf geachtet. Doch als er sein Zimmer betrat und die Tür schließen wollte ...

»Dr. Petersen.«

»Ja?«, antwortete er und sah verblüfft, dass der Mann im Türrahmen stand.

»Darf ich eintreten?«

Sein Verhalten wirkte nicht besonders bedrohlich, und doch stieg in Derek der Wunsch auf, der Mann möge verschwinden. Der Fremde war um die fünfzig, klein und unauffällig, mit kurzem, dunkelgrauem schütterem Haar. Er trug einen grauen Anzug, der irgendwie unmodern wirkte, und hatte eine abgeschabte Aktentasche aus braunem Leder dabei. Sein Gesicht war so nichtssagend, dass Derek es nicht hätte beschreiben können, wenn ihn jemand danach gefragt hätte.

»Wer sind Sie?«

»Das tut nichts zur Sache. Nennen Sie mich meinetwegen Barlow.«

Ein Irrer, dachte Derek und versuchte, die Tür zu schließen.

»Barlow also«, sagte der Mann und erzwang sich den Weg ins Zimmer. »Und verzeihen Sie mein Eindringen.«

Er lächelte immer noch. Mit dem Fuß hielt er die Tür auf.

»Sie sind nicht von der Presse?«

Lächelnd trat Barlow ein. Unwillkürlich trat Derek zur Seite. »Entschuldigen Sie mal«, sagte er empört und folgte dem Mann ins Zimmer.

Barlow griff in seine Jacke und zog eine Pistole, die er auf Dereks Kopf richtete. Verständnislos starnte Derek auf den Lauf.

»Was ist das?«

Barlow schüttelte leicht den Kopf, als wolle er seinen Gastgeber nicht mit einer so überflüssigen Antwort behelligen.

»Setzen Sie sich bitte dorthin?« Hilfreich zeigte er mit der Pistole auf einen Stuhl, und Derek tat gehorsam, was er verlangte. Barlow sah sich gedankenverloren im Zimmer um. »Dr. Petersen«, begann er, »das ist mein Job, aber ich bin im Moment nicht allzu glücklich damit. In der Regel sind die Menschen, auf die ich meine Pistole richte, niedrigstes Gewürm. Sie hingegen sind ein anständiger Mann.« Tröstend legte er Derek die Hand auf die Schulter und drückte sie leicht. »Glauben Sie mir, Dr. Petersen, das schmerzt mich.«

Angst schnürte Derek die Kehle zu, aber er versuchte trotzdem, aufzustehen.

»Pistole hin oder her, ich werde nicht hier sitzen, während Sie ...«

Barlow stieß ihm den Lauf der Pistole unsanft gegen die Stirn. Stöhnend sank Derek zurück auf den Stuhl. Blut lief in zwei Rinnensalen an seiner Nase entlang.

Der Mann setzte sich auf Dereks Bett und wischte mit einem Taschentuch sorgfältig das Blut vom Lauf der Pistole.

»Ich habe einen Klienten, und der hat eine Bitte an Sie.«

Derek presste eine Falte seines Pullovers an die Stirn. Barlow drückte die Waffe an sein Ohr und beugte sich zu dem anderen Ohr hinunter. Derek erstarrte, als er die Worte hörte, die er flüsterte – weniger als ein Dutzend, aber sie formulierten ein so hässliches, unmögliches Ansinnen, dass Derek in seinem Entsetzen zu hoffen wagte, alles sei nur ein Scherz.

Pistolenlauf und Mund entfernten sich von seinen Ohren.

»Sehen Sie mich an, Dr. Petersen.«

Vorsichtig hob Derek den Kopf. Barlow stand am Bett und zeigte auf die Aktentasche, die geöffnet auf der Bettdecke lag.

Sie war voller Geld. Der Anblick war so unerwartet und albern, dass Derek unwillkürlich lächeln musste.

»Ich bin nicht besonders tapfer«, sagte er fast unhörbar. »Ich habe schreckliche Angst, aber es muss Ihnen klar sein ... Das können Sie nicht von mir verlangen.«

Barlow verzog in theatralischer Enttäuschung das Gesicht.

»Das enttäuscht mich zutiefst. Und es ist sehr dumm. Dr. Petersen, mein Klient belohnt Kooperation großzügig; das hier ist sehr viel Geld. Und wenn Ormond geht, werden Sie ihn natürlich ersetzen. Wollen Sie es sich nicht noch einmal überlegen?«

Derek schüttelte den Kopf.

»Ich verstehe. Wie unglücklich.«

»Wenn Sie mich töten«, sagte Derek, »dann ...«

»Dann können Sie die Aufgabe natürlich nicht erledigen. Ganz logisch. Was haben Sie doch für einen scharfen Verstand.« Barlow seufzte. Er zog einen Umschlag aus der Tasche. »Das ist sehr bedauerlich, aber ich muss Sie bitten, sich diese Fotos von den Partnern meines Klienten anzuschauen.«

Es waren Fotos von Leichen. Die meisten waren mitten in die Stirn geschossen worden. Zögernd betrachtete Derek die Fotos. Die Aufnahmen waren real, und kurz fragte er sich, ob er wohl gleich ohnmächtig werden oder sich übergeben würde, aber ...

»Ich sagte Ihnen bereits«, stieß er mit rauer Stimme hervor, »ich will nicht den Helden spielen, aber das tue ich nicht.«

»Ich verlange von Ihnen ja nur, dass Sie sich die Fotos anschauen, Dr. Petersen.«

Ein alter Mann, der an seinem Schreibtisch saß, den Füller noch in der Hand; ein junger Mann, der mit dem Rücken auf der Straße lag, die Beine gespreizt; ein sehr, sehr dicker Mann unten an einer Treppe; ein junges Mädchen ...

Derek keuchte entsetzt auf. Das war Lizzie, seine Tochter. Sie kam gerade mit einer Freundin aus einem Kleidergeschäft, fuhr sich mit der Hand durch die Haare und blickte sich lachend um.

Ein langes Schweigen entstand.

»Ich verstehe Ihre Gefühle«, sagte Barlow großmütig. »Lassen Sie sich ruhig Zeit. Schauen Sie sich noch ein paar andere Fotos an.«

»Lassen Sie meine Tochter in Ruhe«, flehte Derek. »Sie ist doch noch ein Kind.«

Die Fotos von Lizzie, die jetzt mit Blut beschmiert waren, glitten ihm aus den Händen.

13

Roddy tippte rasch. Seine beiden Mittelfinger hämmerten auf die Tasten.

Eine persönliche Erklärung von Dr. Roderick Ormond, Notfallkoordinator des Wal-Krisenkoordinationsteams ...

Das Geschrei der Protestierenden draußen vor dem Fenster ließ ihn kurz aufblicken. Es ging auf Mitternacht zu. Achtzehn Stunden waren vergangen, seit die Polizei ihn durch den tobenden Mob geleitet hatte, durch Obszönitäten, Spucke und Hass. Die Ereignisse des Tages und seine Arbeit hatten ihm wieder ein beseres, sichereres Gefühl gegeben, obwohl er natürlich noch nicht über den Berg war.

Noch nie hatte er sich einsamer gefühlt als in der vergangenen Nacht, nachdem er sieben Wale getötet hatte und wieder zurück ins Hotel begleitet worden war. Während in der Dusche das heiße Wasser auf ihn niederprasselte, hatte er sich mit den Gedanken an den Hass und die Kritik gequält. Das kann niemand ertragen, hatte er gedacht. Und er konnte mit niemandem reden, noch nicht einmal mit Whitaker oder mit Derek ... Er war völlig allein ...

Und doch wurde er von einem Mantra beherrscht: Ich trete nicht zurück, weil ich recht habe. Ich trete nicht zurück, weil ich recht habe ... Ich mag alle möglichen Fehler gemacht haben, hät-

te mit den Medien sprechen sollen, aber man kann mir Morddrohungen aus ganz England schicken, was die Wale angeht, habe ich trotzdem *recht*, und deshalb werde ich nicht zurücktreten. Er war nicht nur sauber, sondern auch entschlossen aus der Dusche gekommen. Dereks Rat, das war ihm klar geworden, war von Anfang an richtig gewesen. Und deshalb handelte er jetzt auch danach.

Der Tag am Strand war anstrengend gewesen; nicht nur wegen seines Jobs – obwohl es auch nicht leicht war, zweitausend Soldaten darin zu unterweisen, wie sie die Wale wieder ins Meer bringen konnten –, sondern auch, weil er sich immer wieder Zeit nahm, um mit Journalisten zu reden, jeden einzelnen seiner Schritte zu erklären, sich zu demütigen. Und trotzdem verlangen die Medien immer noch nach meinem Blut, dachte er. Die Menschenmenge ist immer noch so aufgebracht, dass ich Polizeischutz brauche, und die Unterstützung von den Komitees ist bestenfalls lauwarm. Und Derek weigert sich immer noch, mit mir zu sprechen. Er schaut mich nicht einmal mehr an ...

Zur Melodie von Rod Stewarts »I Am Sailing« hatten die Protestierenden auf der Promenade zu singen begonnen »Stopp den Walkampf ... Stopp den Walkampf ... Steck dir dein Wi-hissen in den Arsch ...« Roddy musste unwillkürlich lächeln. Trotz aller Probleme war er optimistisch, dass sich die öffentliche Meinung schon ändern würde, wenn die Soldaten erst einmal die Wale mit der hohen Flut ins Meer zurückgebracht hatten. Und er hoffte, dass seine Erklärung das Blatt ebenfalls wenden würde. Rasch tippte er weiter.

Während der letzten drei Tage waren ich und meine Entscheidungen massiver Kritik ausgesetzt. Ich glaube mittlerweile, dass ein Teil dieser Kritik gerechtfertigt war. Ein anderer Teil war es jedoch nicht. Deshalb habe ich beschlossen, eine detaillierte persönliche Erklärung zu verfassen, um mich für die Fehler zu entschuldigen, die ich gemacht habe, und um die Aspekte meiner Situation zu verdeutlichen, die möglicherweise missverstanden worden sind ...

Derek stand am Strand in der Nähe des baufälligen West Pier. Unter dem Pflaster pochte seine Wunde. Weiter oben am Strand grölten die Protestierenden »Stopp den Walkampf«, aber er achtete nicht darauf. Mit leerem Blick starrte er aufs Meer.

Ich bin nie mutig gewesen. Es muss schon schwierig genug sein, so viel Mut zu sammeln, um etwas Wichtiges, Gefährliches zu tun; aber woher soll ich nur den Mut nehmen, etwas Böses, nicht zu Rechtfertigendes zu machen? Und doch muss ich es tun.

Er wandte den Kopf und blickte zu den Walen. Diese hilflosen, unschuldigen Kolosse.

Wolken zogen vor den Mond. Und das war gut angesichts dessen, was passieren würde.

Dass ich die Ergebnisse akademischer Untersuchungen gefälscht habe, ist wahr ...

Roddy schrieb immer weiter. Er wusste noch nicht, dass seine Mühen völlig umsonst waren ...

... das geschah, als die Internationale Walfang-Kommission gedrängt wurde, das Moratorium für die Jagd auf Zwergwale aufzuheben. Die Walfang-Nationen hatten versprochen, sich an einen freiwilligen Kodex zu halten, der vor Überfischung bewahrte, aber niemand, der ihre Geschichte kannte, glaubte daran. Diese Nationen hatten zuerst den Pottwal und den Blauwal, dann den Finnwal und den Seiwal beinahe ausgerottet. Wenn eine Spezies so selten geworden war, dass sich die Jagd nicht mehr lohnte, wechselten sie einfach zum nächstgrößeren Wal. Nun, die nächstgrößere Art war der Zwergwal, und er kommt als Einziger noch in ausreichend großen Populationen vor. Um den Zwergwal vor der Ausrottung zu schützen, opferte ich eine Zeit lang etwas, was mir sehr wichtig ist: meine akademische Integrität. Ich manipulierte die Untersuchungen so, dass die geschätzte Population dreißig Prozent unter der tatsächlichen Zahl lag. Ich streite nicht ab, dass dies ein aktiver politischer Akt war, und ich bedauere keineswegs, dazu beigetragen zu haben, dass die Aufhebung des Moratoriums scheiterte. Dass ich theoretisch das Falsche getan habe, kann man an der Tatsache sehen, dass ich von meinem Posten als Direktor des Instituts für Meeresbiologie enthoben wurde; dass ich jedoch moralisch recht hatte, beweist die Tatsache, dass man mich nur drei Wochen später wieder eingesetzt hat ...

Mit gesenktem Kopf schleppte sich Derek den Strand entlang. Über seiner Schulter hing eine schwere Tasche mit gefüllten Spritzen. Ein paar Wal-Mentoren versuchten, ihn in ein Gespräch zu verwickeln, und er tat sein Bestes, um ihre Fragen zu beantworten. Ja, die Wale würden morgen wieder ins Wasser

zurückkehren; nein, es würden keine Wale mehr getötet werden – aber seine leise, monotone Stimme und seine toten Augen waren ihnen unheimlich, und sie zogen sich zurück. Derek nickte ihnen zu und ging zwischen ihren beiden Tieren – einem Seiwal und einem Zwergwal – hindurch. An den Schwanzflossen blieb er stehen und bückte sich, um seinen Schnürsenkel zu binden. Er zog eine Spritze aus der Tasche.

Wie jeder Wal-Kenner wusste er natürlich, dass einer der wesentlichsten Unterschiede zwischen Menschen und Walen im Atmungssystem lag. Während Menschen unbewusst ein- und ausatmen, auch im Schlaf, müssen Wale bewusst entscheiden, wann sie atmen. Ein bewusstloser Wal kann das nicht und stirbt.

Derek hatte vor, die Tiere zu betäuben.

Er brauchte ungefähr zehn Sekunden für die Injektion bei dem Seiwal. Die leere Spritze steckte er wieder in die Tasche. Ihm wurde übel vor Scham. Aber dann dachte er an Barlow. Und an Lizzie. Und seine Hand schloss sich um die nächste Spritze.

Später bemerkt Blackfin, dass ein Mensch an seiner Schwanzflosse steht. Eine weitere Dunkelheit lang ist er hilflos am Rand der Menschenwelt gestrandet, und doch empfindet er weder Panik noch Ungeduld. Er und seine Brüder und Schwestern haben beschlossen, dort zu bleiben, wo sie sind, auch wenn die große Flut kommt und sie von ihrem steinigen Gefängnis hebt. Von einem Mond bis zum nächsten werden sie am Strand bleiben und noch darüber hinaus, wenn es die Menschen dazu bringt, das zu sehen, was gesehen werden muss.

Blackfin spürt nichts, als die lange Nadel durch seinen Speck in sein Gewebe dringt.

1.00 Uhr nachts. Zum ersten Mal, seit Blackfin in Brighton gestrandet war, ging Roddy einigermaßen beruhigt ins Bett. Seine persönliche Erklärung umfasste fünf Seiten. Darin stand, dass die Flut die einzige Möglichkeit war, so viele Wale wieder ins Wasser zu bringen, ohne sie zu töten. Er hatte auf verständliche Art demonstriert, wie absurd Kate Gunnings Behauptung war, dass er für die Massenstrandung verantwortlich sei. Seine Argumente für die Durchführung von sieben Nekropsien würden immer noch nicht auf ungeteilte Zustimmung stoßen, aber es gab jetzt wenigstens die Möglichkeit, sich damit auseinanderzusetzen. Und am wichtigsten war vielleicht, dass er in der Erklärung zugab, falsch mit den Medien umgegangen zu sein, und sich dafür entschuldigte.

Als er den Text noch einmal durchlas, fiel ihm ein Stein vom Herzen. Er überprüfte noch einmal die Rechtschreibung und nahm ein paar kleinere Änderungen vor, dann mailte er ihn an den Pressesprecher des Medien-Centers zur sofortigen Veröffentlichung. Danach stellte er sich – gegen die ausdrückliche Anordnung der Polizisten, die ihn beschützen sollten – ans Fenster und blickte auf den Strand.

Es war eine dunkle Nacht. Die Menge der Protestierenden, die etwa auf ein Viertel geschrumpft war, war nur verschwommen zu erkennen. Sie lagen in ihren Schlafsäcken oder hockten in Grüppchen zusammen und hielten Wache, bereit, den Kampf mit der Polizei aufzunehmen, sollte erneut etwas Schreckliches mit den Walen geschehen. Vereinzelt flackerten Lagerfeuer, und dahinter konnte Roddy undeutlich die großen, dunklen Leiber

der Wale erkennen. Gähnend wandte er sich vom Fenster ab und begann, sein Hemd aufzuknöpfen.

* * *

4 Uhr 45. Das schrille Klingeln des Telefons riss Roddy aus dem Tiefschlaf. Als er abnahm und verschlafen »Ja?« in den Hörer krächzte, hielt sich Margaret Gilchrist, die Vorsitzende des Notfallkomitees, nicht mit Begrüßungsfloskeln auf. Sie sagte einfach, was passiert war.

»Was?«

Sie wiederholte es. Roddy erstarrte.

»Haben Sie mich verstanden?«, fragte Margaret Gilchrist.

Er gab einen zustimmenden Laut von sich. Roddy starre auf den Hörer in seiner Hand und dachte: Bitte, bitte, lass es nicht wahr sein, bitte, das ist ein Albtraum, gleich wache ich auf ...

Als Roddy nur wenige Minuten später aus dem Hotel gerannt kam – die Sonne ging gerade auf, und ein paar Frühaufsteher unter den Schaulustigen schälten sich aus ihren Schlafsäcken –, sahen die Wale nicht anders aus als sonst. Wilde Hoffnung stieg in ihm auf. Keuchend lief er zum Operationszentrum und stürzte hinein.

».... wie wird man tausend *Tonnen* toten Wal los?«, sagte Margaret Gilchrist gerade düster.

Im Raum wurde es still. Fünf oder sechs Mitglieder des Komitees waren anwesend und etwa zwanzig andere. Auch Derek war da. Er saß auf einem Plastikstuhl und hatte den Kopf in den Händen vergraben. Hinten im Raum standen zwei Tierärz-

te; auch sie beendeten abrupt ihre Diskussion. Niemand rührte sich mehr.

»Es ist nicht wahr, oder?«, sagte Roddy schließlich so verzweifelt, dass niemand im Raum es jemals vergessen würde. »Was ist passiert?«, heulte er auf. »Derek, was ist passiert?«

Sein alter Freund sah ihn an und schüttelte den Kopf.

»Einem der Mentoren ist aufgefallen, dass sein Wal lange Zeit nicht mehr geatmet hat«, sagte eine Frau mit gepresster Stimme. »Ich bin hingelaufen, und dann ... dann habe ich festgestellt, dass kein Wal mehr atmete.«

»Sie sind alle tot«, sagte Margaret Gilchrist eisig.

Roddy rannte hinaus. Die Mentoren standen traurig herum. Roddy lief an zwei jungen Frauen vorbei. Er konnte ihnen nicht in die Augen schauen. Bei einem Seiwal blieb er stehen. Wie konnte dieses fantastische Geschöpf tot sein? Seine Haut glänzte feucht. Er ist *nicht* tot, dachte Roddy. Aber als er den Film über dem offenen Auge sah, wusste er Bescheid. Er stach mit dem Finger direkt darauf zu, aber nichts passierte. Und auch, als er das Auge berührte, zuckte das Tier nicht. Es war tot.

Langsam schob sich die Sonne über den Horizont. In diesem Moment hörte der feine Sprühnebel, der seit Tagen vom Meer heraufgepumpt wurde, auf. Roddy blickte sich verzweifelt um. Wer hatte das angeordnet? Es war viel zu früh. Er rannte zu einem anderen Wal, einem Pilotwal, aber auch bei ihm lag der Todesfilm über dem Auge.

Er warf sich gegen die Flanke eines Pottwals. Er lebt bestimmt noch, bitte, lass ihn lebendig sein! Wie ein Irrer rannte er über den Kies zwischen den mächtigen Leibern hin und her. Pottwale, Pilotwale, ein Killerwal, noch ein Seiwal. Alle waren sie tot.

Die Schaulustigen, die mitbekommen hatten, dass das Wasser abgestellt worden war, wurden unruhig. Vereinzelt ertönten Pfiffe und Rufe.

Margaret Gilchrist war ihm gefolgt. Begleitet von einem halben Dutzend nun überflüssig gewordener Mentoren, trat sie zu ihm. Er hockte im Kies neben einem Pilotwal, den Kopf an die Flanke des Tiers gedrückt. Als er aufsah, hatte er Tränen in den Augen.

»Ich glaube, Sie gehen besser, bevor die Leute merken, was los ist. Ihre Polizisten warten im Operationszentrum auf Sie. Dr. Ormond ...«

Sie streckte beinahe liebevoll die Hand aus. Roddy ergriff sie und stand auf. Widerstandslos ließ er sich von ihr wegführen.

Zwischenspiel

Die vier japanischen Külschiffe arbeiteten dicht beieinander, so dicht, dass sich die Mannschaften gegenseitig gutmütige Neckereien zurufen konnten. Es herrschte starker Seegang, und die Geräusche des Meers übertönten fast das Dröhnen eines Motors. Eine dicke Kette, jedes Glied einen halben Meter lang, wurde über die Rampe eines Schiffs hochgezogen. Das offene Heck erinnerte an das in Erwartung der Beute aufgesperrte Maul eines Seeungeheuers, und die Rampe, die ins Meer hinausragte, war wie eine gierige, nasse Zunge.

Bis jetzt waren sechs Kadaver auf die vier Schiffe gehievt worden, und die Seeleute häuteten und zerlegten sie, damit sie eingefroren werden konnten. Aber es gab noch Dutzende weiterer Wale, die an Bord gezogen werden mussten. Auf Anweisung von Dr. Derek Petersen, dem neuen Leiter des Wal-Krisenkoordinationsteam, hatte man die unglückseligen Kreaturen, die am Strand von Brighton gestorben waren, aufs offene Meer hinausgeschleppt. Damit würde das große Gesundheitsrisiko an Land eingedämmt werden, hatte er auf einer Pressekonferenz gesagt, und es sei die umweltbewussteste Methode der Entsorgung.

Die toten Tiere, die locker zusammengebunden waren, trieben leblos in den Wellen. Zwei Arbeiter in einem kleinen Boot legten eine Kette um die Schwanzflosse eines Wals. Sie lachten laut, es hatte wohl etwas mit der Frau eines Kollegen zu tun, die für alle und jeden die Beine breit machte. Immer noch wiehernd vor

Lachen, sicherten sie die Kette und gaben dem Mutterschiff ein Signal. Ein weiterer Motor wurde angelassen, die Kette spannte sich, und dann wurde der Wal durchs Wasser gezogen. Langsam glitt die Kette über die Rampe.

Stundenlang ist Blackfin durch eine düstere, unbekannte Welt getrieben. Manchmal sieht er ein flackerndes Licht; es wird heller, wenn er sehnüchtig darauf zuschwimmt, wird so schön, dass er am liebsten darin eintauchen möchte ... Aber dann hört er seltsame Koloraturen, wie er sie nie zuvor vernommen hat, die ihm sagen, er soll leben, leben. Dann wird das Licht wieder schwächer, er spürt, dass die wirkliche Welt auf ihn wartet, und er hört ein schreckliches Stöhnen und Klopfen, und als er zu sich kommt, als seine Lungen sich weiten, wird seine Schwanzflosse gerade eine Rampe hinaufgezogen, in den Bauch eines Gefrierschiffs hinein.

Halb im Wasser und halb im Schiff bäumt er sich auf, was den vier oder fünf Japanern, die glaubten, einen Kadaver an Bord zu ziehen, Schreie voller Panik entlockt. Mit sämtlicher Kraft, die ihm noch geblieben ist, bewegt Blackfin die Schwanzflosse. Die Kette fliegt in die Luft, schlägt klirrend auf der Metallrampe hoch. Aber immer noch zieht der Motor ihn die Rampe hinauf. Blackfin liegt ganz still da, alle Kraft hat ihn verlassen. Die Japaner schlagen wütend mit Stöcken auf seinen Schwanz ein und schreien dabei unverständliche Worte. Schon schlägt Blackfins Kiefer auf Metall, und etwas auf der Rampe bohrt sich in seinen Speck. Erneut sieht er das flackernde Licht, es zieht ihn an, es glüht vor Schönheit, aber immer noch hört er die Musik, er soll leben, leben, und elementare Wut rast durch seinen Körper. Wieder peitscht die Kette durch die Luft. Einen Moment lang liegt Blackfin noch hilflos angekettet auf der

Rampe, aber dann verkündet ein hoher, heller Ton, dass eines der Kettenglieder gebrochen ist. Unter dem Geschrei der Seeleute rutscht Blackfin die Rampe hinunter.

Teil II

1

Es war ein Donnerstagmorgen, einige Tage nach dem Tod der Wale. Im Schlafzimmer der von ihnen besetzten Wohnung in Worthing lagen Ally und Dave im Bett. Das Radio lief leise. Dave drehte sich um, wachte auf und wollte gerade den Arm um Ally legen, als ihm einfiel: kein körperlicher Kontakt. Wieder einmal wünschte er sich, nichts mit dem Mädchen angefangen zu haben, das ihn angemacht hatte; dann hätte er Ally den Seitensprung nicht zu gestehen brauchen, und alles wäre weitergegangen wie bisher.

Draußen fuhr ein Auto vorbei und übertönte die tapferen Bemühungen einer Amsel. Ally schnarchte leise. Dave hätte ihr gerne über den Nacken gestreichelt, traute sich aber nicht. Theoretisch beschloss er aufzustehen, praktisch war er aber noch nicht so weit, also blieb er liegen und döste noch ein wenig. Seine Gedanken trieben dahin. Ein zwitschernder Vogel; ein Vogel mit einem menschlichen Gesicht; ein Vogel mit einem menschlichen Gesicht, der auf seiner Schulter hockte und einen langen, tonlosen Triller von sich gab ...

Mist, die Türklingel ... Er stand auf und tappte zum Fenster.

»Wer ist das?«, murmelte Ally. »Diese andere Frau?«

»Ally«, sagte er kläglich. »Es ist tatsächlich eine Frau, aber sie erinnert mich eher an deine Mutter.«

Erneut klingelte es an der Tür, dann drang eine Stimme durch den Briefkastenschlitz.

»Ally? Ally, bist du da?«

»Mein Gott, das ist meine Mutter!«, schrie Ally und setzte sich auf.

»Ally! Ally, Liebling!«, rief ihre Mutter.

Eine halbe Minute später stand Ally an der Haustür und blickte der gebeugten Gestalt ihrer Mutter nach. Sie zögerte eine Sekunde: Wenn sie glaubt, ich könnte einfach so vergessen, wie sie Dave abgelehnt hat ...

»Mama! Mama!«, rief sie dann.

Theresa drehte sich um und kam schluchzend angelaufen. »Ach, Mama!«, rief Ally, die ebenfalls mit den Tränen kämpfte. Die beiden Frauen umarmten sich.

Dave tauchte in der Diele auf.

»Äh, oh«, sagte er. »Äh ... Ich mach mal Tee.«

Er ging in die Küche. Als Ally ihre Mutter ins Haus zog, sah sie ihr Gesicht. Sie zog scharf die Luft ein, entsetzt über das gelb-violette Muster, das eine Wange entstellte.

»Mama, was ist passiert?«

Theresa brach zusammen. Schluchzend sank sie wieder in die Arme ihrer Tochter.

* * *

Tanya Grant stellte zwei Tassen Tee auf die Kommode, eine für ihren Bruder Whitaker – oder Peter, wie er hier zu Hause genannt wurde – und eine für Roddy. Sie warf den beiden Männern einen missbilligenden Blick zu. Whitaker lag auf seinem Bett und spielte Tomb Raider VI auf seinem Laptop. Er war nur mit einem Gipsbein und Boxershorts bekleidet. Roddy war auf

dem einzigen Stuhl im Zimmer zusammengesunken. Seine Augen waren halb geschlossen, mit einer Hand hielt er eine Flasche Scotch fest umklammert, ein Glas in der anderen.

»Dr. Ormond, überall im Park sind Journalisten und Fernsehtteams«, sagte sie, »und dann noch so ein Irrer, der Sie erschießen will.«

»Dazu braucht er ein Gewehr«, warf Whitaker ein.

»Er hat ein Luftgewehr.«

»Ah.« Ein langgezogenes »Woooow!« folgte, als das Spiel ihm einen Unterwasserblick auf Lara Croft gewährte.

»Dr. Ormond, ich verstehe ja Ihre Probleme, aber mein Bruder braucht Ruhe und Frieden, um wieder gesund zu werden.«

Roddy nickte, öffnete aber nicht die Augen.

»Peter«, wandte sich Tanya hilfesuchend an ihren Bruder, »ich weiß, er ist dein Freund, und wir haben gesagt, er könne für kurze Zeit hierbleiben, aber, aber ...«

»Aber was?«

»Es geht nicht! Mama dreht durch!«

»Wenn er geht, gehe ich auch«, sagte Whitaker.

Zum hundertsten Mal rief irgendein Journalist von unten aus dem öffentlichen Park in die Wohnung im zweiten Stock hinauf.

»Dr. Ormond! Auf ein Wort bitte! Dr. Ormond!«

»Das ist doch lächerlich!«, schrie Tanya und knallte die Tür hinter sich zu.

Whitaker spielte weiter, und Roddy schenkte sich erneut einen Scotch ein. Dann trank er das Glas halb leer.

»Glaubst du«, sagte er, »ein Wal könnte sich absichtlich umbringen, indem er beschließt, nicht zu atmen? Glaubst du, sie waren der Meinung, das Strandenz hat nicht funktioniert, und

haben deshalb willentlich Massenselbstmord begangen? Als ultimative Protestaktion sozusagen?«

Er muss damit aufhören, dachte Whitaker, sonst wird er noch wahnsinnig.

»Roddy, hör auf, dir ständig solche Gedanken zu machen – und ich will ja nicht nörgeln, aber du musst aufhören zu trinken. Deine Stimmbänder klingen, als wären sie mit Kies bestreut.«

Aufhören zu trinken?, dachte Roddy.

Am Tag, als die Wale gestorben waren, hatte er Zuflucht im Institut für Meeresbiologie in London gesucht. Er wusste nicht, wo er sonst hingehen sollte. Die Polizei hatte ihn in einer Art Sicherheitsfahrzeug dorthin gebracht, in dem sonst Kriminelle zwischen Gefängnis und Gerichtssaal hin- und hertransportiert wurden. Es war schrecklich gewesen: Das Fernsehen berichtete live aus Helikoptern, Paparazzi folgten ihm auf Motorrädern, die Autos hinter ihnen waren voller Journalisten, und vor dem Gebäude wartete eine tobende Menschenmenge. Im Institut hatte man ihm dann gesagt, er sei nicht mehr der Direktor, und er habe hier nichts mehr zu suchen. Der freundliche Detective Inspector, der sich um ihn kümmerte, schlug eine Gefängniszelle vor, und Roddy hatte tatsächlich drei Tage lang in der Polizeiwache von Holborn in der Zelle gesessen. Im Grunde war das die perfekte Zuflucht gewesen: Dort konnte ihm nichts passieren, er wurde mit Pizza gefüttert und konnte den lieben langen Tag nachdenken ...

Ich habe so viel nachgedacht, aber ich verstehe immer noch nicht, wie es passiert ist.

Whitaker unterbrach sein Spiel und sah ihn an. Solange er im Krankenhaus lag, hatte er nichts für seinen Freund tun können,

aber dann hatte er darauf bestanden, dass Roddy mit ihm bei seiner Mutter in Nord-London wohnen sollte. Allerdings hatte er nicht vorausgesehen, dass die Medien sie in diesem Ausmaß verfolgen würden.

Die Wale waren zwar tot, aber die Geschichte war immer noch sehr lebendig. Jeden Tag brachten die Zeitungen Berichte über »Die Wahrheit hinter dem Walsterben« oder »Das größte Ereignis in der Geschichte«. In den Fernsehnachrichten standen die Wale an erster, zweiter und dritter Stelle. Ausländische Nachrichtensender strömten auf der Suche nach Antworten in Richtung Brighton und London. Auch die großen Filmgesellschaften Hollywoods waren vor Ort, und jeder suchte nach einem Ansatz, um das Ereignis als sein intellektuelles Eigentum zu beanspruchen; eine ähnliche Schlacht spielte sich in der Videospiel-Branche ab, und die riesigen, seelenlosen Fabriken in China produzierten mit Hochdruck billige Plastikwale für den westlichen Markt.

Wenigstens kann es jetzt nicht noch durchgeknallter werden, sagte sich Whitaker.

Und dann kam der Konvoi.

* * *

V. A. Apukkatan war ein illegaler Immigrant aus Tamil Nadu in Südindien. Um seine Frau, seine beiden Söhne und seine Schwiegereltern zu Hause ernähren zu können, fuhr er Taxi in der Gegend um Tottenham. Er arbeitete vierzehn Stunden am Tag, sechs Tage die Woche, und nahm alles gleichmäßig hin: Freundlichkeit, Rassismus, Schwarzfahrer, Betrunkene und

Leute, die sich im Taxi übergaben. Nachts lernte er an einer Abendschule für sein Diplom in Informationstechnologie. An den Samstagabenden legte er sich in dem schmutzigen Zimmer, das er sich mit vier anderen illegalen Einwanderern, alles Marokkaner, teilte, ins Bett und schlief vierundzwanzig Stunden lang, ohne aufzuwachen. Sein Ehrgeiz war es, die englische Staatsbürgerschaft und eine gute Stelle als Computerprogrammierer zu bekommen und seine Familie nach England zu holen. Während Roddy in Whitakers Schlafzimmer saß und trank, erledigte Apu einen seiner leichtesten und lukrativsten Jobs. Jeden Donnerstagmorgen fuhr er eine alte jüdische Dame zu John Lewis in der Oxford Street – wo sie frisiert wurde –, und dann zu ihren Freundinnen in Marylebone, wo sie ihre wöchentliche Partie Bridge spielte.

Apu bog mit seinem alten Passat auf die A 400 ein. So viel Verkehr hatte er hier noch nie erlebt.

»Schließlich«, sagte sein Fahrgast gerade, »haben Wale an Land nichts verloren. Kein Wunder, dass sie alle gestorben sind – wenn ich drei Tage im Meer verbringen würde, würde ich auch sterben.«

»Oh ja, Mrs C.«

»Das sagt einem doch schon der gesunde Menschenverstand.«

Apu schaltete in den ersten Gang, die Autos krochen nur noch dahin.

»Apu, warum ist es heute so voll? Ich komme zu spät.«

»Ich nicht weiß, Mrs C.«

Ein paar Minuten lang bewegte sich Apus Auto gar nicht mehr.

»Können wir denn nichts tun?«

»Es ist Stau, Mrs C.«

Nach weiteren zehn Minuten war klar, dass irgend etwas Außergewöhnliches den Stau verursacht haben musste; selbst die Huper gaben auf. Die Fahrer stiegen aus ihren Wagen und unterhielten sich miteinander. Manche Leute ließen sogar ihre Autos zurück und gingen die Straße hinunter.

»Finden Sie heraus, was los ist, Apu.«

Er stieg aus dem Wagen und stellte sich auf die Zehenspitzen, um etwas sehen zu können.

»O mein Gott, Mrs C., so viele Leute!«

»Aber ich komme zu spät zum Friseur«, jammerte sein Fahrgast.

»Mrs C, ich schaue mal nach, was los ist.«

Er sagte ihr, sie solle den Wagen von innen verriegeln, er käme gleich wieder zurück. Dann lief er mit dem Strom der anderen Menschen durch die Gasse zwischen den beiden Autoschlangen. Einige Leute hatten Radios dabei, und auch aus den umstehenden Autos drangen Nachrichten: »... der zweite großer Zwischenfall innerhalb einer Woche ...« – »Die Regierung versichert, die Situation sei für die Bürger nicht bedrohlich ...«

Apu kam zu einer großen, aufgeregten Menschenmenge. Aber für ihn stellten so viele Menschen keine Herausforderung dar, und er schlängelte sich geschickt hindurch. Nach ein paar Minuten war er vorn und drängte seinen dünnen Körper zwischen zwei Männer indischer Herkunft – Gujaratis, wie er automatisch feststellte. Sie standen vor dem Schaufenster eines Fernsehladens.

»Sieh dir das an, mein Freund«, sagte einer der Männer.

Auf dem großen, hochmodernen Flachbildschirm, der hinter der Scheibe stand, sah man leicht verschwommen die Luftaufnahme einer großen Wasserfläche.

»Gott ist zornig auf uns«, meinte einer der Gujaratis, während Apu noch fassungslos daraufstarrte.

* * *

Leise erklärte Theresa, wie die Verletzung in ihrem Gesicht zu stande gekommen war. Dass es nicht das erste Mal gewesen sei. Dass sie es nicht mehr aushielt. Ally starnte sie erschreckt an.

»Warum?«, flüsterte sie. Wut stieg in ihr auf. »Warum hast du es mir nie erzählt?«

»Ich war – ich wollte dich schützen. Ally, dieser Junge, Dave – mir ist es egal, solange ihr nur glücklich seid, aber ich hatte Angst um dich.«

Ally blickte sie verwirrt an.

»Aber Daddy hätte Dave doch nichts getan?«

Doch dann sah sie ihrer Mutter ins Gesicht, und die hässliche Prellung bewies ihr das Gegenteil.

»Oh, Mama, warum hast du es mir bloß nie gesagt?«

»Als du noch jünger warst, ging es nicht, glaub es mir.«

»Und warum erzählst du es mir jetzt?«

Theresas Stimme wurde mit einem Mal überraschend resolut.

»Ich glaube, Daddy hat etwas Schreckliches getan. Ich brauche deine Hilfe.«

»Meine Hilfe?«

Eine Pause trat ein. Ally wartete. Dann lächelte Theresa.

»Ally, vor langer Zeit habe ich einen Mann geliebt, der ... Er war in der letzten Zeit häufig in den Nachrichten ...«

»Roddy Ormond?«

Theresa sah sie erstaunt an. »Woher weißt du ...«

»Ich war als Freiwillige in Brighton Beach, und er hat mich anscheinend erkannt. Als er meinen Namen hörte, stand er förmlich unter Schock.«

»Er hat mich geliebt. Er hat mich sehr geliebt.«

»Ich weiß.«

»Hat er dir das gesagt?«

»Nein, er sagte nur ›Ich kannte Ihre Mutter‹. Es war die Art, wie er es gesagt hat.«

Theresa schloss die Augen. Ihre Stimme war noch leiser, als sie fortfuhr: »Dein Vater ist so beschädigt, wie man nur sein kann. Und er will sich nicht helfen lassen.«

»Oh, Mami.«

»Deshalb bin ich zu dir gekommen. Ally, er scheint etwas mit dieser Walgeschichte zu tun zu haben. Ich habe gehört, wie er sagte, er würde Roddy *vernichten*, und ...« Sie machte eine ungläubige Geste. »Und ich glaube, es ist ihm gelungen.«

»Wie meinst du das?«

»Ich weiß, dass er Roddy irgendetwas angetan hat. Ich bin zwar nicht sicher, was, aber ... Ally, du musst nach Hause kommen ...«

»Was?«

»Du bist die Einzige, die noch ein wenig Macht über ihn besitzt, die Einzige, die keine Angst vor ihm hat. Ich möchte, dass du mit mir nach Hause kommst und herausfindest, was er getan hat.«

Ally nickte. Das war eine gute Idee. Sie konnte sich um ihre Mutter kümmern und kam außerdem eine Zeit lang – oder auch länger – von Dave weg.

Die Tür ging auf.

»Äh ...«, sagte Dave.

Ally schüttelte wütend den Kopf, aber Theresa bedeutete ihm, hereinzukommen.

»Ihr habt sicher etwas Wichtiges zu besprechen«, sagte Dave.
»Aber ich habe gerade etwas im Radio gehört und würde gerne den Fernseher einschalten.«

Er schaltete das Gerät ein. Es war ein altes Modell, und lange bevor das Bild erschien, hörte man bereits den Ton.

»... schwimmen nun an Purfleet vorbei«, sagte eine Stimme.
»Hintereinander, in raschem Tempo, begleitet von Booten der Wasserschutzpolizei ... Eine außergewöhnliche Szene ...«

»Was ist denn da los?«, fragte Ally.

Das Bild erschien auf der Mattscheibe.

* * *

Tanya Grant kam in das Zimmer ihres Bruders gerannt.

»Oh!«, stieß sie hervor.

Roddy stand nackt mitten im Zimmer.

»Er will gerade duschen gehen«, erklärte Whitaker und reichte Roddy einen Morgenmantel.

»Es ist schon wieder was mit Walen passiert«, verkündete Tanya.

Roddy blickte langsam auf.

»Haben sie es wieder getan?«, fragte er.

»Nein, es ist etwas anderes. Sie bringen es gerade im Fernsehen.«

Er zog den Morgenmantel an und ging an ihr vorbei aus dem Zimmer.

Unten schrie Whitakers Mutter auf.

»Ich dulde keine unbekleideten weißen Männer in diesem Zimmer!«

Roddy hockte sich vor den Fernseher, drückte die Fingerspitzen auf die Schläfen und versuchte, einen klaren Kopf zu bekommen ... Das war allerdings schwierig, weil auf dem Bildschirm gerade Hunderte von Killerwalen gezeigt wurden, die die Themse in London hinaufschwammen.

»Das ... Das ist einfach unglaublich.«

Gebannt verfolgte er die Ereignisse auf dem Bildschirm. Am Ufer standen überall Leute und fotografierten: Die glänzenden schwarzen Rücken der Killerwale reflektierten das Blitzlicht. Die Geschöpfe machten einen ruhigen Eindruck, aber Roddy wusste, dass ihnen äußerst unbehaglich zumute sein musste – das Meer für das schmutzige Süßwasser der Themse zu verlassen, war für sie unerträglich.

»Dr. Ormond, auf dem Anrufbeantworter ist eine Nachricht von Derek Petersen für Sie. Es scheint dringend zu sein«, unterbrach Tanya ihn.

»Kann ich ihn anrufen? Kann ich hier irgendwo ungestört telefonieren?«

»Das Telefon steht in Mamas Zimmer«, antwortete sie.

»Nein!«, heulte Mrs Grant. »Nicht in meinem Schlafzimmer!«

Mrs Grants Zimmer war voller Blumen: frische Blumen in Vasen, künstliche Blumen, getrocknete Blumen, die an der Wand hingen, und überall Blumendrucke – auf der Bettdecke,

der Tapete, den Vorhängen. Roddy sah sich suchend nach dem Telefon um.

»Da drüben«, sagte Tanya und zeigte auf etwas, das wie ein mit Blumen bedruckter Kaffeewärmer aussah. Darunter stand das Telefon.

Da sich Derek weder zu Hause noch im Büro oder am Handy meldete, versuchte Roddy es unter der Notfallnummer, die Derek zu Beginn der Krise zugewiesen bekommen hatte.

»Derek, ich bin es.«

Zunächst herrschte Schweigen. Es war ihr erster Kontakt seit R oddys Entlassung.

»Hast du sie gesehen?«, fragte Derek schließlich.

»Die Killerwale? Ja.«

Erneut Schweigen. Und dann brach Derek zu R oddys Entsetzen in Tränen aus.

»Es ist alles meine Schuld«, keuchte er schluchzend. »Meine – meine Schuld.«

»Derek ...«

»Ich halte es nicht mehr aus, Roddy, sie beobachten mich.«

»Wer?«

»Roddy ... Roddy, sie halten die Ergebnisse zurück, sie ...«
Er schluchzte heftig.

»Was für Ergebnisse, Derek?« Es kam keine Antwort. »Derek, was für Ergebnisse ...«

»Die Nekropsien ...«

»Was zeigen sie?«

»Ich habe Angst, Roddy. Ich will sie nicht verlieren.«

»Wen?«

»Ich halte es nicht aus – ich halte es einfach nicht aus, ich kann nicht. Es tut mir leid, denk immer dran, dass ich keine andere Wahl hatte.«

Die Verbindung war unterbrochen.

»Derek!«

Fassungslos sah Roddy Tanya Grant an. Journalisten hämmerten an die Haustür, um zu erfahren, was der Exkoordinator des Wal-Krisenkoordinationsteams zu einem Konvoi von Killerwalen zu sagen hatte, die die Themse hinaufschwammen.

2

Apu hatte Mrs C. nach Hause gefahren, damit sie die Ereignisse ebenfalls im Fernsehen verfolgen konnte, und war auf einer anderen Strecke wieder in die Stadt zurückgefahren. Bald steckte er erneut im Stau – ganze Stadtteile von London waren abgeriegelt. Fahrer stiegen aus ihren Autos und machten sich zu Fuß auf den Weg an die Themse, und Apu schloss sich ihnen an. Ein Gedanke hatte sich in seinem Kopf festgesetzt. Bei ihrem monatlichen Telefongespräch wollte er zu seiner Frau sagen: »Ich war dabei, ich habe alle diese Wale in der Themse in London gesehen, von einem erstklassigen Aussichtspunkt aus.«

An die Themse konnte man nur zu Fuß gelangen. Es hatte die Runde gemacht, dass der Konvoi aus Killerwalen mitten in London angehalten hatte, zwischen der Waterloo- und der Golden-Jubilee-Brücke. Zuerst kam Apu gut voran, aber die letzten anderthalb Kilometer waren sehr mühsam. Überall versuchte die Polizei, die Leute zurückzudrängen. Es hatte über eine halbe Stunde gedauert, bis er eine der Barrieren durchbrochen hatte, und dahinter drängten sich die Menschenmassen bereits so dicht, dass an Bewegung gar nicht mehr zu denken war. Aber er war entschlossen. Er schob und schlängelte sich hindurch und ignorierte die empörten Protestrufe. Am frühen Abend war er nur noch hundert Meter von der Themse entfernt und steckte mit zehntausend anderen Personen im Flaschenhals der Villiers Street fest. Für die letzten hundert Meter brauchte er eine Stunde,

aber schließlich gelangte er zum Victoria-Ufer. Eigentlich wollte er sich bis nach vorn durchdrängen, aber als er aufblickte, sah er über sich die Golden-Jubilee-Brücke, die Brücke, von der aus man alles am besten beobachten konnte. Entschlossen kämpfte er sich zu der Treppe durch, über die man auf die Brücke gelangen konnte, aber dort drängten sich die Leute so dicht, dass er seinen Entschluss schon wieder bereute. Doch dann sah er, dass ein paar furchtlose Jugendliche außen an der Metallkonstruktion hochgeklettert waren. Er dachte nur daran, dass er die Wale sehen wollte. Wie ein Aal wand er sich zu einer geeigneten Stelle durch, packte eine Metallstrebe und begann, sich hochzuziehen.

* * *

Ein paar Hundert Meter entfernt wurde Rattigan gerade in eine Suite im Savoy geleitet. Er schüttelte immer noch den Kopf darüber, welche Summe erforderlich gewesen war, um eine Suite mit Blick zum Fluss zu bekommen. Die letzten Stunden waren anstrengend gewesen. Er war an solche Unbequemlichkeiten nicht gewöhnt. Er hatte im Bentley gesessen und ein kompliziertes Telefongespräch mit dem Anwalt geführt, der seine wohltätigen Geschäfte erledigte, als er auf einmal bemerkte, dass sie schon lange auf einem Fleck standen. In dem Telefonat war es um ein Projekt gegangen, über das er schon seit geheimer Zeit nachdachte: Universitätsstipendien für Kinder, die im Heim aufgewachsen waren. Er dachte daran, zehn Millionen Pfund zu investieren. Seit Ally ihn »verlassen« hatte, dachte er verstärkt über solche Themen nach.

Als nach Beendigung des Telefongesprächs klar war, dass South Kensington völlig abgeriegelt war, hatte er seinen Chauffeur beim Auto zurückgelassen. Er selbst hatte sich durch das gemeine Volk zum nächsten Gebäude mit Helikopter-Landeplatz hindurchgedrängt. Dort hatte er sich von einem Hubschrauber abholen und zum Savoy fliegen lassen.

Erleichtert sank er in einen Sessel, ein Glas Gin in der Hand, und schaltete den Fernseher ein. Das Bild, das erschien, hätte er mit eigenen Augen sehen können, wenn er sich dazu durchgerungen hätte, auf den Balkon zu treten.

»Und wie ist die Atmosphäre unten am Fluss jetzt?«, fragte ein Moderator.

»John, von meinem Aussichtspunkt hier oben auf dem Shell-Gebäude blicke ich auf ein Meer von Menschen, die dicht an dicht das Victoria-Ufer bevölkern, auf den Bäumen und in den Streben der Brücke sitzen. Weit unter mir finden auf einem Restaurantschiff und an der privaten Anlegestelle des Savoy Hotels exklusive Partys statt, und die Menschen prostet den Wale, die nur wenige Meter von ihnen entfernt sind, zu – es ist surreal, außergewöhnlich und undenkbar.«

»Haben Sie Dr. Derek Petersen oder sonst einen Verantwortlichen von der *letzten* Walkrise gesehen?«

»Nein, niemanden. Gestern hieß es, Dr. Petersen stehe unter Stress, aber das war vor der neuesten Entwicklung. Das Wal-Krisenkoordinationsteam scheint sich aufgelöst zu haben.«

»Berichten Sie uns doch einmal über die Wale ...«

»Ja.«

»Wir bekommen hier zwar die Bilder, aber wie fühlt es sich an, die Tiere mit eigenen Augen zu sehen?«

»Mit Worten kann man das nicht wiedergeben. Die Polizei hat den gesamten Flussabschnitt mit Scheinwerfern angestrahlt, und wie Sie sehen, schwimmen die Wale langsam in der Mitte herum. Es sind zweihundertvierundvierzig große, anmutige Tiere mit dieser schönen Schwarz-Weiß-Zeichnung. Unter den beiden Brücken haben Polizeiboote Stellung bezogen, die Schaulustige auf Booten oder Schiffen fernhalten. Das Ganze wirkt – ganz gleich, wie oft ich es wiederhole, es wird dadurch nicht weniger unglaublich – wie eine offene Arena voller Killerwale, von denen ich und eine Million anderer Menschen nicht den Blick abwenden können.«

»Haben Sie eine Ahnung, was die Wale vorhaben?«

»Es sind hier alle möglichen Dinge diskutiert worden, von so lächerlichen Vorschlägen, dass die Wale kehrtmachen und wieder ins Meer zurückschwimmen, bis hin zu Warnungen, sie könnten eine Attacke auf das Parlament planen –«

»Um Gottes willen!«

»– aber im Grunde weiß niemand, was sie als Nächstes tun werden.«

»Nun, danke, Ian. Das war Ian Hudson vom Shell-Gebäude an der Themse. Und jetzt schalten wir zu ...«

Grunzend stand Rattigan auf. Er trank seinen Gin aus und öffnete die Tür zu seinem Balkon, um auf seine eigene, private Aussichtsplattform zu treten.

* * *

Als Big Ben Mitternacht schlug, konnte niemand ahnen, dass sich das Ereignis seinem Höhepunkt näherte. Apu klammerte

sich von außen an das Brückengeländer, und unter ihm floss schwarz und schweigend der Fluss.

»Sie bewegen sich!«, rief der Mann neben Apu.

Die Menschen auf der Brücke und an den Ufern begannen zu schreien. Die Wale schwammen immer schneller im Kreis, tauchten die Köpfe ins Wasser und kamen dann wieder hoch. Alle Sender brachen die Studiodiskussionen ab und schalteten auf Live-Übertragung. Big Ben schlug achtmal, neunmal, zehnmal.

Apu hing hoch über dem Fluss und beobachtete die Szene mit offenem Mund. Die Bewegungen der Wale wurden immer heftiger, und das schwarze Wasser schäumte um sie herum. Sie schienen sich nicht nach einem bestimmten Muster zu bewegen, schwammen jedoch so schnell, dass es unglaublich war, dass sie sich nicht gegenseitig rammten.

Beim zwölften Schlag um Mitternacht hörten die Wale auf zu schwimmen und kamen zu einem großen Klumpen zusammen. Und dann taten sie etwas, womit niemand – nicht die Schaulustigen, nicht die Experten in den Studios, nicht die Polizei – gerechnet hatte. Sie riefen.

Es ertönte ein hohes, unheimliches Kreischen, das greifbar in der Atmosphäre hing, als ob tausend Personen gleichzeitig mit den Fingernägeln über Schieferplatten kratzen würden. Der scharfe Ton drang nur für ein oder zwei Sekunden hörbar ins Ohr, aber in den umliegenden Gebäuden barsten Fensterscheiben wegen der besonderen Frequenz, jede Auto-Alarmierung im Umkreis von einem halben Kilometer ging los, und ganz London begann zu schreien.

Hunderte von Metern den Fluss entlang klirrten die Fensterscheiben, und tödliche Scherben fielen auf die hilflose Men-

schenmenge am Ufer hinunter. Der Lärm des zersplitternden Glases, das Heulen der Alarmanlagen und die Schreie der Menge ließen Rattigan fluchend vom Balkon stürmen. Er presste sich die Hände an die Ohren und stieg über die Glasscherben seiner Balkontüren zurück in die Suite. Dort rannte er hinaus in den Gang, wo sich bereits andere Gäste schreiend und weinend versammelt hatten.

Draußen wurden Menschen zu Tode getrampelt, weil alle voller Panik so schnell wie möglich vom Fluss weg wollten. An beiden Enden des Fußwegs auf der Brücke rannten die Schaulustigen zur Treppe. Hunderte stolperten die Stufen hinunter, und diejenigen, die am Geländer über dem Fluss hingen ...

»Sie stürzen von der Brücke, sie stürzen von der Brücke!«, schrie der Reporter von der BBC.

Apu hockte am Geländer, die Füße in die Zwischenräume gesteckt, und hielt sich am Handlauf fest. Instinktiv ließ er nicht los, obwohl er das Gefühl hatte, ihm würde das Trommelfell platzen. Die panisch rennenden Menschen auf der Brücke traten und schlugen jedoch auf seine Finger, und als er mit einem Fuß aus dem Spalt herausrutschte, verlor auch der andere den Halt, und er klammerte sich nur noch mit den Händen fest. Er schrie und kreischte, aber niemand hörte ihn, weil alle schrien und kreischten. Etwas schlug so fest auf seine linke Hand, dass er das Gefühl hatte, ihm würden die Finger abgehackt. Kraftlos glitt die Hand vom Geländer, und als er hinunterfiel, sah er neben sich einen halbwüchsigen Jungen, der zur gleichen Zeit wie er den Halt verloren hatte.

Als er aufs Wasser aufschlug, dachte er nichts als: Ich kann doch nicht schwimmen. Sein Körper wurde sofort in die beeinträchtigte Strömung der Themse gerissen, und obwohl er wie

wild paddelte und um sich schlug, wusste er, dass er ein toter Mann war. Sein Körper wurde herumgewirbelt, und als er unwillkürlich Luft holte, schluckte er das schmutzige Wasser der Themse. Fast sehnte er den Tod schon herbei, damit die Qual ein Ende hatte, als er auf einmal wieder an der Wasseroberfläche war. Unwillkürlich griff seine Hand nach etwas, woran er sich festhalten konnte, und seine Finger schlossen sich um die Rückenflosse eines Killerwals.

Polizei- und Wasserwachtboote waren zur Stelle und zogen die Leute aus dem Fluss. Aber an den Fernsehschirmen sah man ganz deutlich, was passierte: Dutzende von Menschen trieben im Fluss, und die Killerwale hielten sie über Wasser.

3

Früh am nächsten Morgen warteten nur noch zwei Journalisten vor der Wohnung von Whitakers Mutter auf eine Chance, den Exchef des Wal-Krisenkoordinationsteams zu erwischen. Sie wirkten ein wenig verloren. Während der Nacht war Roddys Wert für die Presse dramatisch gesunken. Der Fokus der Medien lag jetzt auf London und auf den Killerwalen, die in der Themse zurück zum Meer schwammen. Nachdem alle der ins Wasser Gestürzten in Sicherheit waren, hatten die Wale gedreht und waren wieder flussabwärts geschwommen. Die ganze Nacht über hatten sie den Fluss durchschwommen, an Canning Town und Creekmouth, an Dartford und Tilbury vorbei. Mittlerweile näherten sie sich Canvey Island. Polizeiboote eskortierten sie und richteten starke Suchscheinwerfer auf die schwarz-weißen Leiber im dunklen, glitzernden Wasser. Die Wale schwammen auch nicht mehr in der unnatürlichen Formation an der Wasseroberfläche und in einer Reihe; jetzt bildeten sie lockere Gruppen und tauchten nach Belieben auf oder unter. Immer noch standen Schaulustige an den Ufern, aber sie machten nicht mehr einen solchen Lärm, sondern beobachteten schweigend das Spektakel. Niemand wusste, was er davon halten sollte.

In der Wohnung hörte Roddy, der zwar einen Kater hatte, aber zumindest nüchtern war, alle Voicemail-Nachrichten ab, die sich seit einer Woche auf seinem Handy angesammelt hatten. Whitakers unaufdringliche Ermutigung, das alarmierende Ge-

spräch mit Derek und vor allem der Konvoi der Killerwale hatten ihn aus seinem apathischen Selbstmitleid herausgeholt. Er hätte schon im Koma liegen müssen, damit die Ereignisse in London ihn nicht fasziniert hätten. Einen Großteil der Nacht war er wach geblieben und hatte zugeschaut, wie die Wale zurück ins Meer schwammen. Ständig hatte er sich mit Spekulationen gequält: Wale, die in Brighton strandeten, Wale, die die Themse hinaufschwammen und alles Glas in den umliegenden Gebäuden zerspringen ließen – Herrgott, was würde ihnen wohl als Nächstes einfallen?

»Hallo, Dr. Ormond, mein Name ist David Green. Ich bin ein Reporter aus den Vereinigten Staaten und arbeite für den *Enquirer*. Sie stehen im Moment sicher ziemlich unter Druck, aber ich kann Ihnen ein wohlwollendes und äußerst *lukratives* Interview mit ...«

Und tschüs, dachte Roddy und löschte die Nachricht.

»Mein Name ist Gillian Hendry, ich bin von *Newsnight* auf BBC2 ...«

... und tschüs.

Er saß am Küchentisch und nahm ein spätes Frühstück zu sich. Tanya und ihre Mutter saßen im Wohnzimmer vor dem Fernseher und schauten zu, wie die Wale ins offene Meer verschwanden. Alle in der Wohnung waren die ganze Nacht über auf gewesen.

»Sie haben gesagt, zweihundertvierzig Personen seien durch herabfallendes Glas getötet oder in der allgemeinen Panik zertrampelt worden«, verkündete Tanya, die gerade in die Küche kam. »Es gibt über tausend Verletzte und zwei Morde.«

»Morde?«

»Die Leute drehen durch und bringen jemanden um.«

»Du lieber Himmel!«

»Aber über achtzig Personen sind in den Fluss gefallen, und die Wale haben jeden Einzelnen von ihnen gerettet. Erstaunlich.«

Roddy, der sein Handy ans Ohr hielt – zwanzig Nachrichten von Journalisten hatte er bereits gelöscht –, nickte.

»Martin Grange, Geschäftsführer von Radio Brighton. Ich rufe persönlich an, Dr. Ormond, um zu betonen, wie sehr wir möchten ...«

Eine weitere Nachricht wurde gelöscht.

»Dr. Ormond, hier spricht Kate Gunning. Wenn Sie diese Nachricht hören, legen Sie nicht auf, es ist zu wichtig ...«

Kate Gunning? Die machte wohl Witze!

»... Ich habe etwas herausgefunden, etwas Großes, es hat mit den Walen zu tun, und Sie müssen es sich unbedingt anhören. Können Sie bitte ...«

Löschen. Kate Gunnings halbgare Theorien über Wale hatten ihm schon genug Kummer bereitet.

»Und was werden Sie tun?«, fragte Tanya.

»Ich möchte zu Derek Petersen fahren und mit ihm reden.«

In diesem Moment klingelte sein Handy.

»Hallo?«

»Roddy?«

»Wer ist da?«

»Endlich! Ich bin's, Joe!«

»Welcher Joe?«

»Joe Farelli, WhaleWorld Joe. Wissen Sie eigentlich, wie viele Nachrichten ich Ihnen aufs Band gesprochen habe, nachdem

diese Killerwale London auf den Kopf gestellt haben? Viel zu viele!«

»Ich höre sie gerade erst ab, bis zu ihrer bin ich noch nicht vorgedrungen.«

»Wie ich hörte, haben Sie versucht, sich mit schwarzen Baumwollsocken zu erhängen?«

»Sie müssen nicht alles glauben, was in den Zeitungen steht.«

»Ich bin jedenfalls froh, dass Sie noch leben. Sie müssen nämlich hierherkommen – ich glaube, es gibt einen Zusammenhang zwischen dem Konvoi und Attila.«

»Wie meinen Sie das?«

»Das kann ich am Telefon nicht erklären, das müssen Sie sich schon selbst ansehen.«

Roddy zögerte.

»Sie sollten besser die Leute informieren, die jetzt verantwortlich sind. Ich habe nichts mehr damit zu tun.«

»Das weiß ich – ich lese schließlich Zeitung. Wobei ich denen nicht glaube, dass Sie achtundsiebzig Wale mit bloßen Händen umgebracht haben. Aber dieser neue Typ, Petersen, er ist wie vom Erdboden verschluckt, und jetzt ist niemand mehr verantwortlich. Ich habe mir die Finger wund telefoniert, vom Stadtrat bis zur Regierung, aber keiner hört mir zu. Irgendjemand muss hierherkommen – und glauben Sie mir, Sie werden froh sein, dass Sie es getan haben.«

* * *

Als Roddy die Wohnung verließ, hatten auch die beiden letzten Journalisten aufgegeben. Es war ein kühler Sommertag, trocken,

aber bedeckt. Roddy setzte sich in sein Auto, drehte den Schlüssel im Zündschloss und lauschte gereizt dem Surren des Anlassers.

Ein paar Hundert Meter entfernt bog ein schwarzes BMW-Cabrio in die Straße ein. Kate Gunning musterte die Häuser links und rechts. Sie parkte vor dem Mietshaus, vor einem zerbeulten Ford Escort. Keine Journalisten, stellte sie erleichtert fest. Okay, wie mache ich es am besten?

Halb hinter dem Lenkrad zusammengesunken, versuchte Roddy erneut, den Wagen zu starten. Hoffnungslos. Frustriert gab er auf und lehnte sich zurück. Er sah Kate Gunning im gleichen Moment, als sie ihn sah.

»Ach, zum Teufel!«

Ihm rutschte das Herz in die Hose, als er sah, wie sie ausstieg und auf ihn zukam. Wieder versuchte er zu starten. Komm schon, flehte er stumm, spring an, na los ...

Sie klopfte an die Scheibe.

»Wenn Sie nicht aufpassen, ist die Batterie gleich leer. Dr. Ormond, kann ich mit Ihnen sprechen? Es ist unglaublich wichtig.«

»Nein, ganz bestimmt nicht«, bellte er.

»Dr. Ormond ...«

Roddy kurbelte hastig die Scheibe herunter.

»Haben Sie eigentlich eine Ahnung«, sagte er, »auch nur die leiseste Ahnung, wie schädlich und falsch Ihre Berichterstattung war? Glauben Sie wirklich, dass ich all diese Wale veranlasst habe zu stranden?«

»Ja zur ersten Frage«, sagte Kate. »Nein zur zweiten. Es tut mir leid. Es war ein schrecklicher Fehler meinerseits, das gebe ich zu. Ich habe nicht nachgedacht.«

Roddy blinzelte. Dass sie es zugeben würde, hatte er nicht erwartet. Sie warf ihm einen zerknirschten, hoffnungsvollen Blick zu. Noch einmal startete er und fluchte wütend, als die Batterie endgültig den Geist aufgab.

»Was wollen Sie?«, fragte er. »Es gibt kein Blut mehr zu saugen.« Er stieg aus dem Auto und knallte die Tür zu. Sie eilte hinter ihm her, als er auf das Mietshaus zumarschierte.

»Hören Sie«, sagte sie zu seinem Rücken, »ich habe etwas über die Wale herausgefunden. Lassen Sie es mich Ihnen erzählen!« Roddy streckte schon die Hand nach dem Türgriff aus, da hatte sie plötzlich eine Eingebung. Sie rief: »Mein Auto funktioniert!«

Mit dem Rücken zu ihr blieb er auf der Schwelle stehen.

»Ich fahre Sie, wohin Sie wollen, und auf dem Weg dorthin erzähle ich Ihnen, was ich weiß. Wenn Sie mir nicht glauben, können Sie mich ja einfach ignorieren. Kommen Sie, was haben Sie denn zu verlieren?«

»Nichts«, erwiederte er wütend und drehte sich um. »Das ist es ja gerade.«

»Einverstanden?«, fragte sie. Keine Antwort. »Wohin wollen Sie denn?«, versuchte sie es noch einmal.

»Nach Clacton-on-Sea.«

»Ist das ein Witz?«

»Sehe ich aus, als würde ich Witze machen?«

* * *

Ally stand in einer Telefonzelle und hielt den Hörer ans Ohr; es klingelte fünfmal, bevor die tiefen Stimme ihres Vaters sagte:
»Wer ist da?«

»Daddy?«

»Ally?«

»Daddy, wo bist du?«

»Ich bin im Auto, warum, was ...«

Er war erschöpft nach einer schlaflosen Nacht, die Wendung der Ereignisse beunruhigte ihn, und er musste nachdenken. Der Konvoi der Killerwale hatte sein Gefühl dafür verstärkt, dass das Wal-Phänomen seine russische Unternehmung zunichtemachen konnte. Er hatte gerade erst mit seinem Moskauer Mittelsmann telefoniert, der das genauso sah. Die *Vegas* hatte zwar ihre Reise erfolgreich beendet, aber das nächste Schiff, die *Jasmine*, befand sich gerade im Nordatlantik und hatte die Fracht noch an Bord. Wenn sie abgeladen hatte, würde er das Unternehmen beenden.

»Wo bist du?«

»Ich bin in London, Daddy.«

»Ally ... Ally ...«

»Ja, Daddy?«

»Ich bin so froh, dass du mich angerufen hast. Ich möchte dich gerne sehen, geht das? Ally? Oh, wein doch nicht!«

»Es tut mir leid, Daddy. Es tut mir wirklich leid.«

»Ist schon okay, Baby, ist schon okay. Wo bist du denn gerade, Ally?«

»Tottenham Court Road, neben einem Laden, der Computers Unlimited heißt.«

»Ich hole dich ab. Okay? Baby?«

»Ja, Daddy, bitte, komm und hol mich ab.«

»In ein paar Minuten bin ich bei dir.«

Gleich nachdem sie aufgelegt hatte, telefonierte Ally noch einmal.

»Mama? Ich habe es getan.«

Ein paar Minuten später fuhr der Bentley langsam die Tottenham Court Road entlang. Rattigan hielt Ausschau nach seiner Tochter in ihren komischen alternativen Lumpen. Er sah sie erst, als sie die Wagentür öffnete.

»Ally!«

Sie war sauber, hatte die glänzenden Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden und trug eine weiße Bluse und einen dunklen, knielangen Rock. Ich habe mein kleines Mädchen wieder, jubelte er innerlich, und sie sieht aus wie früher!

Mit mehr schauspielerischer Begabung, als sie sich zugetraut hatte, brach Ally erneut in Tränen aus und schlängte ihrem Vater die Arme um den Hals.

»Es tut mir so leid, Daddy!«

»Ist schon okay, ist schon okay.«

Er drückte sie an sich und streichelte über ihr Haar.

* * *

»Vor vielen Monaten«, sagte Kate im Auto, »gab es ein Gerücht über einen mutierten Fisch, der im äußersten Nordatlantik gefangen worden ist. Haben Sie davon gehört?«

»Nein«, erwiederte Roddy.

»Es gibt dort draußen ein Gebiet, das SONAZ heißt, Special Operations No Access Zone oder Sperrgebiet. In den Fünfziger-

jahren hat Großbritannien dort Atomtests durchgeführt. Heute wird ein ziemliches Geheimnis darum gemacht. Die Regierung hat zwar immer behauptet, es sei hundertprozentig sicher, aber sie wollen es nicht für die Öffentlichkeit zugänglich machen. Man muss den Zugang bei einem Admiral in Whitehall beantragen.«

»Und was für einen Grund geben sie an?«, fragte Roddy. Eigentlich hatte er sich vorgenommen, die gesamte Fahrt überstumm zu bleiben, aber das gelang ihm nicht.

»Na ja, wir reden hier vom Militär, die äußern sich einfach nicht. Die meisten Leute glauben, dass dort irgendwelche Geheimwaffen getestet werden. Wer weiß. Das Einzige, was ich weiß, ist, dass es eine Verbindung zu den Walen gibt.«

Kate ging auf die Überholspur und beschleunigte.

»Können Sie sich noch an den Tag erinnern, als der erste Pottwal gestrandet ist?«

»Was glauben Sie denn?«

»Genau an diesem Tag habe ich nach monatelangem Drängeln einen kurzen Bericht über diesen mutierten Fisch bei einem Lokalsender untergebracht. Der isländische Kapitän des Trawlers, dem der Fisch ursprünglich ins Netz gegangen war, hatte eine große Sache daraus gemacht, und der Fisch sollte angeblich ins Regierungslabor geschickt werden. Dann hieß es auf einmal, er habe in der Nähe von SONAZ gefischt ...«

»In diesem verbotenen Gebiet?«

»Genau. Es war nicht klar, ob man ihn unter Druck gesetzt hatte, auf jeden Fall hat er kalte Füße bekommen. Er meinte, es sei gar kein mutierter Fisch gewesen, sondern nur ein verstümmlter. Er sagte, er habe ihn zurück ins Meer geworfen. Eigentlich war nicht viel dran an der Geschichte, aber ich weiß nicht

... Ich bohrte und bohrte und überlegte die ganze Zeit, warum der Fischer es einmal so und einmal so erzählt hatte. Wo ist der Fisch, den er gefangen hat? Und wo genau hat er ihn gefangen? Können wir überhaupt noch unbedenklich Fisch essen? Ehrlich gesagt, es war eine ziemlich löchrige Story, aber ich hatte das Gefühl, es steckte mehr dahinter.«

»Und was hat das Ganze mit den Walen zu tun?«

»Gestern bekam ich einen anonymen Brief aus Island. Er ist von einem britischen Matrosen auf einem Trawler in der isländischen Fischfangflotte. Der Typ hat meinen Rundfunkbericht gehört, als er weltweit wiederholt worden ist. Im Grunde liefert er mir die Verbindung zwischen den Walen und SONAZ.«

»Und was ist das für eine Verbindung?«

»Sie können den Brief lesen, er ist in meiner Aktentasche auf dem Rücksitz.«

»Kann ich sie aufmachen?«, fragte er, als er die schwere Aktentasche nach vorn gehievt hatte.

»Ja, bitte.«

Der gesamte Inhalt der vollgestopften Tasche ergoss sich auf seinen Schoß.

»Wie soll ich denn in diesem Chaos den Brief finden?«

»Es ist ein Luftpostumschlag. Stinkt nach Fisch.«

Er kramte in den Papieren. Das Foto eines attraktiven Mannes in mittlerem Alter rutschte ihm vom Schoß und in den Spalt zwischen den beiden Sitzen. Roddy zog es heraus und betrachtete es.

»Ihr Vater?«, fragte er.

»Nur ein Bastard, der mir das Herz gebrochen hat.«

Er versuchte, seine Überraschung zu verbergen, als er das Foto wieder zwischen die Papiere steckte.

»Er ist mit einer Jüngerin abgehauen«, fügte Kate hinzu.

»Jünger als *Sie*?«

»Haben Sie den Brief schon gefunden?«

»Nein ... Ist er das?«

Er zog den Brief heraus. Ein Din-A-4 Blatt, das aus einem Schreibheft herausgerissen worden war, leicht zerknittert. Schwarze Tinte und eine kühne, aber ziemlich unordentliche Handschrift.

Liebe Mrs Gunning,

ich bin in den Fünfzigern und arbeite seit dreißig Jahren als Fischer auf dem Nordatlantik. Ich trinke ganz gern mal einen, aber auf See röhre ich keinen Tropfen an, und ich bin ein guter Fischer. Ich habe gestern Nacht Ihre Sendung im Radio gehört und schreibe diesen Brief in meiner Koje auf dem Trawler. Wir sind jetzt seit sieben Tagen auf See.

Meinen Namen kann ich Ihnen nicht sagen. Wir sind harte Männer, Miss, und einige würden kurzen Prozess mit mir machen, weil es um unseren Lebensunterhalt geht, aber die Fischerei wird immer komischer, und es ist Zeit, dass mal einer die Wahrheit ausspricht. Also nutzen Sie die Information gut.

Tatsache ist, dass wir seit einigen Jahren schon Probleme mit deformierten Fischen haben. In der Branche ist das ein offenes Geheimnis, Miss. Der Fischer, der den Mund aufgemacht hat, hat ein ungeschriebenes Gesetz gebrochen, und man hat ihm das Messer an den Hals gesetzt, deshalb sagt er jetzt was anderes.

Vor zwanzig Jahren haben wir oft illegal in SONAZ gefischt. Wir sind einfach reingefahren und haben die Netze ausgelegt. Dann fing das an, dass wir zu viele Schlechte, wie wir diese Fische nennen, ins Netz kriegten. In den letzten paar Jahren halten wir rund um SONAZ fünf Meilen Pufferzone ein, und jetzt ist es mit den Schlechten okay, aber einige haben wir trotzdem noch drin. Bei jedem Fang werden sie aussortiert und ins Meer zurückgeworfen. Es sind ganz schreckliche Dinger, die aussehen, wie Sie es nicht für möglich halten würden.

Na ja, Miss, es wird ständig schlimmer. Ich habe Ihnen ja gesagt, dass ich seit dreißig Jahren zur See fahre, und wie jeder Seemann habe ich schon reichlich Wale gesehen, aber in der letzten Zeit sehe ich Dinge, die ich nicht glauben kann. In den letzten Monaten wird jeder Trawler, der sich SONAZ nähert, von den Walen bedrängt, und es gibt ganz viele unterschiedliche Sorten da. Ich habe ein paar große Blauwale und viele Zwergwale und auch Pottwale gesehen. Mein Skipper hält jetzt zehn Meilen Sicherheitsabstand von SONAZ ein, weil wir vor zwei Wochen von etwa zwanzig Walen zurückgedrängt worden sind, und ich kann Ihnen sagen, Miss, ich bin ein starker Mann, aber ich hatte Angst, weil das nicht natürlich ist. Es passiert vielen Trawlern, und manche Fischer, mit denen ich an Land gesprochen habe, sagen, ihre Boote wären gerammt worden. Also kann doch was nicht stimmen. Höchstwahrscheinlich liegt irgendwas Übles auf dem Meeresboden, aber die Besitzer der Schiffe wollen es natürlich geheim halten, ist ja klar.

*Nun gut, Miss, an Land morgen bringe ich den Brief zur Post und hoffe, er erreicht Sie, und ich hoffe, Sie können was damit anfangen, aber wie schon gesagt, meinen Namen kann ich Ihnen nicht sagen, und ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie nicht nach mir suchen. Hochachtungsvoll,
ein Fischer.*

Roddy las den Brief rasch, und bei dem Teil mit den Walen schlug sein Herz schneller. Als er den Brief fertig gelesen hatte, tat er so, als müsse er ihn noch einmal lesen, damit er Zeit zum Nachdenken hatte. Ich wusste es, dachte er, von Anfang an, von dem Moment an, als Blackfin sich an den Strand warf, wusste ich, dass irgendetwas Großes, Schlimmes vor sich ging. Und das hier ist der Beweis dafür. Wir haben eine Massenstrandung, wir haben Wale, die Flüsse hinaufschwimmen, und jetzt haben wir dieses aggressive Verhalten auch auf See. Die Hypothese von diesem Typ – *wahrscheinlich liegt irgendetwas Übles auf dem Meeresboden* – ist ein guter Ausgangspunkt.

»Und?«, fragte Kate.

Roddy gab einen vagen Laut von sich. Seine Gedanken überschlügen sich. Endemische, angeborene Mutation an einem festen Ort, wie sie hier anscheinend vorlag, ließ darauf schließen, dass die Tiere schon lange mit toxischen Stoffen in Berührung kamen. Und es bedeutete auch, dass das Gift an dieser Stelle festsäß und wahrscheinlich über einen langen Zeitraum ständig dem submarinen Ökosystem zugeführt worden war, weil sonst die Auswirkungen nicht so heftig wären. Himmel ... die letzten vierundzwanzig Stunden waren unglaublich gewesen. Zuerst

die Killerwale, die den Fluss hinaufschwammen, dann das Telefonat mit Derek und jetzt das hier.

»Was wollen Sie mit dieser Information anfangen?«, fragte er.

Kate zögerte.

»Kann ich aufrichtig mit Ihnen sein?«

»Ich weiß nicht – können Sie?«

Sie lächelte säuerlich, protestierte aber nicht.

»Ich könnte jetzt eine Story daraus machen, für die es bestimmt großes Interesse gäbe, und dadurch kämen vielleicht weitere wesentliche Fakten ans Licht. Ich könnte mir damit einen Namen machen, verstehen Sie? Aber ich will diesmal alles richtig machen. Ich habe aus den letzten Tagen viel gelernt, ehrlich. Und ich glaube, das hier ist echt groß, eine große Sache. Wenn tatsächlich Zeug im Meer liegt, das Fische mutieren lässt und die Wale aggressiv macht, dann fallen einem automatisch zwei Hypothesen ein: Entweder wird in großem Maß toxischer Industrieabfall verklappt oder aber toxischer Militärabfall.«

»Nun, das wissen Sie noch nicht, Sie müssen ...«

»Ich sage ja gar nicht, dass ich davon ausgehe, aber es ist das wahrscheinlichste Szenario, und in diesem Fall haben Sie es mit Leuten zu tun, die viel Macht haben und ernsthaft unangenehm werden können. Und ich will es wirklich richtig machen. Ich will die ganze Wahrheit wissen. Wenn ich es jetzt veröffentlichte, haben die Protagonisten Zeit, es zu vertuschen. Und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen. Ich dachte, wir könnten uns vielleicht zusammentun.«

»Sie können doch nicht ernsthaft ...«

»Ich meine das völlig ernst. Ich weiß, wie Sie über mich denken, aber ich habe begriffen, dass diese Walsache nicht nur eine Mediengeschichte ist, sondern weit darüber hinausgeht. Hören

Sie, es tut mir wirklich leid, dass ich Sie so schlecht behandelt habe. Und Sie wollen sich wahrscheinlich nur rächen. Schließlich haben Sie ja nichts falsch gemacht, außer dass sie die Wale so lange am Strand haben liegen lassen, bis sie gestorben sind.«

»Sie hätten gar nicht sterben dürfen«, stieß Roddy empört hervor.

»Das ist ein weiteres Geheimnis, das aufgeklärt werden muss. Warum fragt eigentlich niemand, wie sie gestorben sind? Warum hat Derek Petersen nicht danach gefragt, als er das Amt übernommen hat? Warum sind die toten Wale nicht untersucht worden? Die Regierung hat sie nur aufs Meer schleppen lassen.«

»Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht.«

Einen Moment lang war er versucht, ihr von dem Telefongespräch mit Derek zu erzählen, von den Nekropsie-Resultaten, aber etwas hielt ihn zurück.

»Arbeiten Sie mit mir zusammen«, bat sie ihn.

Er schüttelte den Kopf, und um seine Verwirrung zu verbergen, schaltete er das Radio ein.

»... wurde verkündet, dass Dr. Derek Petersen nicht mehr Notfallkoordinator des Wal-Krisenkoordinationsteams ist. Es ist nicht klar, ob Dr. Petersen zurückgetreten ist oder abgesetzt wurde, aber es ist bekannt, dass er unter Stress und Depressionen litt, seit er zum Nachfolger von Dr. Roddy Ormond ernannt wurde, dem Mann, dem die katastrophalen Zustände auf Brighton Beach zum Vorwurf gemacht werden. Seit Dr. Ormonds Entlassung hat bisher niemand die Zustände in den Griff bekommen. Der Konvoi der Killerwale, der gestern ...«

»Jetzt herrscht Chaos«, sagte Kate. »Blankes Chaos ...«

Zwölf Stunden nach dem mitternächtlichen Wahnsinn der Killerwale ging in London immer noch alles drunter und drüber. In St James' Park, nur ein paar Hundert Meter vom Fluss entfernt, herrschte ein Gefühl der Irrealität. Die Leute lagen unter freiem Himmel im Gras und schliefen, nachdem sie die ganze Nacht auf den Beinen gewesen waren. Andere schlichen mit trüben Augen und benommenem Gesichtsausdruck um den kleinen See herum.

Rattigan saß auf der Parkbank, die er normalerweise für seine Treffen mit Jenkins, seinem Kontaktmann beim Verteidigungsministerium, benutzte. Dieses Mal redeten sie über Handy miteinander. Allerdings konnte Rattigan Jenkins deutlich am anderen Ufer des Sees erkennen. Er hatte diese Vorsichtsmaßnahme ergriffen, weil Ally bei ihm war. Sie sollte von seinen Geschäften nichts erfahren. Während sie darauf wartete, dass er sein Telefonat beendete, schlenderte sie über die kleine Brücke.

»... die Möglichkeit einer expliziten Verbindung zwischen den Walen von Brighton und den Walen bei SONAZ wird im Ministerium nicht ausgeschlossen«, sagte Jenkins gerade. »Und das Verteidigungsministerium hat die Nekropsien übernommen. Sie haben sie heimlich in Militärlabors vornehmen lassen, aber es ist nur eine Frage der Zeit, bis die Zeitungen Wind davon bekommen. Ich meine, schließlich genießt ja im Moment alles, was mit den Walen zu tun hat, größte Aufmerksamkeit.«

»Und in SONAZ gehen immer noch komische Dinge vor sich?«

»Es gibt ein paar unbestätigte Berichte und Gerüchte, aber im Grunde dreht es sich nur darum, dass die Wale mit den Schiffen um SONAZ herum seltsame Dinge anstellen.«

Rattigan gähnte. Es fiel ihm schwer, sich auf das Telefonat zu konzentrieren. Die schlaflose Nacht forderte ihren Tribut, er machte sich Sorgen um das Schiff aus Russland, das bald in SONAZ ankommen würde, und er freute sich schrecklich über Allys Rückkehr. Sie ist so hübsch, dachte Rattigan und folgte ihr mit den Augen. Es gefällt mir gar nicht, wenn Männer sie anschauen, sie ist doch noch ein Kind. Sie blickte ihn an, und sein Herz setzte einen Schlag lang aus.

Ally ging über die Brücke und spazierte um den See. Sie trug eine Zeitung bei sich, in der ein Brief steckte. Als sie zu ihrem Vater in den Bentley gestiegen war, hatte sie kaum etwas von seinen Geschäften mitbekommen. Dabei hatte sie immer gedacht, er säße im Auto unter einem Berg von Akten. Anscheinend hatte er alles weggeräumt, bevor sie eingestiegen war. Nur ein einzelner Briefumschlag, der unter der Armlehne steckte, hatte ihre Aufmerksamkeit geweckt, und sie hatte ihn rasch an sich genommen.

»Hallo?«, sagte eine Stimme in Rattigans Ohr. »Hallo? Sind Sie noch da?«

»Ja, ich bin noch da.« Er zwang seine Gedanken zu dem Thema zurück. »Was ist mit den Grenzverletzungen in SONAZ?«

»Die Trawler halten sich fern. Ein Schiff namens Vegas wurde mitten im Gebiet geortet. Aber die Regierung ist in einer schwierigen Position, sie will nicht, dass sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf SONAZ richtet, deshalb tun sie so, als be-

kämen sie nichts davon mit, wenn ein Schiff unberechtigt ein-dringt.«

»Die Vegas gehört mir«, sagte Rattigan ernst. Ihm war be-wusst, dass er für seine Verhältnisse ungewöhnlich offen war. Ihm schwindelte vor Müdigkeit und Emotionen. Am liebsten hätte er seine Sorgen beiseitegeschoben, um nur mit Ally zu-sammen zu sein, aber das ging leider nicht.

»Das habe ich mir schon gedacht«, sagte Jenkins.

Auf der anderen Seite des Sees setzte Ally sich auf eine Bank und winkte ihrem Vater. Aber er sah nicht hin. Sie schlug die Zeitung auf und blätterte sie durch, bis sie den Brief fand, von dem sie sich einen Hinweis erhoffte. Als sie den Briefkopf las, runzelte sie verwirrt die Stirn.

ChildrenChance

Mr Geoffrey Hardwright

Hadlyn Stemper Wertz Co.

Anwälte

Lieber Mr Hardwright,

Ich möchte mich entschuldigen, weil ich Ihren Mandanten beleidigt habe. Ich kann Ihnen versichern, dass der Fehler ausschließlich durch meinen Überschwang verursacht wurde. Wie ich in meinem ursprünglichen Brief erklärt habe, hat ChildrenChance noch nie zuvor eine so großzügige Spende erhalten. Mit 5 Millionen Pfund können wir unsere bestehenden Programme erhalten und entwickeln, und wir können unsere Arbeit ausweiten und noch mehr bedrohte Kinder aufnehmen. Reine Freude hat mich dazu bewegt, Ihrem ausdrücklichen Wunsch zuwiderzuhandeln und meiner Dankbarkeit dem Spender gegenüber Ausdruck zu verleihen.

Ihrem Brief gemäß, in dem Sie die Bedingungen noch einmal deutlich zum Ausdruck bringen, werde ich keinen weiteren Versuch machen, über Sie dem Spender meine Dankbarkeit zu übermitteln. Ich bestätige hiermit, dass wir die Spende weder öffentlich machen noch in irgendeiner Form Aufmerksamkeit erregen werden. Auch werden wir über die Herkunft des Geldes nicht spekulieren, sodass die Anonymität Ihres Mandanten gewahrt bleibt. Ich kann Ihnen zudem versichern, dass die Spende in unseren Bü-

chern nicht an prominenter Stelle erscheinen wird, insoweit dies mit dem Gesetz konform ist.

Ich hoffe, Ihnen hiermit deutlich zum Ausdruck gebracht zu haben, dass ich die Einwände Ihres Mandanten meinem früheren Brief gegenüber zur Kenntnis genommen habe und akzeptiere. Ich möchte noch einmal wiederholen, dass ich mich hierfür sehr entschuldige.

Hochachtungsvoll

Marilyn Frears

Leiterin ChildrenChance

Ally las den Brief noch einmal und schüttelte den Kopf. Was in aller Welt ...? Sie blickte über den See zu ihrem Vater, der aufgestanden war und langsam hin und her ging. Irgendwie sah sie ihn jetzt mit anderen Augen. Fünf Millionen Pfund ...

»Es kommt bald noch ein anderes Schiff«, sagte Rattigan gerade zu Jenkins. »Die *Jasmine*. Ich möchte sie gerne aufhalten, die Situation wird untragbar, aber ich kann es nicht. Es ist zu spät. Meinen Sie, es geht gut?«

»Ich bin nur ein kleines Licht«, sagte Jenkins, »das wissen Sie doch. Aber meiner Meinung nach sollte es gutgehen. In der nächsten Zeit wird jede illegale Einfahrt ins Sperrgebiet ignoriert werden. Inoffiziell lautet die Anweisung, nichts hören, nichts sehen, nichts denken. Andererseits ist es natürlich nur noch eine Frage der Zeit, bevor die ganze Sache auffliegt. Und dann wird das Ministerium den entgegengesetzten Standpunkt einnehmen und alles gnadenlos untersuchen. Wenn Sie also dafür sorgen könnten, dass die *Jasmine* ihren Auftrag erledigt und schnell wieder verschwindet ...«

Rattigan schwieg, weil Ally gerade an Jenkins Bank vorbeiging.

»Es ist das letzte Schiff«, sagte er dann zu Jenkins.

* * *

In Clacton-on-Sea regnete es heftig. Der Himmel war bleigrau. Um den Fish 'n' Chips-Laden am Eingang zum Pier standen vier alte Damen und ein alter Mann mit durchsichtigen Regencapes herum, die Kate nur ausdruckslos anblickten, als sie ihnen höflich Guten Morgen wünschte.

»Reizend«, murmelte sie, während sie neben Roddy den Pier entlanglief. »Was ist das denn?«, fragte sie nach ein paar Schritten.

Ein kleiner, dicker Mann kam so eilig auf sie zugerannt, dass sein grauer Pferdeschwanz wippte.

»Das ist Joe.«

»Sie sind gekommen!«, keuchte Joe außer Atem, als er sie erreicht hatte.

»Hallo, Joe – das ist Kate Gunning.«

Joe schaute ungläubig zwischen ihnen hin und her.

»Ich stelle besser keine Fragen. Danke, dass Sie Ihren Arsch herbewegt haben. Kommen Sie, wir gehen zu Attila.«

»Liegst sie immer noch auf dem Rücken?«

»Oh nein, nein, nein, sie hat ihre Strategie geändert.«

»Was macht sie jetzt?«

»Das sehen Sie sich besser selbst an.«

Er führte sie durch den Empfangsbereich von WhaleWorld und eine Treppe hinauf. Als er die Notausgangstür öffnete, peitschte ihnen der Regen ins Gesicht.

»Was ist das denn für ein *Geräusch*?«, fragte Kate.

Sie standen in der letzten Reihe über dem Delphinbecken. Direkt unter ihnen drängten sich die vier Delphine von Joe eng aneinander. Und von irgendwoher kam eine durchdringende Sequenz von Quietschlauten, die endlos wiederholt wurde. Sie schmerzte eigentlich nicht in den Ohren, war aber irgendwie quälend. Es war, als hörte man ein Baby weinen, könnte aber nicht helfen. Sie stiegen die Stufen hinunter und traten an Attilas Bereich im Becken. Das Tier schwamm direkt auf sie zu, wobei es immer weiter seinen Ruf ausstieß. »Himmel!« Kate wich unwillkürlich vom Rand des Beckens zurück, als Attila ihren großen Kopf hob. Das Quietschen ging immer weiter. Roddy blickte sie wie gebannt an. Sie fleht uns an, etwas zu tun, dachte er. Nur was?

»Wie lange macht sie das jetzt schon?«

»Sie hat mitten in der Nacht damit angefangen.«

»Woher wissen Sie das?«

»Weil ich zu Hause war und ferngesehen habe, als die Killerwale in London ihre Partynummer abgezogen haben. Da geht mein Telefon, und der Nachtwächter vom Pier ist dran. Hector, fünfundsiebzig Jahre alt und hundert Pfund pure rheumatische Arthritis, hat sich fast in die Inkontinenz-Windeln gemacht vor Angst, weil er glaubte, es wäre ein Geist.«

»Sie sieht unterernährt aus, Joe.«

»Sie sieht beschissen aus. Sie hat aufgehört zu fressen.«

»Immer und immer wieder dieselben Laute.« Roddy hockte sich hin und legte Attila die Hand auf die Schnauze. »Was ist das nur? Ich wünschte, sie könnte mit mir reden.«

»Und wenn sie es tatsächlich könnte?«, erwiderte Joe.

»Was?«

»Mit Ihnen reden?«

»Was soll das heißen?«, sagte Roddy und erhob sich.

»Sie redet mit uns.«

»Sie redet mit uns?«, wiederholte Kate.

»Sind Sie taub oder was?« Er wandte sich ab und stampfte davon. Über die Schulter rief er: »Kommen Sie mit ins Büro, ja? Wir werden nass.«

In dem schmutzigen, mit Müll übersäten Büro schlief Jason, Joes junger Angestellter, fest auf einem Drehstuhl, eine aufgeschlagene Zeitung auf dem Schoß.

»Wach auf!«, schrie Joe.

Verschlafen stand Jason auf. Seine Augen weiteten sich, als er Roddy erkannte.

»Sie sind der Mann, der ...«

»Ja, ja, mach uns drei Kaffee«, unterbrach Joe ihn und schob ihn aus dem Raum. Er setzte sich auf den Drehstuhl. »Setzen Sie sich, Roddy, Kate.«

»Wohin?«, fragte Kate und schaute sich um.

»Egal. Okay, Roddy, jetzt mal im Ernst. Sie wissen doch, dass gefangene Killerwale darauf trainiert werden, einfache Wörter zu erkennen, oder?«

»Wörter?«

»Na ja, wir arbeiten mit unterschiedlichen Pfiffen, die wiederum unterschiedliche Wörter repräsentieren. Eine bestimmte

Art von Pfiff kann zum Beispiel »Fisch« bedeuten, und eine andere vielleicht »Ball«.

»Oh, ich verstehe. Ja, ja, das weiß ich.«

»Bei Hunden funktioniert das auch«, warf Kate ein.

»Ja, sicher. Attila hat ein Vokabular von elf Wörtern, okay? Sie kennt die Substantive ›Fisch‹, ›Wal‹, ›Ball‹, ›Mann‹ und ›Wasser‹; sie kennt die Verben ›tauchen‹, ›holen‹, ›springen‹ und ›rollen‹, und sie kennt ›hoch‹ und ›runter‹.«

Kate ließ sich vorsichtig auf einem Stapel von Aktenordnern nieder.

»Ein Wal kennt doch den Unterschied zwischen Substantiven und Verben nicht«, sagte sie. Sie sah Roddy an. »Oder?«

»Nein, aber das spielt keine Rolle. Achtzehn Monate alte Kinder haben auch keine Ahnung, was Substantive und Verben sind, aber sie können trotzdem einfache Sätze verstehen.«

»Wir fügen die einzelnen Pfiffe zusammen«, fuhr Joe fort, »zu einer Klangsequenz von einfachen Sätzen, die Wale interpretieren können. Wenn der Trainer pfeift *Wal-springen-rollen*, springt Attila in die Luft und macht eine Rolle. Wenn er pfeift *Wal-holen-Ball*, holt Attila den Ball. Das wissen Sie, oder?«

»Ja«, bestätigte Roddy. Er ergriff ein Stück Koralle, das auf Joes Schreibtisch lag und drehte es in den Händen. »Es bedeutet nicht viel. Menschen gehen immer davon aus, dass ein Tier eine linguistische Fähigkeit zeigen muss, um uns seine Intelligenz zu vermitteln. Aber das ist völlig daneben, es zeigt nämlich nur unsere eigene Dummheit.«

»Außerdem«, fügte Kate hinzu, »woher wollen wir denn wissen, dass die Wale wirklich jeden Teil des Befehls interpretieren? Vielleicht lernen sie ja nur, welche Lautkombination mit welcher Handlung einhergeht.«

»Ja, ja.« Joe machte eine wegwerfende Handbewegung. »Das haben die Leute immer gesagt. Aber dann kam Hughie.«

»Hughie?«

»Irgendwelche verrückten Wissenschaftler in Santa Monica haben einen erwachsenen Killerwal aus einem Vergnügungspark in Kanada gekauft.« Er steckte sich eine Zigarre zwischen die Lippen und zündete sie an. »Jeden Tag verbrachten sie Stunden damit, dem Tier irgendwelche Tricks beizubringen, um herauszufinden, wie intelligent es war. Hughie lernte erstaunliche Sachen, er konnte sich praktisch selbst die Schnürsenkel binden, und er hatte ein Vokabular von vierzig oder fünfzig Wörtern, viel mehr als Attila oder jeder andere Wal, aber die große Frage war natürlich, genau wie Sie gesagt haben: Versteht er jeden Teil des Kommandos und interpretiert das Ganze – arbeitet er quasi mit einer künstlichen Sprache –, oder lernt er nur wie ein Hund, dass Lautmuster mit einer bestimmten Handlung und Belohnung zusammenhängen?«

»Und?«, fragte Kate.

»Eines Tages haben sie ihm mindestens hundert Mal gesagt, er solle den Ball holen. Sie warfen ihn, pfiffen *Wal-holen-Ball* und beobachteten ihn dabei. Hughie langweilte sich zu Tode. Schließlich machte er nicht mehr mit, aber sie pfiffen das Kommando immer weiter, *Wal-holen-Ball*, *Wal-holen-Ball*, hunderttausend Mal ...

»Das ist eine Art von Pseudowissenschaft, die ich ganz besonders widerwärtig finde«, sagte Roddy. »Das ist genau dasselbe, wie wenn man einen Frosch aufbläst, nur um ihn platzen zu sehen.«

»Lassen Sie mich zu Ende erzählen, Roddy: Plötzlich wird Hughie ganz verrückt, rast im Becken herum und schlägt den

Ball mit dem Schwanz aus dem Wasser. Verwirrt schauen die Wissenschaftler ihn an. Dann fängt Hughie an zu quietschen, aber nicht den üblichen Killerwalruf, kein Klicken und Quietschen, es ist irgendwie anders, es ist die Wiederholung eines Drei-Wort-Satzes. Er imitiert die Pfeifsprache. Verstehen Sie? Hughie redet mit ihnen.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Roddy.

»Er redet mit ihnen.«

»Was hat er gesagt?« Kate stand auf, um den Rauchwolken von Joes Zigarette zu entgehen.

»Er sagt *Mann-holen-Ball*. Das hat er gesagt. Die Wissenschaftler hüpfen aufgeregt herum, und einer von ihnen holt den Ball und wirft ihn wieder ins Wasser. Hughie schlägt ihn wieder heraus, und dann fängt er an, sie nach *seiner* Pfeife tanzen zu lassen. Es scheint ihm gut zu gefallen. Einer der Trainer geht ins Wasser, Hughie sagt *Mann-rollen*, also rollt sich der Mann. Hughie sagt *Mann-tauchen*, also taucht der Mann ...«

»Und Attila? Wollen Sie behaupten, dass Attila das auch macht?«

»Darauf können Sie Gift nehmen. Es hat sie wahrscheinlich gelangweilt, Tag und Nacht auf dem Rücken zu liegen, deshalb hat sie plötzlich damit angefangen.«

Sie warteten darauf, dass Joe weiterredete.

»Und?«, drängte Kate, als er schwieg.

»Und was?«

»Du lieber Himmel, was sagt Attila?«

Joe hob entschuldigend die Hände.

»Das war jetzt der gute Teil, okay? In der Minute, als zweihundertvierzig Killerwale einen Tagesausflug nach London ma-

chen, fängt mein gefangener Killer an zu sprechen. Das bringt einen schon um den Verstand, was? Ich meine, das sollten die sich bei den Behörden mal anhören.«

»Was sagt der Wal, Joe?«

»Das spielt keine Rolle, es ergibt keinen Sinn.«

»Was ist es denn?«

»Da ist der Junge ja. Komm rein, Junge. Einen Kaffee, Roddy? Kate?«

»Joe!«

»Ja, okay, ich weiß«, erwiderte Joe und machte auf seinem Schreibtisch Platz für die Kaffeetassen; ein überquellender Aschenbecher fiel krachend zu Boden. Er starrte einen Moment lang darauf. »Es ist nur so komisch. Sie sagt immer wieder ...« Er ergriff seine Tasse und trank einen Schluck Kaffee. »... immer wieder *Mann* und *Fisch* und *holen* und *Fisch* und *Mann*, es ist einfach völlig unverständlich.«

»Sagen Sie es mir genau«, verlangte Roddy. »Ich brauche die Sequenz.«

»*Mann-holen-Mann-Fisch*, *Mann-holen-Mann-Fisch*, *Mann-holen-Mann-Fisch*. Oder vielleicht auch *Fisch-Mann-holen-Mann*, *Fisch-Mann-holen-Mann*, *Fisch-Mann-holen-Mann*. *Mann-Fisch-Mann-holen*, *Mann-Fisch-Mann-holen*, *Mann-Fisch-Mann-holen* geht auch. Sie können es sich aussuchen.«

Roddy verließ das Büro und ging erneut zu Attila. Ihr Kopf lag immer noch auf dem Beckenrand, und sie gab ihr Mantra von sich. Er setzte sich so im Schneidersitz vor sie, dass sie einander in die Augen sehen konnten. Ihr Auge drehte sich zu ihm, und sie schaute ihn an: ... *holen-Mann-Fisch-Mann-holen-*

Mann-Fisch-Mann-holen-Mann-Fisch-Mann-holen-Mann-Fisch-

Mann-holen-Mann-Fisch-Mann-holen-Mann-Fisch-Mann ...

* * *

Whitaker lag auf dem Balkon der Wohnung. Eingewickelt in Decken döste er unter einer bleichen Sonne. Sein Gipsbein ruhte auf einem der Schätze der Mutter, einem mit Seidenrosen bestickten Lederhocker. Vom Balkon blickte man auf eine öffentliche Grünfläche, deren Farbe in dieser grauen städtischen Siedlung beinahe überraschend wirkte. Obwohl es mitten in der Woche war, spielten alte Männer und Frauen eine Runde Boule. Über den leise klackenden Geräuschen war Whitaker eingeneickt.

»Whitaker ... Whitaker.«

»Hmm? Oh.«

»Wie geht es dir?«

»Es geht schon, Roddy. Das Bein pocht ein bisschen. Hast du Derek gefunden?«

»Noch nicht, das ist der nächste Punkt auf der Tagesordnung. Es hat sich überraschend etwas ergeben, ich musste nach WhaleWorld. Du weißt schon, wo der durchgedrehte Killerwal ist.«

Whitaker riss die Augen auf, als Kate Gunning auf den Balkon trat.

»Hi«, sagte sie. »Erinnern Sie sich an mich?«

»Äh, ja.«

»Wie geht es Ihnen?«

»Äh, gut.«

Whitaker blickte von Roddy zu Kate, von Kate zu Roddy. »Was ist denn hier los, Roddy?«, fragte er und verzog ein wenig das Gesicht, als er sich in seinem Stuhl hochschob.

»Schwer zu erklären«, erwiederte Roddy. Er nahm zwei Klappstühle und reichte einen davon Kate. Die Ereignisse des Morgens hatten ihn zwar nicht vergessen lassen, dass er sich in ihrer Gegenwart nach wie vor unwohl fühlte, aber zumindest hatte er es eine Zeit lang verdrängt. Eigentlich habe ich gar nicht explizit in eine Zusammenarbeit eingewilligt, verteidigte er sich vor sich selbst; bei der ganzen Aufregung habe ich nur vergessen, ihr zu sagen, dass ich das lieber nicht möchte ...

»Das ist ja merkwürdiger als die Wale«, sagte Whitaker gerade. »Wirklich, wie könnt gerade ihr zwei –«

»Whitaker, glaub mir, wenn ich dir erst einmal erzählt habe, was wir erlebt haben, findest du es nicht mehr so interessant, dass wir zwei hier stehen. Es geht etwas Außergewöhnliches vor. Ich möchte, dass du ein paar Ideen beisteuerst. Hör mal zu ...«

* * *

Nach einer halben Stunde strich sich Whitaker nachdenklich übers Kinn. Er hatte sich Notizen gemacht.

1. *Pottwal, Tiefseetier, schwimmt in flaches Wasser und strandet absichtlich und völlig untypisch auf einem von Menschen genutzten Strand.*
2. *Kurz nach Rückflutung des Pottwals stranden 78 Wale unterschiedlicher Spezies an derselben Stelle. Ursprüngli-*

cher Pottwal ist unter ihnen. Noch nie dagewesenes Ereignis. Menschen getötet.

3. *Alle Wale sterben mysteriös in einer Nacht. Derek Petersen wird Roddys Nachfolger. Kadaver werden wegen Gesundheitsbedrohung der Öffentlichkeit (mit unnötiger Eile?) im Meer entsorgt. Behörden überschlagen sich nicht gerade, um die Todesursache festzustellen.*
4. *Weiteres nie dagewesenes Ereignis: 244 Killerwale schwimmen auf der Themse nach London.*
5. *Roddy erhält Anruf von Derek Petersen. Derek verstört. Erwähnt, dass Nekropsie-Ergebnisse zurückgehalten werden.*
6. *Kate stößt auf Hinweise, dass in Sperrgebiet im Nordatlantik (SONAZ genannt) oberhalb vom Irminger-Becken mutierte Fische gefangen werden; Quelle berichtet auch darüber, dass Trawler regelmäßig von Walen angegriffen werden.*
7. *WhaleWorld: Gefangener Killerwal, der sich erst kürzlich bizarr verhalten hat (aus Protest?), gibt jetzt ständig Vier-Wort-Sequenzen von sich, die er ständig wiederholt:
Mann-holen-Mann-Fisch
Oder: Holen-Mann-Fisch-Mann?
Oder: Mann-Fisch-Mann-holen?
Oder: Fisch-Mann-holen-Mann?*

Die alten Leute unten auf dem Rasen lachten. Weiter entfernt fuhr ein Eiswagen vorbei, aus dessen knisternder Lautsprecheranlage »Greensleeves« drang. Roddy und Kate saßen neben

Whitakers Stuhl und beugten sich vor, damit sie die Liste ebenfalls lesen konnten.

»Es hängt alles zusammen«, sagte Whitaker nachdenklich. »Alles, was die Wale bisher getan haben, was sie als Nächstes versuchen werden, es dient alles dem gleichen Zweck. Sie wollen uns etwas sagen.«

»Aber was?«

Whitakers Mutter klopfte an die Scheibe der Balkontür. Sie hatte das Gespräch schon ein paarmal unterbrochen, weil sie Angst hatte, dass ihr Sohn sich überanstrengte.

»Mama, hör endlich auf! Mir geht es gut!«

Mrs Grant öffnete die Tür einen Spaltbreit.

»Mama, wir haben zu tun.«

»Es ist für ihn«, sagte Mrs Grant und nickte Roddy zu. Sie reichte ihm ein Päckchen. »Ein Motorradkurier hat es gebracht. Und jetzt komm herein, mein Sohn, du musst dich ausruhen.«

»Ich ruhe mich doch aus.«

Verärgert schloss Mrs Grant die Tür wieder.

Roddy hatte ein Dokument aus dem Umschlag gezogen.

»Was ist das?«, fragte Kate.

»Warten Sie.« Er hob die Hand und überflog es aufmerksam. »Das ist von Derek ... Anscheinend einer der Nekropsie-Berichte.«

»Lesen Sie vor.«

Blut, Lymph und Lymphknoten weisen große Mengen unbeständiger Nebenprodukte aus der Chlorphenoxy-Gruppe auf, vor allem: 2,3,7,8-Tetrachlordibenz-Po-Para-Dioxin; 2,4,5-Trichlorphenoxy-Ethansäure; 2,4-D; Picloram; Cacodylat.

Diese Chemikalien finden sich ebenfalls in allen wichtigen Organen, Muskeln und Fett, was auf eine gravierende Langzeiteinwirkung hinweist. Ernsthaften Anlass zur Beunruhigung geben auch bedeutende Mengen anderer Chemikalien, wie zum Beispiel das Organophosphat N,N-Diisopropyl-2-Aminoethyl-Chlorid-Hydrochlorid. Weitere Untersuchungen wären notwendig, um festzustellen, ob dieses Organophosphat ein Ungleichgewicht von Acetocholin im Gehirn verursacht hat. Viele der anderen komplexen Chemikalien entsprechen keiner bekannten chemischen Zusammensetzung; es scheint sich um Originalprodukte zu handeln. Für eine abschließende Schlussfolgerung ist es noch zu früh, aber man könnte spekulieren, dass diese unbekannten Chemikalien das Ergebnis ungewöhnlicher und unbekannter chemischer Reaktionen unter sehr hohem Druck sind, tief unter dem Meer zum Beispiel.

Roddy und Whitaker starrten einander an.

»Ach du heilige Scheiße«, sagte Whitaker.

»Was ist los?«, fragte Kate. »Was bedeutet das?«

Roddy antwortete nicht. Er hatte seine Aufmerksamkeit dem zweiten Blatt Papier im Umschlag zugewandt.

»Was ist los?«, fragte Kate noch einmal, ärgerlicher.

»Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll«, erwiderte Whitaker.

»Haben Sie schon mal von Agent Orange gehört?«

»Vietnam.«

»Ja, die chemische Waffe, die die Amis benutzt haben. Sie enthält Dioxin, das tausendmal toxischer ist als alle anderen Gifte, die wir ins Meer geleitet haben, und wenn ein Wal auffällige Mengen in seinem System hat, dann bedeutet das eine

schwere Kontamination seines Lebensraums, weil Wale in der Nahrungskette ganz oben stehen.«

»Und der zweite Teil?«

»Ich weiß nicht genau, was diese Gleichung bedeutet, aber Organophosphate sind im Allgemeinen Pestizide, glaube ich. Aber was da über Chemikalien steht, die keinen bekannten Zusammensetzungen entsprechen, das ist wirklich irre. Was hältst du davon, Roddy?«

Roddy war leichenblass geworden und brachte keinen Ton heraus. Er legte eine Hand an die linke Schläfe und bedeutete den beiden anderen, das zweite Dokument zu lesen.

Lieber Roddy,

ich weiß nicht, ob du das hier bekommst.

Roddy, ich habe die Wale getötet. Ich habe sie betäubt und damit ihr Atmungssystem lahmgelegt. Ich hatte keine andere Wahl, Lizzie wäre sonst umgebracht worden. Vielleicht kommt dir das verrückt vor, Roddy, so wie es allen im Moment verrückt erscheint. Aber mach nicht den Fehler, mir nicht zu glauben. Ich weiß nicht, wer die Person oder die Gruppe ist, die mich gezwungen hat, das zu tun, aber sie sind gnadenlos. Ich weiß auch nicht, warum sie wollten, dass die Wale sterben, aber sie wollten es unbedingt.

Geh bitte hiermit nicht an die Öffentlichkeit. Wenn sie wissen, dass du hinter ihnen her bist, werden sie dich umbringen.

Ich habe rasch das aufgeschrieben, was ich von der wichtigsten Nekropsie in Erinnerung hatte. Die ersten

Nekropsie-Berichte werden an höchster Stelle unter Verchluss gehalten, weil die Implikationen entsetzlich sind. Wir wissen beide, was 2,4,5-Trichlorphenoxy-Ethansäure bedeutet. Die »unbekannten Chemikalien« sind sogar noch alarmierender.

Leider weiß ich nicht, ob es mir gelingt, dir das zu schicken, sie beobachten mich. Aber ich kann mit dem Wissen, das getan zu haben, nicht leben.

Ich weiß nur einen Weg, um Lizzie vor der Bedrohung zu schützen.

Verzeih mir

Dein Freund Derek.

Er hat die Wale getötet, wiederholte Roddy mechanisch immer wieder. Jemand hat ihn gezwungen, sie zu töten. Wer sollte so etwas tun? Und *Lizzie wäre umgebracht worden* ...

Hastig zog er sein Handy heraus und wählte Dereks Handynummer. Es klingelte und klingelte.

Am Fenster erschien wieder Mrs Grants besorgtes Gesicht. Aber etwas in den Mienen der drei Personen, die auf ihrem Balkon saßen, sagte ihr, sie solle sie besser nicht stören.

* * *

In London kam ein Mann mittleren Alters aus der U-Bahn-Station Farringdon. Langsam ging er die Cowcross Street entlang. Der Kragen seines Jacketts war hochgeschlagen, und er hatte den Schirm seiner Kappe tief ins Gesicht gezogen. Er sah aus wie eine Parodie auf jemanden, der nicht erkannt werden woll-

te – und obwohl er in den letzten Tagen ständig im Fernsehen zu sehen gewesen war, erkannte ihn auch niemand. Er strahlte so viel Traurigkeit aus, dass niemand etwas mit ihm zu tun haben wollte.

Zwei jüngere Männer folgten ihm. Sie gaben sich keine Mühe, sich zu verstecken. Schon seit einer Woche folgten sie ihm überallhin. Sie hatten ihm im Wartezimmer eines Arztes gegenübergesessen, der ihm Antidepressiva verschrieben hatte. Sie hatten ihn weinen und beten sehen, und einmal hatten sie ihm dabei zugesehen, wie er drei Stunden lang auf einer Parkbank gesessen und ins Nichts gestarrt hatte. Dann war er aufgestanden, auf sie zugekommen und hatte gefragt: »Für wen arbeiten Sie?«

»Das wissen wir nicht«, hatten sie ehrlich geantwortet.

»Warum folgen Sie mir?«

»Wir behalten Sie nur im Auge. Wir wollen schließlich nicht, dass Sie etwas Dummes tun, sich mit Journalisten treffen oder sonstigen Unsinn machen. In Ordnung?«

Der Mann hatte genickt und war weggegangen. Sie waren ihm gefolgt.

»Mann, sieht der fertig aus«, sagte einer der Verfolger jetzt, als der Mann in die Farringdon Road einbog.

»Nicht gerade ein Honigkuchenpferd«, stimmte der andere ihm zu.

Der Mann bog nach links in die Saffron Street ab und betrat ein mehrstöckiges Parkhaus. Er ging hinein und lief die Treppe hinauf. Die Männer beschleunigten ihre Schritte ein wenig. Der Mann stieg die Treppe bis in den letzten Stock hinauf.

»He«, schrie einer der Verfolger. »Was machen Sie da?«

Der Mann ignorierte sie, bog um die Ecke und ging mit raschen Schritten über die Parkfläche zur brusthohen Betonbarriere.

Die beiden Verfolger begannen zu laufen, aber der Mann blieb nicht stehen, schaute sich nicht um, sondern sprang, gelenkig für einen Mann seines Alters, blitzschnell über die Betonmauer. Geräuschlos fiel er sieben Stockwerke tief und schlug auf der schmalen Straße unten auf. Die beiden Verfolger blickten über die Mauer auf die Leiche von Derek Petersen. Er lag auf dem Rücken, und um ihn herum sammelte sich immer mehr Blut. In seiner Tasche fing ein Handy an zu klingeln.

Es waren schon einige Leute in ihrem Büro – ihr parlamentarischer Staatssekretär, der Minister für Verteidigungsbeschaffung und ein Staatsbeamter –, als Victoria Adlington, Verteidigungsministerin, den vertraulichen Bericht über die Nekropsien an den sieben Walen aufschlug. Wie viele Minister nahm sie in zwei Minuten das auf, wofür Hunderte von Arbeitsstunden aufgewendet worden waren. Sie überflog die Einleitung, blätterte die hundertsiebzig Seiten, die folgten, durch und wandte sich dann der fünfseitigen Zusammenfassung am Ende zu. Ihr Blick fiel sofort auf einen Abschnitt mit der Überschrift: *Haupt-Giftstoffe*. Ganz oben auf der Liste stand: *N,N-Diisopropyl-2-Aminoethyl-Chlorid-Hydrochlorid*.

Sie zuckte zusammen.

»Frau Ministerin?«

Adlington erwiderte den besorgten Blick ihres Staatssekretärs und lächelte.

»Ich glaube, ich werde ein wenig spazieren gehen«, verkündete sie.

Jeder wusste, dass die Verteidigungsministerin nur »spazieren ging« – ausgedehnte Wanderungen durch die dunklen Korridore des Verteidigungsministeriums –, wenn es sich um besonders problematische Themen handelte.

Als sie allein im dunklen Korridor war, blickte Adlington zu Boden und begann, langsam an der Wand entlangzuwatscheln.

Sie ließ sich von dem Problem ganz ausfüllen: N,N-Dioso-was-auch-immer-Aminoethyl-soundso-Hydrochlorid; ich kann mich an die Formel nicht mehr erinnern, und ich wünschte, ich müsste es auch nicht ... Das scheint schlimmer zu sein als das Worst-Case-Szenario, das ich mir vorstellen kann; wenn die Wale dieses Zeug in ihrem Organismus haben, dann ... Als ob wir nicht schon genug Probleme hätten. Wale schwimmen die Themse hinauf, Derek Petersen begeht Selbstmord, die Wähler fragen, warum die Regierung die Angelegenheit nicht im Griff hat, und jetzt auch noch das. Was für ein heilloses Durcheinander!

* * *

Eiskalter weißer Nebel lag über dem unergründlichen Nordatlantik. Er schlängt sich um die *Jasmine*, umhüllte das Schiff, als wolle er es nie wieder loslassen. Zweihundert Meilen entfernt tobte ein Sturm, und der 4000-Tonner tanzte auf den Wellenbergen. Die Sicht betrug weniger als fünfzig Meter. Kapitän Schwarzkopf stand auf der Brücke und spähte hinaus. Er sah noch nicht einmal den Bug seines Schiffs, und nur einer der beiden Masten war auf dem Deck unter ihm deutlich sichtbar. Drei Männer arbeiteten dort. Der Kapitän überprüfte noch einmal seine Position und schaute auf seine Uhr. Noch etwa eine Stunde. Er war froh, auf der Brücke zu sein. Dieser Nebel war eiskalt.

Kapitän Schwarzkopf war achtunddreißig Jahre alt und Amerikaner. In den zwanzig Jahren seines Erwachsenenlebens war er aus so ziemlich jeder Institution herausgeflogen, die man sich

vorstellen konnte, aus dem Football-Team, aus der US-Marine, aus zwei angesehenen Handelsschiffahrtslinien und drei Ehen. Er hatte vor dem Kriegsgericht gestanden, drei Disziplinarverfahren und ein Gerichtsverfahren hinter sich gebracht, drei attraktive Frauen und zwei stolze Eltern verschlissen und etwa so viel Whisky beseitigt, wie ein mittelgroßer Tanker transportieren kann. Mit dreißig hatte er den Lebensstil gefunden, der zu ihm passte: Er ließ sich nur noch als Skipper von Fahrt zu Fahrt anheuern. In den letzten fünf Jahren hatte er verschiedene gefährliche Einsätze auf der ganzen Welt gehabt, und im Vergleich dazu wirkte das Sperrgebiet geradezu zahm.

Vor drei Stunden war die *Jasmine* in den Nebel geraten und sofort mit Eis überzogen gewesen. Das Deck war gefährlich glatt, und wenn man etwas mit der bloßen Hand berührte, blieb man unweigerlich daran kleben.

Der Bootsmann draußen auf Deck fluchte bei der Arbeit. Seine Flüche verwandelten sich sofort in weiße Miniaturwolken. Zusammen mit zwei Matrosen schlug er das Eis vom Ladebaum. Er trug dicke Fäustlinge mit dünnen Wollhandschuhen darunter, aber seine Hände fühlten sich kälter an als das Eis, das er bearbeitete. Die beiden Matrosen hatten auch keine Lust.

»Frachtwinde klar, Bootsmann, Sir«, sagte Matrose Ravn hoffnungsvoll. Er war ein junger Däne, der sein Mädchen daheim in Frederikshavn über alles liebte, und er wollte so schnell wie möglich in seine Kajüte zurück, um ihr einen weiteren langen Liebesbrief zu schreiben.

»Quatsch«, grollte der Bootsmann.

Ravn warf seinem polnischen Kollegen, dem Matrosen Matejko, einen verzweifelten Blick zu. Erneut schlügen sie beide mit

ihren Hämmern auf die Frachtwinde ein. Bevor sie benutzt werden konnte, musste sie absolut sauber sein.

Nicht zum ersten Mal fragte sich der Bootsmann, was sie eigentlich hier in diesem eisigen Nebel taten. Sie hämmerten auf das Eis ein, nur damit der Kapitän irgendetwas Schlimmes im Meer versenken konnte ... Andere Männer hatten leichte Acht-Stunden-Jobs. Sie schliefen abends mit ihren Frauen, während er sich nur auf ein paar Stunden erschöpften Schlaf in einer schmutzigen Kajüte oder auf ein Schachspiel mit dem hinterhältigen chinesischen Koch freuen konnte.

Auf der Brücke telefonierte Kapitän Schwarzkopf mit der Kombüse.

»Bring heißen Kaffee für die Jungs an Deck«, befahl er.

Dann blickte er auf das Radar. Da draußen war nichts, was darauf hindeutete, dass der Erfüllung seines Auftrags irgendetwas entgegenstünde. Alles war ruhig und still. Leicht verdientes Geld, dachte er.

* * *

13.00 Uhr in der British Library am King's Cross in London: Roddy, der einen Stapel Fotokopien trug, stieß die Tür zum Lesesaal Wissenschaft 2 mit dem Fuß auf und ging hinaus. Er hatte die Lippen fest aufeinandergepresst, und man sah ihm seinen Kummer an. Dereks Selbstmord hatte ihn entsetzt, und beinahe wäre er unter der Schuld zusammengebrochen. Aber dieses Gefühl war rasch durch Wut ersetzt worden. Da draußen war eine so böse Macht, dass sie nicht nur die Wale am Brighton Beach

getötet hatte, sondern auch seinen Freund: Am liebsten wäre er sofort auf die Schurken losgegangen.

In der gut gefüllten Kantine gegenüber Geisteswissenschaften 1 sah er Kate über ihren Papieren brüten. Er ging an einem beliebten, bärtigen Professor vorbei, der mit seinem Tablett mitten im Saal stand und sich nach einem freien Platz umsah.

»Kate.«

Sie hörte ihn nicht. Ihre braunen Haare hingen ihr ins Gesicht, und sie stützte sich mit den Ellbogen auf dem Tisch ab. Unwillkürlich fiel Roddys Blick auf ihren Ausschnitt, aber sofort drängte sich wieder das Bild von Derek, der in den Tod sprang, davor.

»Kate«, sagte er und setzte sich. »Es sind chemische Waffen.«

Sie zuckte leicht zusammen.

»Ich weiß. Agent Orange.«

»Nein, nicht das, ich meine das Organophosphat, das N,N-Diisopropyl-Zeug. Das ist die Formel für VX-Nervengas.«

Kate starnte ihn an.

»Aber ... Whitaker hat doch gesagt, es sei ein Pestizid.«

»Ja, klar, in etwa so, wie eine Fünfhundert-Pfund-Bombe auch ein Feuerwerk ist. Es gibt vier Hauptnervengase: Tabun, Soman, Sarin und VX. Tabun ist etwa hundertmal giftiger als Zyanid. Soman ist zehnmal giftiger als Tabun. Sarin ist zehnmal giftiger als Soman. Und VX ist zehnmal giftiger als Sarin.«

»Wie wirkt es?«

»Es bringt die Neurotransmitter im Gehirn durcheinander. Du bekommst Krämpfe und stirbst.«

Kate nickte langsam.

»Welche Länder haben es?«

»VX? Wir, die Amerikaner, die Russen, alle haben es. Die Frage, wer es nicht hat, ist leichter zu beantworten.«

»Okay. Und wer würde es ins Meer kippen?«

Roddy zuckte mit den Schultern.

»Alles in Ordnung?«, fragte Kate.

»Es macht mich fertig, dass jemand dieses Zeug einfach im Meer ablädt.«

»Ja. Was ist mit dem Agent Orange?«

»Ach Gott, das ist kein bisschen besser.« Roddy blätterte durch seinen Stapel Fotokopien und reichte ihr ein paar markierte Blätter. »Es ist die bestbekannte, am besten dokumentierte chemische Waffe aller Zeiten. Alle unabhängigen Kommentatoren sind sich einig, dass das amerikanische Militär geschätzte siebzehn Millionen Gallonen auf Vietnam verteilt hat ...«

»Wie viel?«, rief Kate laut aus.

Die Leute um sie herum hielten inne und starrten sie an.

»Irre, oder? Zwischen 1962 und 1971 wurden zehn Prozent der Wälder, sechsunddreißig Prozent der Mangrovensümpfe, drei Prozent des Ackerlands und fünf Prozent des restlichen Lands mit Agent Orange und anderen Zusammensetzungen wie Agent Blue und Agent White vergiftet.«

»Aber wenn es in diesen Mengen gesprüht worden ist«, überlegte Kate laut. »Ich meine, Whitaker hat doch gesagt, dass Dioxin tausendmal giftiger ist als andere Gifte. Wie konnten sie denn dann solche Mengen versprühen?«

»Agent Orange ist ein übles Zeug, daran gibt es keinen Zweifel, aber es ist kein Dioxin. Dioxin ist ein chemisches Abfallprodukt, das während der Herstellung von 2,4,5-T und 2,4-D, den aktiven Komponenten von Agent Orange, entsteht. Als die Amerikaner Vietnam mit Agent Orange besprüht haben, wuss-

ten sie nicht – jedenfalls behaupteten sie das –, was die Dioxin-Abfallprodukte in Agent Orange bewirken würden. Es sind vor allem die Spuren von Dioxin in den Zwergwalen, die wirklich besorgniserregend sind. Dioxin richtet verheerende Schäden an. Agent Orange vergiftet die Umwelt, während Dioxin ...« Er reichte ihr Kopien, die er aus einer medizinischen Fachzeitschrift gemacht hatte.

Kate starrte auf das Foto eines Kindes. Der Kopf war groß und deformiert, das linke Auge völlig unter einem Hautlappen verschwunden. Der missgestaltete Schädel schien die Nase gespalten zu haben, während der Mund sich riesengroß und monströs über die gesamte Breite dessen, was eigentlich ein Gesicht sein sollte, erstreckte. Ein leiser Schreckenslaut entfuhr Kate.

»Wie kann man so etwas nur zulassen?«

Auf der nächsten Seite befand sich das Foto einer Frau, deren Haut über und über mit eitriegen, nässenden Pusteln und Geschwüren bedeckt war. In ihren Augen stand unaussprechlicher Schmerz. Kate legte die Blätter hin.

»Dioxin kann Krebs und Tumoren aller Art verursachen, ebenso wie Leber- und Nierenversagen, Fehlgeburten, Missbildungen oder unheilbare Chlorakne«, sagte Roddy. »Fällt dir dabei etwas ein?«

»Der mutierte Fisch in SONAZ!«

»Genau.«

»Und was jetzt? Ich meine ...«

»Wir sind einer Sache von unglaublichen Ausmaßen auf der Spur. Es ist fast sicher, dass in das Sperrgebiet im Nordatlantik Agent Orange verklappt worden ist, und zwar in großen Mengen und seit vielen Jahren, denn das Dioxin hat sich bereits

im Ökosystem ausgebreitet. VX könnte neueren Datums sein, es zeigt sich sofort nach der Kontaminierung. Und als ob das alles noch nicht schlimm genug wäre, haben wir auch noch die ›unbekannten Zusammensetzungen‹. Es ist also ein Schmelzriegel wirklich schrecklicher Gifte. Hinzu kommt noch der immense Druck auf dem Meeresgrund, und dadurch könnten alle möglichen chemischen Reaktionen entstehen, die der Wissenschaft einfach nicht bekannt sind. Ich glaube, dass die Wale uns vor einer ökologischen Katastrophe warnen wollen. Aber eins verstehe ich nicht: Agent Orange ist doch eine amerikanische Angelegenheit, warum greifen die Wale dann Großbritannien an? Ist das Zufall oder ...«

»Vielleicht haben die Amerikaner diesen Dreck nicht ins Meer geworfen, vielleicht waren wir das ja.«

»Wir haben amerikanische Chemiewaffen verklappt?«

Kate schob ihm einen Ordner zu.

»Ich habe einen Suchauftrag in der Press Association Library gestartet. Wir waren das erste Land, das dem Agent Orange ähnliches Entlaubungsmittel eingesetzt hat ...«

»Was?«

»Während des Malaiischen Bundes von 1948 bis 1958. Es wurde im Dschungel und auf die Kommunikationsleitungen der kommunistischen Aufständischen versprüht. Die Wale haben also schon die korrekte Geografie gewählt. Die chemischen Waffen sind von Großbritannien abgeladen worden.«

* * *

Auf der *Jasmine* hingen Kabel von der Winde in den Frachtraum hinunter. Auf beiden Seiten des Ladebaums standen die Matrosen, um zu verhindern, dass die Ladung beim Hinaufziehen an die Kanten der Klappe stieß. Im vergeblichen Versuch, sie warm zu halten, schlügen sie ihre behandschuhten Hände aneinander.

Kapitän Schwarzkop sah ihnen von der Brücke aus zu. Er fand, seine Männer auf dem Deck unter ihm sahen aus wie Gespenster. Ihre Kleidung war weiß bereift vom Nebel, der so schlimm war, wie er ihn noch nie erlebt hatte. Wie ein Leichentuch lag er über dem Meer. Er drückte schwer auf das Schiff, und die Seeleute sehnten sich nach ihren Kajütten.

Auf dem erhöhten Vordeck stand der Bootsmann und bediente die Steuerung der Winde. Er achtete darauf, dass seine Füße festen Halt hatten. Zwar war die See nicht besonders rau, aber das Deck war glatt, und er hatte keine Lust, vor den Augen des Kapitäns und der Matrosen auf den Hintern zu fallen.

Ein Ruf aus dem Frachtraum verkündete, dass die Ladung befestigt war. Der Bootsmann zog am Hebel. Ein surrendes Geräusch ertönte, und dann tauchte ein Metallbehälter, einer von fünf, auf. Als er ohne Probleme aus der Ladeklappe heraus war, traten die Matrosen beiseite. Auf dem Container stand in Russisch und Englisch »St Johnston«, darunter befand sich ein Totenkopf mit gekreuzten Knochen.

Kapitän Schwarzkop spähte in den Nebel und fragte sich, was wohl in dem geheimnisvollen Behälter sein mochte, der am Kabel der Ladewinde baumelte. Was auch immer es war, er würde sich besser fühlen, wenn es sicher auf dem Boden des Irminger Beckens lag.

Und dann passierte etwas Unvorhergesehenes. In einem Moment hob der Kapitän noch die Hand, um dem Bootsmann sein Okay zu geben, im nächsten gab es einen donnernden Krach, und der Bug des Schiffs hob sich aus dem Meer. Kapitän Schwarzkop fiel um wie ein gefällter Baum. Das gesamte Schiff bäumte sich auf und sank dann wieder in die Wellen zurück. Der Bootsmann war immer noch auf dem Vordeck, aber nur gerade eben so. Der Schlag hatte ihn aus dem kleinen, eingezäunten Bereich herauskatapultiert, er hing über der Backbord-Reling, und als das Schiff wieder ins Meer eintauchte, legte sich das Wasser wie ein Teppich auf das Deck. Der Bootsmann wurde auf das darunterliegende Deck geschleudert, und die beiden Matrosen trieben hilflos in den Wassermassen, die vom Heck bis zum Bug hindurchrauschten. Die Ladung schwang am Kabel hin und her.

Als Kapitän Schwarzkop sich wieder aufgerappelt hatte, sah er seinen Bootsmann bewegungslos, vielleicht tot, unten auf dem Deck liegen, und Matejko klammerte sich verzweifelt an einen Hydranten, um nicht von den Wassermassen davongerissen zu werden. Aus der Ladeklappe drangen die Schreie von Ravn, der von zehntausend Litern Meerwasser durch den Frachtraum gespült worden war.

»Scheiße«, sagte der Kapitän tonlos. »Scheiße.«

Er wartete ein paar Sekunden, als ob das Ganze noch einmal passieren könnte. Matejko begann zu heulen und zu schreien, »Helft mir, helft mir«, aber der Kapitän achtete nicht darauf. Hatte das Schiff ein Leck? War der Rest der Mannschaft in Ordnung? Was war mit den Maschinen? Was zum Teufel war das gewesen?

Er drehte sich zu der kleinen grauen Box, die am Schott befestigt war, und klappte den Deckel auf. Innerlich verfluchte er die Tatsache, dass das weltweite Seenot- und Sicherheitsfunksystem nur digitale Selektivrufe ermöglichte. Er gab die Codenummer ein, scrollte durch bis zum Seenot-Menü und drückte dann den großen roten Knopf, auf dem SEENOT stand.

* * *

Die Marine-Fregatte HMS *Ascension* befand sich achtzig Seemeilen südlich von der *Jasmine*. Das Notsignal erregte sofort die Aufmerksamkeit des Funkoffiziers. Auf seinem IMMARSAT-C-Bildschirm erschienen automatisch Position und Identität der *Jasmine*. Sie hatten gewusst, dass sie da war. Die Prozedur war einfach. Zuerst würde der Funkoffizier die Brücke informieren, dann die Küstenwache in Falmouth via Satellitentelefon verständigen und die Information an den wachhabenden Offizier weitergeben. Als Nächstes würde er den Radaroffizier des Schiffs über den Zwischenfall informieren; der Radaroffizier würde der Küstenwache helfen, festzustellen, welches Schiff der *Jasmine* am nächsten war.

Er rief die Brücke an und wollte gerade die Küstenwache informieren, als die Brücke zurückrief.

»Liegen diese Koordinaten nicht innerhalb von SONAZ?«, fragte der Kommandant der HMS *Ascension*.

Als die Bestätigung kam, wurde eine verschlüsselte Botschaft nicht an die Küstenwache, sondern an den Marine-Geheimdienst geschickt.

* * *

Es war kurz nach dem Aufprall. Einer der Maschinisten lag tot da, er war gegen den Maschinenblock geschleudert und von einem Kolben zermalmt worden. Der chinesische Koch wurde vermisst. Der Rest der Mannschaft war an Deck, die meisten verletzt. Der Bootsmann hatte das Bewusstsein noch nicht wiedererlangt. Matrose Ravn war aus dem Frachtraum geborgen worden, aber er zitterte unkontrolliert, und Matrose Matejko hatte einen hysterischen Anfall gehabt und stand jetzt da wie erstarrt. Der Erste Offizier ordnete an, dass die Rettungsboote zu Wasser gelassen werden sollten.

Auf der Brücke befanden sich Kapitän Schwarzkop, der Erste Nautische Offizier und der Erste Ingenieur.

»Kein Wasser eingedrungen«, betonte der Erste Ingenieur.
»Kein Tropfen. Aber die Maschine läuft nicht mehr.«

Kapitän Schwarzkop steckte in einer Zwickmühle: das Schiff manövrierunfähig im Sperrgebiet, eine illegale Fracht an Bord, und er hatte einen Notruf hinausgeschickt. Sie mussten die Fracht unbedingt löschen, bevor sie gerettet wurden.

Das Telefon auf der Brücke läutete.

»Kapitän ... Was? ... Wiederholen Sie das ... Wie viele? ... Ich komme es mir ansehen.« Er legte auf. »Die Brücke gehört Ihnen«, sagte er zum Ersten Offizier.

»Wohin gehen Sie?«

Unten auf dem Deck wechselte der Kapitän ein paar Worte mit den Männern, die das Rettungsboot zu Wasser ließen. Er versicherte der Mannschaft, sie würden keinesfalls das Schiff verlassen, es handle sich lediglich um eine Vorsichtsmaßnahme. Dann ging er zum Bug. Dort standen zwei Seeleute, umklam-

merten mit behandschuhten Händen die Reling und schauten aufs Wasser. Kapitän Schwarzkop trat neben sie und blickte ebenfalls hinunter.

Unter dem dichten Nebel hob und senkte sich der Ozean. Aber hinter den weißen Nebelschwaden erkannte man drei dunkle Leiber. Zwei waren kaum zu erkennen, sie trieben reglos im Wasser. Der dritte Leib war direkt unter ihnen und berührte fast den Schiffsrumph. Auch dieses Tier war tot.

»Der ist bestimmt dreißig Meter lang«, sagte der Kapitän.
»Fast ein Drittel der Schiffslänge.«

Die beiden Männer antworteten nicht.

»Was ist es für einer?«

»Ein Blauwal.«

Der Kopf des Tiers war fast vollständig eingedrückt. Bis zu den Augen war alles nur noch ein blutiger Brei aus grauer Haut, weißen Knochen und hellrotem Speck. Die Augen waren aus ihren Höhlen gesprungen und schwammen, an Gewebefäden hängend, neben dem mächtigen Kadaver im Wasser. Kapitän Schwarzkop kämpfte gegen eine Welle von Übelkeit an; das tote Auge war so groß wie ein Fußball, und er hatte das Gefühl, es starre ihn an.

Zweihundert Meter unter der *Jasmine* ist alles dunkel. Acht erwachsene Blauwale umkreisen langsam das Schiff. Sie berühren einander mit ihren langen Schwimmflossen. Einer von ihnen dreht sich, damit ein Weibchen über seinen Bauch schwimmen kann, und sie bewegt sich sanft über ihn, ganz langsam, so dass die Furchen unter ihrer Kehle seine berühren. Dann drehen sie sich zusammen, immer weiter. Die anderen sechs Blauwale bilden eine Art Speiche, die Köpfe in der Mitte, sodass sie einander mit ihren langen, blaugrauen Schnauzen berühren können.

Diese Spezies ist die größte, die je auf der Welt gelebt hat. Jedes Tier frisst pro Tag vierzig Millionen Krill. Die Leichtesten unter ihnen wiegen hundert Tonnen, die schwersten hundertsiebzig. Noch vor zwei Jahrhunderten ging ihre Population im Nordatlantik und der Arktis in die Hunderttausende, jetzt sind es nur noch Hunderte. Diese acht Wale gehören zu den letzten ihrer Art, und sie wissen, dass sie jetzt sterben müssen.

Der älteste Bulle bricht aus der Gruppe aus und beschleunigt. Die anderen Wale folgen. Ihre mächtigen Schwanzflossen peitschen sie nach vorn, und ihre stromlinienförmigen Schnauzen zerteilen das Wasser. Der Bulle gibt das Signal, und alle acht Wale scheren aus dem großen Kreis, in dem sie geschwommen sind, aus und steigen an die Oberfläche. Trotz ihres mächtigen Umfangs gehören sie zu den hydrodynamischsten Walen, und sie schießen an die Oberfläche wie Raketen, die von einem U-Boot abgefeuert werden. Dabei erreichen sie eine Geschwindigkeit von fünfunddreißig Stundenkilometern. Über ihnen liegt der dunkle Rumpf der *Jasmine*. Sie sind nur noch fünfzig Meter vom Schiff entfernt ...

Kapitän Schwarzkopf drehte sich wieder zurück zum Deck. Er blickte auf den Metallkasten, der immer noch an der Seilwinde hing und gab seinem Ersten Offizier ein Zeichen, ihn ins Wasser zu lassen.

... Und die Wale greifen an. Sie krachen in den Schiffsbauch, und das ganze Schiff wird erschüttert wie von einer Unterwasserdetonation. Schwarzkops Beine versagen ihren Dienst. Er merkt nicht mehr, wie er zusammenbricht.

Unter dem Schiff treiben sieben tote Wale, die nach außen gedrückt werden. Der achte tote Wal ist auf einem kaputten Eisbrecher-Kabel aufgespießt. Die Wale haben die Haut der ers-

ten Hülle aufgerissen, aber nicht die Haut der zweiten. Millionen Liter Wasser dringen in den Zwischenraum ein. Das Schiff bekommt Schlagseite nach links und beginnt langsam zu kippen.

Einige Besatzungsmitglieder waren bereits tot, andere so gut wie tot, nur wenige waren noch bei Bewusstsein, und keiner konnte sich selbst helfen. Als die *Jasmine* sich zur Seite neigte, schrie Matrose Ravn. Männer glitten über Deck und blieben an der Reling hängen. Schließlich war so viel Wasser eingedrungen, dass das Meer das Schiff gierig aufsaugte, und mit ihm gingen die Mannschaft und fünf Metallkisten der Fracht unter. Das Ganze hatte etwa sechs Minuten gedauert.

6

Die mächtige Schwanzflosse erhebt sich majestätisch über dem dunklen Ozean und scheint einen Augenblick in der Luft zu schweben. Niemand ist da, der die zerbrochene Kette sehen könnte, die an der Schwanzflosse hängt. Geräuschlos gleitet der Wal wieder ins Wasser.

Mit jedem Schlag seiner Schwanzflosse schwimmt Blackfin tiefer in die eisige, lichtlose Tiefe. Fünfundzwanzig Prozent seines Volumens an Sauerstoff hat er an der Oberfläche aufgenommen; physiologische Mechanismen nutzen diese kostbare Ressource effizient aus. Sein Herzschlag verlangsamt sich dramatisch, und die Blutzirkulation hält nur noch lebenswichtige Funktionen in Gang. Der Druck in zweihundertfünfzig Meter Tiefe presst seine Lungen und seine Rippen zusammen. Von diesem Moment an wird die Sauerstoffversorgung von der hohen Dichte der Myoglobin-Moleküle in seinen Muskeln angekurbelt.

Blackfin saugt das kalte Wasser durch sein Blasloch ein. Das Walrat, das wächserne Öl in seinem Kopf, zieht sich zusammen und wird in der Kälte dichter, was ihm hilft, mit einem Minimum an Energie zu tauchen. Für menschliche Taucher ist bei fünfhundert Metern das absolute Limit erreicht. Um in solche Tiefen vorzudringen, müssen sie sich tagelang in speziellen Kompressionskammern vorbereiten. Aber Blackfin taucht tiefer – siebenhundert, achthundert, tausend Meter. Seine Lungen sind jetzt ganz platt gedrückt.

Er ist nun im SOFAR-Kanal, in einer Tiefe, in der der Ozean die Schallwellen weiterleitet. Er empfängt niedrigfrequente Geräusche – weit entfernte Schiffe, ein Sturm an der Ostküste Japans.

Blackfin beginnt zu klicken; die Coda wird in dieser Tiefe um die halbe Welt getragen, fünfmal so schnell wie der Schall in der Atmosphäre, und alle Pottwale, die sich in gleicher Tiefe aufhalten, empfangen sie. Die Coda ist klar, eindeutig und wird unausgesetzt wiederholt. Es ist ein Aufruf zum Handeln.

Zwanzig Minuten lang klickt der alte Walbulle, bis er erneut auftauchen muss, um Luft zu holen. Wenn er länger unten bleibt, bekommt er Sauerstoffmangel und muss sich anschließend an der Oberfläche länger erholen. Blackfin hört auf zu klicken und schlägt mit der Schwanzflosse, um aufzusteigen. Er ignoriert den Schmerz, den das Metallglied der Kette an seinem blutigen Fleisch verursacht. An der Oberfläche wird er Luft holen, und dann taucht er erneut und stößt wieder seinen Ruf aus.

* * *

»Wo wohnst du?«, fragte Kate, als sie und Roddy in den Aufzug des Mietshauses in Clerkenwell traten, in dem ihre Wohnung lag.

Aus einem Reflex heraus hätte Roddy beinahe geantwortet, »im Institut für Meeressäugetiere«, aber er korrigierte sich gerade noch. »Eigentlich bin ich gerade obdachlos. Ich habe dort gelebt, wo ich gearbeitet habe. Als die Wale tot waren, hat man mich gefeuert, und so habe ich mit meinem Job auch meine Wohnung verloren.«

»Oh.«

»Sie war nicht groß«, fügte Roddy hinzu, als die Aufzugtüren auf Kates Stockwerk aufglitten. »Nur eine Kammer. Aber es war meine Kammer.«

Kate nickte. Sie schloss die Tür zu ihrer Wohnung auf und führte ihn in ein luxuriös eingerichtetes Loft mit einer breiten Fensterfront, die eine großartige Aussicht auf Clerkenwell und London bot.

»Es braucht wohl jeder seine Kammer«, sagte sie.

»Ja, vermutlich«, erwiderte Roddy und schaute sich um. Er trat an die riesige Fensterfront. Das hier hat mindestens eine Million gekostet, dachte er; dabei kann sie doch unmöglich älter sein als fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig ...

»Ich koche uns einen Kaffee«, sagte Kate und ging in die Küche. »Und dann machen wir uns an die Arbeit«, rief sie ihm zu.

Sie wollten über ihre nächsten Schritte nachdenken. In kürzester Zeit hatten sie eine Menge erschreckender Informationen bekommen, und sie wussten nicht so recht, wo sie ansetzen sollten. Roddy sah hinunter auf Clerkenwell Green und fragte sich, ob sich der Name wirklich einmal auf eine Parkanlage bezogen hatte, und falls ja, wann daraus asphaltierte Parkplätze geworden waren. Ein surreales Bild kam ihm in den Sinn ... Die Weiten des Ozeans, asphaltiert, ein riesiges Einkaufszentrum auf tausend Etagen.

Kate kam aus der Küche und stellte leere Tassen auf einen Tisch. Dann ging sie zu ihrem Anrufbeantworter.

»Piep ... Gerry hier, du bist nicht da, du solltest aber da sein, warum bist du nicht da, ruf mich an. Piep ... Gerry hier, ich habe dich –«

»Mein Chef«, erklärte Kate und verzog das Gesicht.

»– gestern ein halbes Dutzend Mal angerufen, ich weiß, dass du die Nachrichten bekommen hast, weil sie heute früh gelöscht waren, deshalb setz mich bitte ins Bild. Piep ... Okay, es ist jetzt halb vier Uhr nachmittags, und du bist seit sechsunddreißig Stunden verschwunden. Ruf mich an! Piep ... Kate, hier ist Gerry, wenn du tot bist oder so, ist das in Ordnung, aber wenn nicht, bist du gefeuert. Piieep.«

Kate setzte sich auf die Kante eines modernen Sofas und lächelte ihn fast entschuldigend an. Roddy betrachtete sie interessiert: die blassen Wangen, die jetzt gerötet waren, die leicht geöffneten Lippen, so als wolle sie etwas sagen.

»Lass uns weitermachen.«

Sie sprang auf, um die Kaffeekanne aus der Küche zu holen. Sah er Erregung in ihren Augen? Oder sogar Erleichterung?

»Du scheinst es nicht gerade schwer zu nehmen.«

Sie blieb stehen.

»Ich weiß nicht. Ich könnte Gerry jetzt natürlich anrufen und meinen Job zurückbekommen, indem ich ihm den größten Knaller liefere, den er je gesehen hat.«

»Aber das wirst du nicht tun, oder?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Kate überlegte.

»Vielleicht bin ich erleichtert, dass mir der Job nicht mehr im Weg ist. Das ist zwar möglicherweise ein großer Karrierefehler, aber wenn ich die Story jetzt abliefern würde, dann würden sie sie so bringen – und dabei ist es doch nur die halbe Geschichte. Ich will das nicht mehr. Ich will nicht mehr nur zur Hälfte

Wahrheit und zur Hälfte Vermutungen. Ich will einfach ...« Sie suchte nach den richtigen Worten. Ich will die ganze Wahrheit, und ich will etwas damit erreichen. Verstehst du das?«

So etwas habe ich immer schon verstanden, dachte Roddy.

* * *

Rattigan war erkältet. Es hatte sich in der Nacht schon angekündigt und sich dann tagsüber richtig ausgebreitet. Es pochte hinter seinen Schläfen, die Nasennebenhöhlen waren verstopft, und die Augen brannten. Daran waren die schlechten Nachrichten schuld, dachte er und schnäuzte sich mit einem Trompetenstoß in sein Taschentuch.

Kein Grund zur Panik, versicherte er sich. Aber es war wirklich übel. Die *Jasmine* sank, die Marine hatte ihr Notrufsignal aufgefangen ...

Er war allein im Bentley, nachdem er Ally zu Hause abgesetzt hatte. Es hatte ihm gefallen, dass sie nach Hause gekommen war, in sein Haus, ihr Zuhause. Vielleicht wird alles wieder wie früher, dachte er – es ist leichter, wenn Ally zu Hause ist. Ich werde dann nicht so schnell ... wütend.

Das Auto fuhr um den St James' Park herum, den Birdcage Walk hinunter und bog dann in die Horse Guards Road ein, keine hundert Meter entfernt von 10 Downing Street. Am Ende der Straße fuhr er in einem Konvoi von schwarzen Taxis die Mall entlang bis zum Queen Victoria Memorial.

Irgendjemand hat Mist gebaut, dachte Rattigan und drückte seine dicken Zeigefinger auf die pochenden Schläfen. Diese Schiffe dürften eigentlich gar kein ausgefeiltes Notrufsystem

haben. Wenn sie untergehen, sollten sie keine Spuren hinterlassen.

Im St James' Park standen grün-weiß gestreifte Liegestühle auf dem Rasen. Ältliche Touristen ruhten sich darauf aus. Zwei junge Leute lagen knutschend unter einem Baum. Er hatte Kissen immer unhygienisch gefunden. Leise surrte der Bentley weiter, um das Memorial herum. Er sank in die Polster, die Arme mit den Handflächen nach oben auf dem Sitz ausgestreckt, und sein dicker muskelbepackter Bauch ragte auf wie ein Abfallhaufen.

»Hör mit der Panik auf«, sagte er laut zu sich. »Das ist nicht der Weltuntergang. Das Schiff ist gesunken. Tote erzählen keine Geschichten.«

Laut Jenkins würden auf einem Schiff der Marine etwa ein Dutzend Männer den Alarm mitbekommen, aber mehr würden sie auch nicht wissen. Sie würden eine verschlüsselte Nachricht an den Vize-Admiral schicken, der für SONAZ verantwortlich war. Und der würde den Zwischenfall auf jeden Fall totschweigen wollen.

* * *

Ally strich ihrer Mutter über die Haare. Die beiden Frauen waren im Hobbyraum, um sie herum die Früchte von Theresas Arbeit: bestickte Kissenhüllen, bemalte Keramik, Pappmaschee-Puppen, Batiken, Origami, Skulpturen aus Weide.

»Es tut mir leid«, sagte Theresa leise, »dass ich dich in all das hineinziehe.«

»Schscht.«

»Fünf Millionen?« Theresa sprach die Worte ganz vorsichtig aus, als seien sie zu heiß, um im Mund behalten zu werden.
»Was um alles in der Welt hat das bloß zu bedeuten?«

Aber während sie sich von Ally den Nacken massieren ließ, wusste sie, dass es sich um eine rhetorische Frage handelte. Es hatte sie zwar erstaunt zu erfahren, dass ihr Mann Wohltäter für ein Kinderheim war, aber auf seltsame Weise ergab es auch Sinn. Jahrelang hatte ihr ein Stück gefehlt, um ihn zu verstehen, eine Lücke, die sie zwar sah, aber nicht mit einer Antwort füllen konnte. Er war im Kinderheim groß geworden, redete aber nie darüber. Und sie dachte daran, wie seltsam sein Anteil an Allys Erziehung gewesen war, so unreal, als sei das Kind eher etwas, das man anbeten müsse, und kein Mensch aus Fleisch und Blut. Hat es auch schon andere Spenden gegeben? Macht er das mit dem ganzen Geld, das er verdient? Warum hat er es mir nie erzählt? Und wie kann jemand so gute Dinge tun und mich gleichzeitig so grausam schlagen?

Ally umfasste das Gesicht ihrer Mutter mit den Händen und zog sie hoch, bis sie ihr in die unsagbar traurigen Augen blicken konnte. Ich wusste von nichts, warf sie sich vor und umarmte ihre Mutter; wie konnte ich hier nur aufwachsen, ohne zu sehen, wie verzweifelt und verängstigt sie war?

»Wie empfindest du jetzt für ihn?«

»Es ist ein seltsames Gefühl.«

»Ich möchte, dass du ihn verlässt.«

»Er würde mich töten, wenn er mich fände«, sagte Theresa.
»Das ist die einzige Macht, mit der ich ihn erschrecken kann. Er braucht es, dass ich ihm gehöre, auch wenn er mich hasst.«

Ally wartete darauf, dass ihre Mutter weitersprach, aber als sie schwieg, fragte sie: »Liebst du Roddy noch? Tust du es deshalb?«

»Ich habe es nicht getan, weil ich ihn noch liebe. Ich habe es getan, weil es nicht fair ist; er ist ein guter Mann, und ich habe ihn verlassen. Eines Tages möchte ich ihm sagen können, dass ich immer noch seine Freundin war.«

»Dann wirst du also Daddy doch verlassen?«

»Wohin soll ich denn gehen?«, fragte Theresa.

»Wohin du willst.«

»Ich habe keinen Pass.«

»Warum nicht?«

»Er hat ihn irgendwo eingeschlossen.«

»Du lieber Himmel, Mami.«

Sie hörten, wie der Kies der Einfahrt knirschte, als der Bentley vorfuhr. Eine Tür schlug, Rattigan stieg aus, und dann wurde der Wagen in die Tiefgarage gefahren. Die Haustür wurde geschlossen. Theresa verzog ängstlich das Gesicht.

»Such dir irgendeinen Ort in Großbritannien aus«, schlug Ally vor. Sie küsste ihre Mutter auf die Wange und erhob sich.

In ihrem Schlafzimmer stellte sie sich vor den großen Spiegel und betrachtete ihre Erscheinung. Knielanger grüner Rock, dunkelgrüne Strümpfe, weiße Bluse. Sie wartete zehn Minuten, dann ging sie nach unten. Leise öffnete sie die Tür zu dem kleinen Wohnzimmer, das auch Allys Zimmer genannt wurde, und spähte hinein.

Ihr Vater saß zusammengesunken in einem Ledersessel und schniefte mitleiderregend. Auf seinem Schoß lagen irgendwelche Papiere. Ally stieß die Tür weiter auf und schlüpfte hinein. Ihr Vater war stark erkältet. Ständig putzte er sich die Nase und

rieb sich die Augen. Ally schlich sich leise von hinten an ihn heran. Blinzelnd versuchte sie zu erkennen, was oben auf dem Stapel Papiere lag. Sie beugte sich noch weiter vor, dicht an seinem Kopf. Er roch nicht angenehm.

Er nieste heftig, aber Ally zuckte nicht. Sie traute sich kaum zu atmen, als Rattigan sich seufzend wieder den Papieren zuwandte. Okay, dachte sie, nur noch einen Schritt näher, dann kann ich lesen, was da steht und ...

»Himmel!«

Er zuckte zusammen, als wäre ein Stromstoß durch seinen Körper gefahren. Die Papiere auf seinem Schoß fielen zu Boden.

»Daddy!«, rief Ally, schlang die Arme um seinen Hals und umarmte ihn von hinten.

»Ich habe fast einen Herzanfall bekommen!«

»Entschuldigung!« Um ihr gerötetes Gesicht zu verbergen, drückte Ally es in seine Halsgrube. »Oh, Daddy, ich muss dir etwas erzählen«, zwitscherte sie.

»Was denn?«

»Ich habe fünfhundert Pfund ausgegeben«, plapperte sie, »bei Harvey Nicks! In nur einer Stunde!«

»Du böses Mädchen!«, sagte Rattigan.

Er zog ihre Arme von seinem Hals, und Ally nutzte die Gelegenheit, um sich hinzuhocken und die Papiere aufzuheben.

»Was ist das, Daddy?«

»Nichts, worüber du dir Gedanken machen solltest, Liebling.«

Als sie sie ihm reichte, überflog sie rasch das oberste Blatt. Es enthielt nur Zahlenkolonnen, ohne einen Hinweis darauf, womit sie zu tun haben könnten. Sie stand auf und sagte gespielt

ägerlich: »Warum machst du dir immer solche Sorgen, Daddy?

Was ist los?«

»Es sind nur Geschäfte, Ally. Alles sehr langweilig.«

»Erzähl mir davon.«

»Ich hatte ein kleines Projekt, sehr profitabel, aber es ist alles schiefgelaufen. Ich versuche gerade ... das Chaos zu beseitigen.«

»Was für ein Projekt?«

Er zog sie auf den Schoß und lächelte traurig.

»Wie soll ich dir helfen, wenn du mir nicht vertraust?«, gurrte sie.

»Ally!«

Er schlängelte die Arme um sie und drückte sie an seine mächtige Brust. Seine Finger spielten mit ihrem Pferdeschwanz. Sie machte einen halbherzigen Versuch, sich zu befreien, aber er hielt sie fest. Ihr Ohr und ihre Nase waren dicht an seiner Haut. Er roch nach Seife, nach Schweiß, nach Mann. Erneut versuchte sie freizukommen, als er niesen musste.

»Daddy!«, sagte sie und wand sich.

»Mein Liebling.«

Er ließ sie einfach nicht los. Seine Hände glitten über ihren Rücken, und er umfasste mit der einen Hand ihren Hintern. Ally rührte sich nicht. Ihr Herzschlag setzte beinahe aus. Sie saß da wie erstarrt und fragte sich, was sie tun solle. Zum Glück klingelte in diesem Moment das Telefon, das neben dem Sessel lag, und als er es ergriff, sprang sie rasch auf.

»Was ist?«

Ally rückte ihren Rock zurecht und verließ das Zimmer. Draußen an der Tür blieb sie stehen. Ihr Atem kam hastig und stoßweise, und sie musste sich erst beruhigen, bevor sie erlau-

schen konnte, was ihr Vater sagte. Ach, du lieber Himmel, dachte sie die ganze Zeit.

* * *

Ein dunkelblauer Ford Fiesta, etwa vier Jahre alt und sehr schmutzig, fuhr durch Minton Brag, etwa eine halbe Stunde von Plymouth entfernt. Am Steuer saß ein Funkoffizier der Royal Navy, der vorhatte, ein Telefonat in einer öffentlichen Telefonzelle zu führen. Natürlich gab es auch in Plymouth, wo er stationiert war, Telefonzellen, aber er wollte kein Risiko eingehen; dort hätte ihn ja einer seiner Kameraden sehen können.

Er fuhr an einem Süßwarenladen vorbei und parkte hinter einer altmodischen roten Telefonzelle. Er zog ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche, stieg aus und betrat die Telefonzelle. Nachdem er sich eine Zigarette angesteckt hatte, wählte er die Nummer einer Tageszeitung, die auf einem Zettel notiert war.

»UK Media Group. Guten Tag, Sie sprechen mit Amanda. Was kann ich für Sie tun?«

»Äh ...«

Er wusste nicht genau, wie er es anstellen sollte.

»Hallo?«

»Ja, äh, ich möchte mit jemandem sprechen.«

»Mit wem möchten Sie sprechen, Sir?«

»Äh, ich weiß nicht.« Er zog an seiner Zigarette und fuhr sich mit der Hand durch die kurz geschnittenen Haare. »Sie sind doch eine Tageszeitung. Ich habe Neuigkeiten für Sie.«

»Ich verstehe. Können Sie mir sagen, um welchen Informationsbereich es sich handelt?«

»Äh, Marine.«

»Sie möchten also mit jemandem sprechen, der sich mit Verteidigungsthemen auskennt?«

»Ja, ja, Verteidigung, aber ein Experte, okay? Jemand, der sich in der Marine auskennt.«

»Ich werde versuchen, Sie mit unserer Kriegsberichterstatte rin zu verbinden. Legen Sie bitte nicht auf, es kann etwas dauern. Möchten Sie mir Ihre Nummer geben, falls es Probleme gibt?«

»Nein.«

»Warten Sie bitte einen Moment.«

Er wartete drei oder vier Minuten lang. Hektisch zog er an seiner Zigarette.

»Hallo, sind Sie noch da?«

»Ja.«

»Ich bin Giselle Kilcroft, Kriegsberichterstatterin.« Die Stimme war leise und vertraulich. »Sie haben interessante Informationen?«

»Das ist richtig.«

»Sie dienen in der Marine?«

»Das ist richtig.«

Er schwieg, aber anscheinend erwartete sie von ihm, dass er weiterredete. Nervös leckte er sich die Lippen und fuhr fort: »Wissen Sie, was SONAZ ist? Im Nordatlantik?«

»Ein Sperrgebiet.«

»Was würden Sie sagen, wenn ein gravierender Zwischenfall in SONAZ vertuscht worden wäre?«

Sie schwieg. Anscheinend wägte sie seine Worte ab.

»Geht es um den Fisch?«

»Was?«

»Es geht nicht um den Fisch?«

»Es geht um die Marine – sind Sie nun interessiert oder nicht?«

»Wenn es interessant ist, bin ich durchaus interessiert.«

Der beiläufige Anruf seines Kollegen von der HMS *Ascension*, der ihm vom Notruf eines Schiffs namens *Jasmine* berichtet hatte, war ihm zunächst nicht besonders interessant vorgekommen; als er jedoch später feststellte, dass die Information verschlüsselt an London weitergegeben worden war, hatte er eine Gelegenheit gesehen. Er hatte Schulden; seinem Haus drohte die Zwangsversteigerung; seine Frau wollte ihn verlassen, was an sich nicht so schlimm war, aber sie würde die Kinder mitnehmen.

»Interessiert für zwanzigtausend Pfund?«

»Nun ... das hängt von dem Zwischenfall und der Qualität der Information ab. Können Sie mir einen Hinweis geben?«

»Ich bin nicht gierig. Ich brauche nur zwanzigtausend Pfund.«

»Erzählen Sie mir von dem Zwischenfall.«

»Es war ein Handelsschiff. Eine Fregatte, die sich in SONAZ befand, als sie ein Notsignal ausgesendet hat. Aber man half ihr nicht, sondern verständigte lediglich London. Sie ist also vermutlich gesunken. London vertuscht das Ganze.«

»Warum?«

»Ich habe keine Ahnung. Das ist Ihr Job, oder?«

»Haben Sie den Namen des Schiffs, Zeitpunkt, Beweise?«

»Haben Sie zwanzigtausend Pfund?«

»Vielleicht wäre ein Treffen für uns beide sinnvoll«, erklärte Giselle Kilcroft.

Roddy und Kate wussten nicht, was sie tun sollten.

»Der Punkt ist doch, wir wissen eine ganze Menge«, sagte Roddy gerade, und wir brauchen den Behörden nur mitzuteilen, was wir wissen. Dann können wir uns zurückhalten und ...«

»Falsch. Wir wissen einiges, aber ohne einen Hinweis auf die Verbrecher wäre es eine Katastrophe, jetzt alles aufzudecken. Roddy, du bist Meeresbiologe, du kennst dich mit Algen und Shrimps aus, aber ich bin Journalistin, ich kenne das wahre Leben. Manchmal ist es eben wichtig, nicht aufzudecken, was man weiß – sonst warnt man die Bösen zu früh, und sie haben genügend Zeit, ihre Spuren zu verwischen.«

»Wir haben den Beweis dafür, dass ein Zwergwal aus dem Nordatlantik mit Dioxin und VX-Nervengas kontaminiert worden ist!«, rief er aus. »Das hat uns ein Notfall-Koordinator bestätigt, der Selbstmord begangen hat! Wir müssen es nur noch der Regierung sagen!«

»Jemand in der Regierung weiß das bereits! Glaubst du etwa, dass diese Nekropsien stillschweigend beiseitegeschafft worden sind, ohne dass jemand auf allerhöchster Ebene das angeordnet hat?«

Roddy ging ans Fenster und blickte auf Clerkenwell Green. Dort unten deutete nichts darauf hin, dass die Welt sich verändert hatte, dass sie jetzt ein Ort war, an dem Wale an vollen Stränden strandeten oder durch Städte schwammen. Aber die Welt hat sich verändert, dachte er. Und ich habe meine Arbeit, meine Reputation, meinen Freund und all meine Gewissheiten verloren ...

Kate trat neben ihn, und gemeinsam schauten sie hinaus.

»Du hast mir gesagt, dass du in einer idealen Welt gerne das Filmmaterial über den Killerwal-Konvoi analysieren würdest«, sagte sie.

»Ja. Ich könnte eine Menge daraus erfahren.«

»Dann lass uns das zuerst machen, okay? Dazu brauchst du ein Videoschneidestudio. Ich besorge dir mit meinen Kontakten aus meinem Job beim Fernsehen einen Platz.«

»Du hast keinen Job beim Fernsehen mehr«, erwiderte er.

»Verachtet du mich immer noch?«, fragte sie.

Er zog die Augenbrauen hoch.

»Im Vergleich dazu, wie ich noch vor vierundzwanzig Stunden empfunden habe, nein. Allerdings bedeutet das nicht, dass ich dir restlos verziehen habe. Aber in den letzten Wochen sind viele seltsame Dinge passiert, und mich überrascht jetzt fast gar nichts mehr.«

Sie blickte ihn intensiv an, und er wurde verlegen, als sie nicht weitersprach. Rasch ergriff er ein kleines Kunstwerk, das am Fenster stand.

»Was ist das?«

»Eine Skulptur von Daniel De Trouville.«

»Das sind doch bloß drei zerknitterte Papierstreifen, die in einem Käfig aus Hühnerdraht hängen.«

»Kommt darauf an, wie man es sieht.«

»Stimmt ...« Er erwiderte ihren Blick. »Wir sind schon ein seltsames Team.«

Das Klingeln seines Handys entzog sie einer Antwort.

»Ja? ... Ja ... Natürlich erinnere ich mich an Sie ... Mir geht es gut ... Ja, trotz allem ... Whitaker? Mehrfache Beinbrüche, aber er wird wieder gesund ... Ja, ich richte es ihm aus ... Ja ... Woher haben Sie diese Nummer? ... Ich verstehe ... Nun, eigentlich ...

Es ist nicht wirklich ... Das Problem ist, dass ich gerade ziemlich beschäftigt bin ... Nun, ich würde mich gerne mit Ihnen treffen, ich habe bloß keine Zeit ... Nein ... Nein ... Ach ja? ... Wie wichtig? ... Warten Sie einen Moment.«

Er legte die Hand über die Sprechmuschel. Was hatte Ally mit den Walen zu tun?

»Es ist Ally Rattigan«, sagte er zu Kate.

»Wer ist das?«

»Die Tochter des Schiffsmagnaten Tony Rattigan«, erklärte Roddy. Weitere Informationen behielt er für sich. »Sie sagt, sie weiß etwas über die Wale. Sie möchte sich mit uns treffen.«

»Dann machen wir das doch.«

»Es muss spät heute Abend sein, sonst kommt sie nicht weg.«

»Na ja, dann kümmern wir uns erst um das Video und treffen uns danach mit ihr.«

»Gut ... Hallo, Ally? ... Ja ... So spät? ... Also, es gibt einen Pub in der Nähe des Schlachthofs, der lange auf hat. Kennen Sie ihn? ... Gut ... Also, gegen eins? ... Falls es Probleme geben sollte, rufen Sie mich an ... Okay ... Ja ... Ja ... Tschüs.«

Er ließ das Handy sinken. Stirnrunzelnd wiederholte er in Gedanken den Namen Rattigan.

»Das ist doch der Waltyp, oder?«, sagte Geoff und musterte Roddy misstrauisch. Er war Cutter bei Videosupersonics, einer Firma, die mit Kates ehemaligem Fernsehsender zusammenarbeitete. »Davon hast du nichts gesagt, Kate. Es ist kein Problem, dich für eine halbe Stunde reinzuschmuggeln, aber davon, dass du mit dem Waltyp auftauchst, hast du nichts gesagt. Da kannst du ja gleich den Papst mitbringen.«

»Entspann dich. Was macht das schon für einen Unterschied?«, sagte Kate. »Und er heißt Roddy. Roddy, das ist Geoff – Geoff, das ist Roddy.«

Geoff war Mitte dreißig, und er kleidete sich mit dieser Mischung aus gewollter Lässigkeit und avantgardistischer Mode, die in den Medien üblich war, wenn man genug Geld verdiente und sich Gedanken um sein Alter machte. Seine Fünfhundert-Pfund-Brille baumelte an einer Paketschnur um seinen Hals; auf diese Schnur war er stolz, weil es seine eigene Idee gewesen war, daraus ein modisches Statement zu machen.

»Ihr habt zwanzig Minuten Zeit. Tim wird stinksauer sein, wenn er es herausfindet.«

»Hör auf zu winseln und lass uns weitermachen, Geoff.«

»Ja, ja.«

Der Schneideraum war fensterlos und mit schäbigen Möbeln eingerichtet – aber die elektronische Ausstattung war mindes-

tens vierhunderttausend Pfund wert. In eine der Wände waren drei Fernsehschirme eingelassen.

»Okay, setzt euch dorthin«, sagte Geoff und zeigte auf zwei orangefarbene Plastikstühle. »Gebt mir das Band. Okay, wir nehmen Flame. Das ist dieses Programm, mit dem man die visuellen Effekte verbessert. Mit der Ausrüstung hier kann man so gut wie alles machen, ihr braucht mir nur zu sagen, was ihr haben wollt.«

Roddy beobachtete die Killerwale, die auf dem Bildschirm erschienen. Das erstaunte Raunen der unzähligen Schaulustigen erfüllte den Raum. Die Wale tummelten sich zwischen den beiden Brücken. Stirnrunzelnd beugte er sich vor.

»Spricht er überhaupt?«, fragte Geoff nach einer Weile. »Soll ich irgendwas machen?«

»Roddy? Was siehst du dir da an?«, fragte Kate.

»Ich versuche die Gruppendynamik zu analysieren. Ob bestimmte Bullen dominant sind oder ob alle Männchen gleichermaßen die Richtung bestimmen.«

»Warum könnten denn die Weibchen nicht dominant sein?«

»Nun, Kühe sind im Normalfall nicht dominant, das ist also eher unwahrscheinlich. Andererseits ist das hier nicht gerade der Normalfall«, sagte er und wandte sich zu ihr. »Okay, können wir vorspulen? Auf ein paar Minuten vor Mitternacht?«

»Kein Problem.«

»Sie werden schneller«, stellte Kate fest.

»Können wir einem Wal ganz dicht folgen?«, fragte Roddy.

»Klar. Welchem denn?«

»Äh, dem da?«

»Okay, ich bin dran.«

»Ein Bulle«, informierte Roddy sie.

Schweigend beobachteten sie das Tier, das zwischen seinen Artgenossen hin und her schwamm und immer schneller wurde, je näher Mitternacht heranrückte.

»Noch zwei Minuten, dann geht es los«, verkündete Geoff.

Auch die Menschenmenge, die zuschaute, wurde immer lauter und aufgeregter.

»Hast du etwas herausgefunden?«, fragte Kate Roddy, der immer noch den einzelnen Killerwal betrachtete.

»Nein.«

»Soll ich vorspulen?«, fragte Geoff. »Wollt ihr die Leute rennen und von der Brücke fallen sehen? Mann, war das cool! Es dauert nur noch dreißig Sekunden.«

»Nein, ist schon okay, bleiben Sie bitte bei dem Wal, wenn es geht.«

Big Ben schlug zwölf. Der Wal schwamm jetzt mit rasender Geschwindigkeit. Roddy bemühte sich, irgendein aufschlussreiches Detail zu erkennen.

Big Ben schlug zum zwölften Mal.

»Scheiße, tut mir leid!«, rief Geoff, als sich alle die Ohren zuhielten: die Schreie, das Klinke von splitterndem Glas. Er hielt das Band an. »Ich bin kein Tontechniker, mir war nicht klar, dass es so laut sein würde.«

»Kann ich es noch mal sehen?«

»Ja. Wie gesagt, ich bin kein Tontechniker, aber ich lasse es auf dem Mischpult durch einen Filter laufen. Das nimmt zehn Dezibel von einem Kilohertz weg.«

»Hast du dir das gerade ausgedacht, Geoff?«, fragte Kate.

»Damit sind die Alarmanlagen der Autos und die meisten Schreie der Menschenmenge weg.«

Er spielte das Band erneut ab. Jetzt war es unheimlich ruhig, selbst die Schläge von Big Ben klangen dumpf und leise. Ich folge dem Wal durch die gesamte Sequenz, dachte Roddy, und beobachte, wie er sich verhält, wenn die Leute ins Wasser fallen. Dann ertönte der zwölften Schlag, und ...

»Oh, verdammt!«, brüllte Geoff und griff nach den Lautstärkereglern.

»Nein, lassen Sie es!«, schrie Roddy. Die unheimlichen Pfeiftöne der Wale waren jetzt getrennt von den anderen Geräuschen deutlich und klar zu vernehmen.

Mann-holen-Mann-Fisch-Mann-holen-Mann-Fisch-Mann –

»Roddy!«, keuchte Kate und packte ihn am Arm.

*-holen-Mann-Fisch-Mann-holen-Mann-Fisch-Mann-holen-
Mann-Fisch-Mann-holen-Mann-Fisch-Mann-holen-Mann-
Fisch-*

Mann-holen-Mann-Fisch-Mann-holen-Mann-Fisch.

»Ich drehe es jetzt leiser!«, schrie Geoff und riss sich los. Roddy und Kate sahen sich aufgeregt an. Der Lärm verstummte. »Mann, sollen wir alle taub werden?«

»Der gleiche Ruf!«, schrie Kate auf. »Woher kennen *wilde* Killerwale die künstliche Sprache? Ich meine, ist Joe im Boot rausgefahren und hat sie ihnen beigebracht?«

»Nicht Joe hat sie ihnen beigebracht, sondern Attila! Verstehst du denn nicht? Wilde Wale sind unter dem Pier in Clacton herumgeschwommen und haben mit Attila kommuniziert.«

»Aber warum wollen sie uns mitteilen, was Attila sagt?«

»Du begreifst es nicht, was? Sie wollen, dass wir verstehen, was *sie* sagen. Es ist ihre Botschaft in Attilas Sprache.« Roddy schaute sie mit aufgerissenen Augen an. »Es ist ein Code.«

* * *

Eine Stunde später, nachdem sie erfolglos darüber nachgegrübelt hatten, was die Botschaft der Killerwale bedeuten könnte, gingen sie in das Pub, in dem sie mit Ally verabredet waren. Sie hatten den Raum gerade betreten, als Roddys Handy klingelte.

»Ja? ... Whitaker, hi!«

»Du klingst fröhlich.«

»Na ja, es hält sich in Grenzen. Aber unter den Umständen machen wir schon Fortschritte.«

»Joe Farelli hat angerufen und wollte wissen, wie du vorwärtskommst.«

»Ich habe einfach keine Zeit, Joe Farelli anzurufen.«

»Ich gebe es ihm weiter. Was machst du denn gerade?«

»Ich bin mit Ally Rattigan verabredet. Am Telefon hat sie ganz geheimnisvoll getan.«

»Wirklich.« Whitaker, der zu Hause bei seiner Mutter auf dem Sofa lag, setzte sich auf. »Ausgezeichnet. Richte ihr schöne Grüße aus. Sag ihr, sie kann mich gern mal besuchen kommen und auf meinen Gips schreiben.«

»Sie hat mich gebeten, dir alles Gute zu bestellen.«

»Ehrlich? Du erzählst mir keinen Blödsinn?«

»Whitaker, ich habe Wichtigeres zu tun, als einen Mann mit einem gebrochenen Bein zu veralbern.«

»Ja, das stimmt wahrscheinlich. Du bist sicher müde. Willst du heute Nacht hier schlafen? Du kannst jederzeit auftauchen, und wenn es vier Uhr morgens ist.«

»Danke, aber ich schlafe bei Kate.« Er bedauerte die Worte, sobald er sie ausgesprochen hatte.

»Hey, du Tiger!«

»Nicht so, wie du denkst.«

»Seid ihr zwei jetzt etwa zusammen?«

»Gute Nacht, Whitaker«, sagte Roddy und beendete den Anruf.

Das Pub war weitläufig und düster, ganz in dunklem Holz ausgestattet. An der Theke standen die Männer vom Schlachthof in kleinen Grüppchen zusammen, tranken Bier und unterhielten sich leise.

Ally saß allein an einem Tisch und starrte trübsinnig in ein Glas Limonade. Als sie Roddy sah, stand ihr die Erleichterung ins Gesicht geschrieben.

»Hallo.«

»Hallo.«

»Was ist mit den Dreadlocks passiert?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

Roddy bedrängte sie nicht. Sie sah angegriffen aus.

»Ally, das ist Kate Gunning, die Journalistin. Wir arbeiten jetzt zusammen.«

Ally zog überrascht die Augenbrauen hoch.

»Wow ... Roddy, das geht nicht gegen Sie, aber ich wusste ja nicht, dass Sie noch jemanden mitbringen. Was ich Ihnen zu sagen habe, ist sehr persönlich.«

Roddy rutschte das Herz in die Hose. Er wollte jetzt nicht über Theresa reden.

»Sie haben doch gesagt, es hätte mit den Walen zu tun.«

»Ja, das hat es auch. Aber es ist auch sehr persönlich.«

»Hören Sie, ich kann Sie ja eine Weile allein lassen«, schlug Kate vor.

»Ach, ist schon gut«, erwiderte Ally. »Wenn Sie jetzt wirklich zusammenarbeiten, dann müssen Sie es wahrscheinlich beide

wissen. Sie holen sich jetzt besser was zu trinken, der Barkeeper sieht schon ganz unfreundlich aus.«

»Ich mache das«, erklärte Kate. »Ich hole mir einen Scotch. Was willst du, Roddy?«

»Auch einen.«

»Und Sie, Ally?«

»Egal. Limonade.«

»Sie sehen nicht gut aus«, sagte Roddy, als Kate zur Theke gegangen war.

Ally antwortete nicht. Schweigend warteten sie. Merkwürdig, dachte Roddy, Ich kann mir gar nicht vorstellen, was sie Wichtiges über die Wale wissen könnte ... Ungeduldig trommelte er mit den Fingern auf die Tischplatte.

»Entschuldigung«, sagte Kate, als sie von der Theke zurückkam. »Ich habe schrecklichen Hunger, und weil sie hier Essen für die Arbeiter von der Nachschicht anbieten, habe ich mir etwas bestellt. Möchte sonst noch jemand was?«

»Um Gottes willen, nicht um diese Uhrzeit«, sagte Roddy. Ally schüttelte den Kopf. Sie holte tief Luft und trank einen Schluck Limonade.

»Ich bringe es besser hinter mich. Vor ein paar Tagen kam meine Mutter zu mir. Sie bat mich, nach Hause zu kommen, um herauszufinden, was mein Vater vorhat. Ich bin die Einzige, aus der er sich etwas macht und die er an sich heranlässt. Meine Mutter hatte ein Telefongespräch mitbekommen, in dem er über die Wale gesprochen hatte. Irgendwie schien er etwas damit zu tun zu haben. Das war, als Sie noch die Verantwortung trugen. Und mein Vater hat über Sie gesprochen.« Sie sah Roddy an. Ihre Augen erinnerten ihn an Rattigan. »Na ja, um auf den Punkt

zu kommen: Was auch immer er vorhat, er will Sie jedenfalls vernichten. Mama hat gehört, wie er das gesagt hat.«

Roddy lehnte sich kopfschüttelnd auf seinem Stuhl zurück.

»Mich? Warum?«

»Wahrscheinlich aus persönlichen Gründen.«

»Na ja, finden Sie nicht, dass er damit ein bisschen spät dran ist? Das ist doch schon erledigt.«

»Ich habe versucht, herauszukriegen, was los ist, aber ich bin nicht sehr weit gekommen. Heute ist etwas passiert, das mich davon abhält.«

»Was ist passiert?«

»Ehrlich gesagt möchte ich lieber nicht darüber reden. Auf jeden Fall kann ich nicht weitermachen. Ich kann Ihnen nur sagen, was ich weiß. Meine Mutter hat nicht viel mitbekommen, aber er hat wohl mehrmals gesagt, eine einzelne Scheibe würde achthundert Dollar kosten.«

»Was für eine Scheibe?«

»Ich weiß es nicht. Ich dachte, Sie wüssten es vielleicht. Und noch etwas: Sagt Ihnen das Wort ›Jasmine‹ etwas?«

»Jasmine?«

»Es ist wichtig. Warum, weiß ich nicht.«

»Ist das alles?«

»Alles, was ich weiß«, erwiderte Ally bedauernd.

Sie blickten einander an.

»Für das Steak hier würde ich auch achthundert Dollar bezahlen«, sagte Kate, als ihr Steak-Sandwich gebracht wurde.

Sie ergriff das Sandwich und wollte gerade hineinbeißen, aber Roddy warf ihr einen so seltsamen Blick zu, dass sie innehielt.

»Was ist los?«, fragte sie.

»Fleisch«, sagte er. »Eine Scheibe Fleisch.«

»Und?«

»In Restaurants in Tokio kann man nach ›speziellem‹ Fleisch fragen, und wenn sie es haben, bekommst du Zwerg- oder Pilotwal für ein paar Hundert Dollar. Das Walfang-Moratorium hat ein Schlupfloch, und diese Arten können in begrenzten Mengen gejagt werden.«

»Du glaubst doch nicht ... Meinst du etwa, Rattigan hat ... Du glaubst, er ist hingegangen und ...«

»Fleisch von einem Finnwal oder einem Pottwal ... Na ja, es ist absolut illegal, diese Tiere zu jagen, und bestimmt hat niemand seit zwanzig Jahren ihr Fleisch gegessen. Der Preis wäre *astronomisch* hoch ...«

Die drei saßen da und starrten sich schweigend an. Roddy war ganz blass geworden.

* * *

Um diese Uhrzeit brauchten sie vom Pub bis zu Kates Wohnung in Clerkenwell nur zehn Minuten. Kate versuchte, Roddy über seine Beziehung zu Rattigan auszuquetschen, aber er gab sich einsilbig. Sie gingen rasch. Kate hatte sich bei ihm untergehakt, aber sie bezweifelte, dass er es überhaupt merkte. Er ging in einem mechanisch regelmäßigen Rhythmus, mit gesenktem Blick. Dass Rattigan es auf ihn abgesehen hatte und dass die Wale um des Profits willen getötet worden waren, schien ihn aus der Fassung gebracht zu haben.

Kate öffnete die Tür zu ihrer Wohnung und schleuderte ihre Schuhe über den Marmorboden.

»Das tue ich gern«, erklärte sie und warf sich in einen Sessel.
Roddy blieb stirnrunzelnd in der Tür stehen.

»Komm, wir trinken was«, schlug Kate vor.

Er schüttelte den Kopf. Er schloss die Tür und trat ans Fenster. Es überraschte sie, als er seine Stirn an das kühle Glas preßte. Er wirkte auf einmal so verletzlich. Der arme Kerl steht völlig unter Schock, dachte sie.

»Roddy, erzähl mir von Rattigan, bitte.«

Zuerst glaubte sie, er würde nicht antworten. Er blieb am Fenster stehen und sah in die nächtliche Landschaft hinaus. Minuten vergingen, bis es schließlich aus ihm hervorsprudelte:

»Wir haben dieselbe Frau geliebt. Sie hat Rattigan geheiratet.
Ende der Geschichte.«

Kate wartete auf weitere Details, aber es kam nichts.

»Nun ...«, sagte sie schließlich. »Wann, wie, warum, was ist passiert?«

Halbherzig dachte Roddy über ihre Fragen nach, ließ es aber bald wieder sein. Es gab Wichtigeres. Es erschreckte ihn, dass Rattigan ihn so sehr hasste. Und dass ein Mann, der so voller Hass war, Theresa geheiratet hatte ... Mit einem Anflug von Scham dachte er, dass hinter der dünnen Fassade der Normalität – der Job, sein Zuhause, die mühsam errungene Zufriedenheit – seit zwanzig Jahren immer noch dieselbe tiefe Wunde und Einsamkeit lag. In Wahrheit, musste er sich eingestehen, habe ich mich nie wirklich weiterentwickelt – oder zumindest nicht genug ...

»Wir kriegen ihn dran, Roddy.«

Er blickte sie an und nickte. Dann wandte er sich wieder zum Fenster und schlug plötzlich dreimal fest mit dem Kopf dagegen.

»Jesus!«, schrie sie, sprang auf und zog ihn weg.

Er sank auf ihr Sofa.

»Bist du okay?«

»Ja.«

»Ich gebe dir etwas Kava Kava, und dann gehst du ins Bett.«

»Was ist Kava Kava?«

»Ein pflanzliches Mittel, es macht dich ruhiger.«

»Wenn du das sagst.«

»Komm ins Bett«, bat sie ihn.

Ungläubig hob er den Kopf.

»Was?«

»Nicht so. Ich meine nur, du sollst mit mir ins Bett kommen.

Um zu schlafen.«

»Ich kann auf dem Sofa schlafen.«

»Ich weiß. Wenn du das möchtest, kannst du das auch. Ich finde nur – du brauchst heute Nacht jemanden an deiner Seite. Das braucht man ab und zu. Und du bist so traurig.«

»Morgen früh geht es mir wieder gut. Es ist nur der Schock darüber, was er getan hat.«

»Ich weiß. Na, komm schon.«

Er folgte ihr ins Schlafzimmer. In gewisser Weise war er ihr dankbar, dass sie ihm die Entscheidung abgenommen hatte. Er setzte sich aufs Bett und blieb erst einmal dort sitzen. Kate ging wieder hinaus, und kurz darauf merkte er, dass sie ihm ein Glas reichte.

»Was ist das?«

»Kava Kava und Orangensaft.«

»Wie schmeckt es?«

»Wie Spülwasser.«

Er kippte es hinunter, zuckte zusammen und begann sich dann ohne Umstände auszuziehen. Kate tat dasselbe auf der an-

deren Seite des Betts. Er warf einen kurzen Blick auf sie, als sie sich, fast nackt, ein T-Shirt über den Kopf streifte, aber eigentlich war er daran so wenig interessiert wie ein Fisch an Bergluft. Er schlüpfte unter die Decke, und Kate ging ins Badezimmer, um sich die Zähne zu putzen. Er hörte die vertrauten Geräusche und wusste, dass er viel zu unglücklich war, um an Annäherungsversuche auch nur zu denken.

Ein paar Minuten später kam Kate ins Bett. Sie lagen nebeneinander auf dem Rücken, viel Platz zwischen sich, und lauschten der Nacht.

»Wirkt das Kava Kava?«

»Ich glaube nicht, dass es irgendetwas bewirkt. Außerdem schlafe ich wohl besser auf dem Sofa. Wenn ich hierbleibe, halte ich dich bloß vom Schlafen ab. Und im Moment kann ich mir nicht vorstellen, überhaupt ein Auge schließen zu können.«

Fünf Minuten später war er fest eingeschlafen. Ein paar Stunden danach wachte er auf und stellte fest, dass Kate sich an ihn gekuschelt hatte, ihr Gesicht an seinem Hals, den Arm über seine Brust gelegt. Er spürte den unvergleichlichen Frieden des Körperkontakts mit einem anderen Menschen. So hat Theresa immer neben mir gelegen, dachte er. Dann schlief er wieder ein.

Der Mond ist hinter Wolken verschwunden. Auch über dem Ozean ist es dunkel. In tausend Meter Tiefe jedoch, wo ein Pottwal über den Meeresboden schwimmt, ist es dunkler als dunkel. Blackfin sucht nach Nahrung. Er ist hungrig und erschöpft. Einen Tag, eine Nacht und noch einen Tag lang hat er die Wale in allen Ozeanen gerufen: Er ist getaucht, hat gerufen, ist wieder aufgestiegen, hat geatmet; ist wieder getaucht, hat gerufen, ist aufgestiegen, hat geatmet. Das Gewicht der Kette an der Schwanzflosse ist kaum zu ertragen, die Stelle ist wundgescheuert und wird sich bald entzünden. Aber diese Qualen muss er aushalten. Wale antworten von überallher. Sie werden zu ihm kommen, und er wird sie anführen. Er muss leben.

Sein Klicken prallt von einer weichen, lebendigen Masse ab. Innerhalb weniger Sekunden schließen sich seine Kiefer um einen Tiefsee-Kraken. Er ist nicht viel größer als ein Mensch und stellt kein Problem dar. Er kaut und schluckt ihn mühelos.

Erneut kommen seine Klicklaute zu ihm zurück. Offensichtlich ein großer Krake, ein Riesenkrake. Früher hat er gern mit dieser Art von Beute gekämpft. Er hat immer noch die Narbe auf dem Kopf, verursacht von den furchterregenden Saugnäpfen eines Riesenkrakens. Jetzt ist er zu alt, zu schwach und zu müde. Er sollte den Gegner besser meiden, aber die Müdigkeit und der Hunger treiben ihn zu einer falschen Entscheidung. Wie ein

Schiff, das die Maschinen nicht mehr rechtzeitig stoppen kann, gleitet er in die sanft leuchtende, weiche Masse hinein.

Die pulsierenden Tentakel des Kraken schlingen sich um ihn und halten ihn fest wie weiß glühender Draht. Der Schnabel des Tiers schließt sich über Blackfins Blasloch. Der Wal versucht, den Kraken abzuschütteln, aber er hält unerbittlich fest. Es bleibt Blackfin nichts anderes übrig, als Luft auszublasen. Er darf nicht sterben, er muss am Leben bleiben. Heftig schießt der Luftstrahl heraus, in den Kraken hinein, und endlich lösen sich die Fangarme, und das Maul des Tiers wird schlaff. Blackfin windet sich, und der Krake fällt von ihm ab.

Jetzt ist Blackfin ohne Sauerstoff, in tausend Meter Tiefe. Ihm ist schwindlig. Die Muskeln seiner Schwanzflosse treiben nutzlos wie Algen im Wasser. Seine Augen pochen, und seltsame Lichtexplosionen verdunkeln seine Sicht. Nur noch sein Wille und sein Bedürfnis nach Sauerstoff lassen ihn weiterschwimmen. Die Kette zieht ihn nach unten, aber er schiebt sich Meter für Meter unter unsäglichen Schmerzen an die Meeresoberfläche, in Richtung der Aufgabe, die vor ihm liegt.

* * *

Rattigans Oberlippe zuckte. Kleine Schweißtropfen bildeten sich auf seiner Stirn.

Es war 6.30 Uhr morgens. Er saß in der Küche. Die Haushälterin war da gewesen und schon wieder weg, wie er es mochte. Sie hatte eine Kanne Kaffee auf die Warmhalteplatte und ein englisches Frühstück in den Backofen gestellt. Aber es blieb unberührt, und als die Haushälterin fünf Stunden später zurückkam,

fand sie außer dem Frühstück im Backofen auch noch die Überreste eines Feuers auf der Küchentheke vor.

Rattigan saß auf einem Hocker, die Tageszeitung vor sich, aufgeschlagen auf Seite vier. »Schiff geht in ›Sperrgebiet‹ unter« lautete die Schlagzeile des zweispaltigen Artikels. Darunter stand: *Das Verteidigungsministerium schweigt sich zu den Fragen unserer Korrespondentin Giselle Kilcroft aus.*

Was habe ich bloß falsch gemacht, fragte er sich, dass ich solche Probleme habe? Wie groß war die Chance, dass etwas an die Presse durchsickert? Er zwang sich nachzudenken: Nur keine Panik, es stehen keine wesentlichen Details drin, es gibt keinen Hinweis darauf, was die *Jasmine* dort gemacht hat. Und so wird es auch bleiben. Zehn Anwälte würden zehn Jahre brauchen, um mir nachzuweisen, dass ich etwas mit dem Schiff zu tun habe. Aber trotzdem ... Er musste vorsichtig sein.

»Verdamm!

Abrupt wechselte er von Erschöpfung zu Wut. Er packte die Zeitung und zerknüllte sie. Aber das war keine sinnvolle Methode, eine Zeitung zu zerstören. Er sprang auf und kramte in der Schublade des Küchenschanks nach Streichhölzern. Er zündete ein an, und die Zeitung ging in Flammen auf.

»Verdammte Journalisten!«, flüsterte er.

Aber er hatte auch seine Post angezündet.

»Verdamm!

fluchte er, als er es merkte. Er hob die Briefe an einer Ecke hoch und warf sie in die Spüle, um Wasser darüberlaufen zu lassen. Dann nahm er die verkohlten, feuchten Umschläge wieder heraus. Auf einem erkannte er Theresas Handschrift. Warum hatte seine eigene Frau ihm einen Brief ge-

schrieben? Und überhaupt, wo war sie eigentlich? Er hatte sie seit zwei Tagen nicht mehr gesehen.

Tony, ich habe dich verlassen. Theresa.

* * *

Der Chauffeur zwang sich, den Blick abzuwenden, um nicht die faszinierende Bewegung der elefantösen Schenkel der Ministerin anzustarren. Erleichtert ließ sich die Verteidigungsministerin in die Lederpolster des Jaguar XJ sinken und sah Downing Street an sich vorbeigleiten. Sie war in Nummer 10 bestellt worden, um zu erklären, warum das Verteidigungsministerium den Untergang eines Schiffs vertuschte, und es war die bisher unangenehmste Stunde ihrer politischen Laufbahn gewesen.

Weiß glühend, dachte sie. Mit diesem Attribut hatten die Zeitungen die Wut des Premierministers beschrieben. Wie unpassend, fand sie, wenn sie bedachte, mit welch finsterer Höflichkeit er sie behandelt hatte. Sein Gesichtsausdruck war immer grimmiger geworden, während sie ihre Ängste und Befürchtungen geschildert hatte. Der Untergang eines unbekannten Schiffs hatte unwillkommene Aufmerksamkeit auf einen empfindlichen Bereich gelenkt, aber im Vergleich zu den wahren Themen war das noch das kleinere Übel. Es gab Wissenschaftler, die die These vertraten, dass Dioxin bei den Walen einen ursächlichen Zusammenhang zwischen der Walkrise und SONAZ zeigte. Das schreckliche Ergebnis der Nekropsie hatte VX in den Walen nachgewiesen, mit allen zu erwartenden ökologischen Konsequenzen. Und am schlimmsten, zumindest in politischer Hinsicht, war die entsetzliche Erkenntnis, dass das

VX wahrscheinlich aus Russland stammte. Adlington zuckte zusammen. Ihr fiel der Moment ein, als dem Premierminister klar geworden war, was sich nicht länger leugnen ließ: dass Großbritannien mit seinem Vorschlag, Europa und die Vereinigten Staaten mögen den Abbau der chemischen Waffen Russlands unterstützen, wahrscheinlich nur ein politisch-kriminelles Netzwerk finanziert hatte.

Die Zahlen waren astronomisch hoch. Es würde weit über eine Million Pfund kosten, auch nur eine Tonne VX sicher am international überwachten Entsorgungsort im St Johnston Atoll im Südpazifik unterzubringen; wenn man sie jedoch einfach ins Meer warf, kostete das wahrscheinlich höchstens fünfzigttausend. Irgendjemand verdiente ein Wahnsinnsgeld damit. Es war ein Skandal, der die Regierung zu Fall bringen konnte.

Sie waren übereingekommen, dass es keine Veranlassung gab, das Problem einzugehen, zumal weder sie noch die Regierung daran schuld waren. Sie würden die Unterstützung für Russland stillschweigend einstellen, und die letzte Initiative, die Beteiligung der Vereinigten Staaten und der EU zu erhöhen, würde in den Mühlen der Bürokratie verschwinden ... Aber es war eine Katastrophe, dachte Adlington traurig. Und dabei hatte sie die Welt doch nur sicherer machen wollen ...

Ihre Position im Kabinett war paradoixerweise ungefährdet. Der Premierminister konnte es sich nicht leisten, sie zu entlassen, ohne dass es peinliche Fragen gäbe. Aber das tröstete sie wenig.

Dünne Sonnenstrahlen drangen durch die schweren Vorhänge und beleuchteten einzelne Dinge: den Türgriff, Kates Fuß, der unter der Decke hervorragte, die blau lackierten Fußnägel. An einer Seite des Betts war ein kleines Fernsehgerät eingeschaltet. Der Ton war so leise gedreht, dass Roddy, der vom Bett aus zuschaute, gerade noch etwas verstehen konnte. Einen Moment lang drehte er sich um und betrachtete Kates Rücken. Sie schlief noch und atmete ruhig und gleichmäßig. Roddy rieb sich die Augen und wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem alten Schwarz-Weiß-Western zu, der über den Bildschirm flimmerte. »Der weiße Mann tötet alles, was er sieht«, sagte ein unglaublich edler Indianer gerade.

Roddy fand es angenehm, im Bett zu liegen, während neben ihm eine schöne junge Frau schlief. Das Gefühl wärmte ihn so wie die Steppdecke, mit der er zugedeckt war. Ihm war klar, dass er jetzt eigentlich aufstehen und sich all den Fragen und Problemen stellen sollte, aber ... Nur noch ein bisschen, gelobte er sich. Außerdem erregte das klagende Heulen aus dem Fernseher erneut seine Aufmerksamkeit; der alte Apachen-Häuptling lag im Sterben.

In den Jahren, in denen er allein gelebt hatte, hatte er Hunderte von schlechten Filmen gesehen. Bei Western empfand er natürliche Empathie mit den Indianern in ihrem vergeblichen Versuch, ihre Welt zu retten. Und gerade diesen Film hatte er bestimmt schon ein halbes Dutzend Mal gesehen. Lippensynchron mit dem Schauspieler formte er den letzten Satz des Sterbenden mit dem Mund:

»In einem toten Land leben nur tote Menschen.«

Kate stöhnte.

»Hä?«

Sie öffnete die Augen und richtete sich halb auf.

»Ach du liebe Güte«, sagte sie.

»Was?«

»Ich habe noch nie mit einem Mann im Bett gelegen, der sich früh am Morgen Western anschaut.«

Der Sohn des nun toten Apachen-Häuptlings beriet sich mit den Stammesältesten über die Bedrohungen für ihre Lebensweise. Er nickte düster, während ein Medizinmann ihm riet: »Das Stahlross, es isst nie, es schläft nie, es galoppiert immer geradeaus.«

Kate drehte sich gähnend um. »Stahlross?«

»Ein Zug.«

Sie nickte, immer noch gähnend.

»Danke«, sagte Roddy und warf ihr einen Blick zu.

»Wofür?«

»Dafür«, antwortete er und zeigte auf das Bett und auf sich.

»Es war genau, was ich brauchte.«

»Kein Problem. Außerdem warst du viel zu kaputt, um auf dumme Gedanken zu kommen.«

»Ich weiß kaum noch, was ein dummer Gedanke ist.«

»Ich wette, deine Erinnerungen daran sind jünger als meine.«

»Was? Bestimmt nicht.«

»Neun Monate, nein, Scheiße, zehn Monate.«

»Hmm.«

»Und du?«

»Etwa vier Jahre«, erwiderte Roddy.

»Oh ...«

»Du hast doch bestimmt keinen Mangel an Angeboten.«

»Ich habe diese blöde Angewohnheit, auf völlig unpassende Männer zu stehen – aber zumindest hat bisher noch keiner im Morgengrauen Western geguckt.«

»So früh ist es auch nicht mehr«, sagte Roddy.

»Wie spät haben wir denn?«

»Ich weiß nicht, neun, halb zehn.«

»Oh, verdammt!«

Kate stand auf.

»Was ist denn?«

»Wieso hast du mich nicht geweckt? Ich dachte, es wäre erst sechs. Wir können doch nicht den ganzen Morgen im Bett verbringen«, erklärte sie. Es hörte sich an, als seien sie ein Paar, das so etwas schon öfter gemacht hatte. Roddy zuckte mit den Schultern. Kate stürmte ins Badezimmer. Als die Tür hinter ihr zuschlug, kam Roddy auf einmal wieder das Mantra der Wale in den Sinn. *Mann-holen-Mann-Fisch-Mann-holen* ... Was bedeutete es bloß?

Er war sich sicher, dass das der Schlüssel zu allem war. Er stand auf. Auf dem Fernsehbildschirm erschien ein Stahlross, das unermüdlich Dampfwolken ausstoßend durch die amerikanischen Ebenen ratterte. Das Geräusch der Räder auf den Schienen war rhythmisch und regelmäßig und mischte sich mit Roddys Gedanken, bis es sich anhörte wie *Mann-holen-Mann-Fisch-Mann-holen-Mann-Fisch-Mann-holen-Mann-Fisch* ...

* * *

Der Küstenort Blackpool in Lancashire rüstete sich für den zweiten Samstag im August, den belebtesten Tag des Jahres.

Bleiche Mädchen in Fish 'n' Chips-Buden ließen säckeweise Kartoffeln durch die Schneidemaschine laufen; erschöpfte Angestellte in Spielhallen ließen mürrische Jugendliche und Frauen mit harten Augen, die ihre Geldbörsen fest umklammerten, herein; der Abfall auf der Promenade war schon seit Langem weggeräumt worden, und auf den Bänken saßen alte Damen mit ihrem Strickzeug.

Der Wetterbericht hatte einen heißen Tag versprochen. Schon jetzt war der Strand bereits halb voll mit Tagesgästen und Urlaubern. In einer schäbigen kleinen Hütte in der Nähe des Nordpiers vollendete Arnie, der Liegestuhlvermieter, gerade sein morgendliches Ritual. Wie an jedem Morgen in der Saison seit über zwanzig Jahren aß er ein Sandwich mit Schinken, trank eine Tasse Tee, schlug die *Sun* auf, drückte eine Zigarette aus, zündete eine neue an und ging dann – genau zehn Minuten zu spät – den Strand entlang zu den aufgestapelten Liegestühlen.

Er war ein ausgemergelter, kettenrauchender, nörgeliger vierundsechzigjähriger Witwer, der noch nie wissentlich einen Satz von mehr als vier Wörtern Länge ausgesprochen hatte, in dem nicht das Wort »Scheiße« oder etwas Ähnliches vorkam. Jetzt stand er da, zog hektisch an seiner Zigarette und beäugte gereizt die jungen Burschen, die ihm mit den Liegestühlen halfen.

»Macht euch an die Arbeit, ihr Scheißkerle!«

Es waren drei junge Männer: zwei ungewaschen aussehende Typen, die Arnie im Verdacht hatte, vor der Polizei auf der Flucht zu sein, und ein Student, der sich in den Semesterferien etwas dazu verdiente. Arnies Fluch waren die ständig wechselnden Aushilfskräfte, die er ertragen musste. Die Arbeit war nicht nur saisonal und schlecht bezahlt, sie unterlag auch Arnies spe-

ziellem Führungsstil. Dadurch war sie nur für diejenigen interessant, die zu nichts anderem taugten. Im Schnitt blieben sie zwei Wochen, bevor sie sich wieder davonmachten.

Arnie warf ihnen Schlüssel zu, und sie begannen die Sicherheitsschlösser zu öffnen und die Ketten einzusammeln. Arnie spuckte in den Sand.

»Und steckt euch bloß nichts in die eigene Tasche, Scheiße noch mal!«

Sie schnallten sich die Geldbeutel um, die Arnie ihnen gab, und begannen, die Liegestühle auf dem Strand zu verteilen.

Arnie spuckte erneut aus, als er ihnen zuschaute. Nutzlose Scheißkerle, vor allem der langhaarige Student.

Andrew – der Langhaarige – studierte Betriebswirtschaft an einer Fachhochschule in Bolton. Er wollte den Strandjob mindestens drei Wochen lang durchhalten. Er war viel an der Sonne – vorausgesetzt, sie schien, was oft genug nicht der Fall war –, bekam das Geld bar auf die Hand und konnte attraktive Mädchen anquatschen.

Nachdem er acht Liegestühle aufgestellt hatte, zog er sich das Hemd aus. Er war nicht der intelligenteste Student an seinem College, und eigentlich war sein Interesse an Betriebswirtschaftslehre auch nicht besonders groß; aber er hatte einen guten Körper und war sehr stolz darauf. Er steckte das Hemd in den Bund seiner Shorts. Es war großartig, die Sonne auf den Schultern und die leichte Brise in den Haaren zu spüren. Bei so einem Wetter kam ihm Blackpool wie Ibiza vor ... in etwa jedenfalls, dachte er, als sein Blick über den schwabbeligen, weißen Bauch eines Mannes glitt, der sich am Strand sonnte.

Er blickte aufs Meer hinaus und lächelte wieder; die Sonne schien, er hatte beste Laune, und die Welt war schön.

* * *

Kate stand unter der Dusche und spülte sich gerade das Shampoo aus den Haaren und die Seife vom Körper. Sie hatte die Augen geschlossen, und das Wasser prasselte so laut auf sie herunter, dass sie nichts hörte. Plötzlich wurde der Duschvorhang zur Seite geschoben.

»Stahlross!«, rief Roddy.

Sie schrie auf und wäre vermutlich vor Schreck umgefallen, wenn er sie nicht an den Handgelenken gepackt hätte.

»Stahlross!«

»Was zum Teufel machst du hier?«, schrie sie erbost. »Ich hätte fast einen ...«

Erneut kreischte sie auf, als er sie aus der Dusche zerrte.

»Lass mich *los*, Himmel, was willst ...«

Ohne auf ihren Protest zu achten, zog er sie aus dem Badezimmer und ins Schlafzimmer.

»Sieh dir das Stahlross an! Wunderschön! Fantastisch!«

Auf dem Bildschirm wurde der Zug, der durch die amerikanische Prärie fuhr, immer kleiner, bis er schließlich am Horizont verschwand. Wütend riss Kate sich los. Sie ergriff einen Bettüberwurf, der auf einem Sessel lag, und wickelte sich darin ein. Roddy schien zum ersten Mal zu realisieren, dass er eine junge Frau – nackt, schreiend und gegen ihren Willen – aus der Dusche herausgezerrt hatte. Die beinahe hysterische Ekstase, die sich auf seinem Gesicht abgezeichnet hatte, schwand.

»Wie ...« Kate blickte sich hilflos im Zimmer um, als suchte sie nach den richtigen Worten für sein ungeheuerliches Betragen. »Wie kannst du es wagen!«

Sie drehte sich auf dem Absatz um und stürmte wieder ins Badezimmer. Die Filmmusik wurde lauter, und der Abspann rollte los.

»Oh, Mist!«, sagte Roddy.

Er versuchte, ihr ins Badezimmer zu folgen, aber die Tür war verschlossen.

»Kate? Kate!«

»Hau ab!«

»Es ist wichtig!«

»Was?«

»Ich habe doch gesagt, es ist wichtig – Kate, es geht um den Code!«

»Geh weg!«

Das Wasser in der Dusche wurde abgedreht.

»Hör zu«, sagte er in die Stille hinein. »Ich habe den Code geknackt.«

Sie schwieg.

»Und wie lautet er?«

»Denk an das Stahlross!«

»Lass deine Spielchen! Dazu bin ich nicht in der Stimmung!«

»Okay, denk an ein Stahlross, das ein Zug ist, und dann denk in ähnlicher Weise an die Worte ›Mann Fisch‹. Hörst du mich? Die Wale sagen ›Mann holen Mann Fisch‹, und sie meinen ›MANN muss einen MANNFISCH HOLEN‹. Ein Mannfisch, Kate, was könnte ein Mannfisch sein?«

Hinter der Badezimmertür herrschte Schweigen. Dann bewegte sich der Türgriff unter Roddys Hand. Kate öffnete die Tür einen Spaltbreit und spähte hinaus, in ein Handtuch gewickelt.

»Ein U-Boot?«

Er grinste sie an. Die Tür flog auf, und sie warf sich ihm in die Arme. Lachend und jubelnd tanzten sie durchs Zimmer.

9

Sie diskutierten gerade, was sie als Nächstes tun sollten – Roddy wollte sofort eine Pressekonferenz abhalten, Kate wollte erst noch mehr Information und Beweise sammeln –, als sich das Thema durch einen Anruf von Ally Rattigan erledigte.

»Hallo? ... Ally? ... Nein ... Nein, ich habe noch keine Zeitung gelesen ... Nein, Nachrichten habe ich auch nicht gesehen ... Äh, das ist nicht ganz leicht zu erklären ... Ich verstehe ... Ach du lieber Himmel ... Warten Sie mal, ja?«

Er legte seine Hand über die Sprechmuschel und sagte: »Der Mann ist ein Phänomen.«

»Was ist los?«

»Du weißt doch noch, was Ally gestern Abend über das Wort ›Jasmine‹ gesagt hat.«

»Ich weiß nur, dass sie es erwähnt hat.«

»Wir haben vor lauter Western-Gucken und jubelnd Auf-und-ab-Springen eine interessante kleine Geschichte verpasst. In SONAZ ist ein Schiff namens *Jasmine* gesunken. Und da Rattigan Schiffe besitzt ...«

»Hat sie Beweise?«

»Ich weiß nicht.«

»Kann ich mit ihr sprechen?«

In Hampstead saß Ally in ihrem Zimmer. Ihr Vater hatte sie immer ermutigt, ihr Zimmer unverändert zu lassen. An den Wänden hingen Poster von Popgruppen, für die sie vor fünf Jah-

ren geschwärmt hatte, und das Zimmer war zum letzten Mal neu eingerichtet worden, als sie elf war. Es sah aus wie eine Zeitkapsel aus ihrer Jugend.

»Oh, hallo«, sagte sie, als Kate ans Telefon kam. »Nein, ich bin in Ordnung ... ein bisschen traumatisiert ... Meine Mutter hat ihn verlassen, und er kann es einfach nicht glauben, deshalb ist es hier etwas, äh, seltsam ...« Ally blinzelte wütend gegen die Tränen an, die ihr in die Augen traten. Seltsam, dachte sie, na, das ist die Untertreibung des Jahres ... »Nein, Kate ... Kate, ich weiß nicht ... Er ist ganz durcheinander wegen der Geschichte in der Zeitung. Er ist unten in seinem Büro und macht da Gott weiß was ... Ich kann zu ihm gehen, um Hallo zu sagen, aber das ist auch schon alles, ich kann auf keinen Fall herumschnüffeln ... Nein, unmöglich, ich bin der einzige Mensch auf diesem Planeten, der im Moment in seine Nähe kommen darf ... Es muss doch genügen zu wissen, dass er etwas mit dieser *Jasmine* zu tun hat ... Hm ... Oh ...«

Ally stöhnte innerlich. Kate hatte sie gefragt, ob sie ihren Vater nicht ablenken könne, damit jemand anders herumschnüffeln konnte.

»Ja, das kann ich. Fragen Sie mich nur nicht, wie ... Ist schon gut ... Kate, ich muss Sie warnen. Wenn er Sie hier findet, dann, Gott, dann weiß ich nicht, was er tun wird. Es klingt verrückt, aber ich glaube, er ... er würde Sie umbringen.«

* * *

Hundert Meter unter der Oberfläche schwamm eine Gruppe von einigen Hundert Walen gerade in die Irische See. Die Zu-

sammensetzung der Gruppe war einzigartig. Alle möglichen Walarten waren vertreten und darüberhinaus noch Delphine, die geschmeidig zwischen den größeren Tieren hin und her sprangen.

Die Herde wurde von einem Pottwal angeführt. Er hatte die bedrängende Enge so flacher Gewässer noch nie erlebt. Bisher hatte der junge Bulle sich nur in der unendlichen Weite des Pazifiks aufgehalten. Tagelang war er geschwommen, bis er zwischen den Spitzen der Antarktis und den amerikanischen Halbinseln durch den Südatlantik in den Nordatlantik gelangt war. Er hatte Blackfins Rufe gehört und darauf geantwortet, und auf seiner langen Reise hatten sich die anderen ihm angeschlossen. Es waren mittlerweile mehr als dreißig Pottwale, Männchen und Weibchen, ausgewachsene und junge Tiere. Hinter der Spitze Südamerikas waren zwanzig Zwergwale hinzugekommen, zwölf Seiwale waren fast von Anfang an dabei gewesen, und weitere fünfzehn hatten sich ihnen noch angeschlossen. Die Bryde-Wale waren im Südatlantik aufgetaucht, die Finnwale waren nach und nach hinzugekommen, ebenso wie die exotischen Delphinarten.

Das Faszinierendste an dieser ungewöhnlichen Herde, die sich rasch vorwärts bewegte, war die Zahl der Blauwale: Fünfzig dieser massigen Geschöpfe, tausendmal schwerer als der kleinste Delphin, schwammen dicht gedrängt mitten in der Gruppe.

Ihre Reise war unentdeckt geblieben, da sie nicht in Massen an die Oberfläche gestiegen waren, um zu blasen. Wenn es nötig war, entfernten sich einzelne Tiere von der Gruppe und schwammen eine Zeit lang an der Oberfläche, damit sie wieder tauchen konnten.

Als die Walherde durch die Irische See auf Irland und England zuschwamm, schloss sich ihr eine zweite, noch größere Herde an, sodass es insgesamt etwa neunhundert Tiere waren.

Eine Stunde später folgte eine dritte Herde. Und mit einer halben Stunde Vorsprung führte Blackfin eine vierte an.

* * *

Da sie theoretisch ihr Leben als Tochter aus reichem Hause wieder aufgenommen hatte, fuhr Ally auch wieder mit ihrem Mercedes SLK 230 herum. Jetzt bog sie von der Bishops Avenue in die Einfahrt des Hauses ein. Die Tore öffneten sich langsam, und sie fuhr an den Sicherheitsleuten in ihrem Häuschen vorbei in die Tiefgarage hinein.

In der plötzlichen Stille saß sie ein paar Sekunden lang wie erstarrt da. Dann atmete sie tief durch. Sie drückte auf einen Knopf, und der Kofferraum ging auf.

Im Kofferraum lag Kate, Hände und Füße gegen die Seiten gedrückt, schweißüberströmt. Sie blinzelte in das Licht.

»Alles in Ordnung?«, fragte Ally.

Kate richtete sich auf.

»Es ist sogar noch schlimmer, als es in Filmen aussieht.«

»Bin ich zu schnell gefahren?«

»Ich habe keine Ahnung«, erwiderte Kate und reichte Ally die Hand, um sich von ihr aus dem Kofferraum helfen zu lassen.

»Kate, ich habe Angst.«

»Es passiert schon nichts. Denk einfach daran, dass in einer Stunde alles vorbei ist.«

»Was ist mit dir? Hast du gar keine Angst?«

»Es wird schon alles gut gehen«, erwiderte Kate.

Ich mache mir vor Angst fast in die Hose, dachte sie Sie war mit Roddy übereingekommen, dass er am Nachmittag die Pressekonferenz abhalten sollte, ob mit ihr oder ohne sie. Wenn sie dabei war, würde sie hoffentlich Rattigans Verbindung zu den Verbrechen beweisen können; wenn sie jedoch Schwierigkeiten bekam und Roddy ohne sie anfangen musste ... Aber darüber will ich jetzt nicht nachdenken, sagte sie sich.

»Gib mir die Autoschlüssel«, verlangte sie, wobei sie sich fragte, warum Ally solche Angst hatte; klar, es war nicht gerade angenehm, den eigenen Vater zu täuschen, aber das war doch nichts im Vergleich zu den Gefahren ihrer Rolle. Und wie hatte sie sich überhaupt zurechtgemacht?, dachte Kate. Das viel zu weit ausgeschnittene Kleid, das Make-up – sie sah aus wie eine Fünfzehnjährige, die versucht, in ein Pub zu kommen ...

Vorsichtig schllichen sie über die Treppe nach oben.

Ally drehte sich der Magen um, als sie daran dachte, wie ihr Vater sie gestreichelt hatte.

* * *

Die Sonne strahlte auf den Strand von Blackpool herunter, als ob der Ort in der Karibik läge. Tausende ließen sich von ihren Strahlen grillen, blasse Haut wurde langsam rötlich. Andrew, der Liegestuhl-Aufsteller, schlenderte durch die Reihen der Badegäste. Er hielt Ausschau nach einem Mädchen. Vor seinem geistigen Auge sah er sie bereits vor sich: Sie ist allein, dachte er, sie ist blond, hat riesige Titten, die aus einem viel zu engen

Bikini-Oberteil quellen, und, äh ... na ja, so in etwa, beschloss er. Allein, blond, riesige Titten. Allein, blond, riesige Titten ... »Alles klar, meine Liebe«, sagte er freundlich zu einer Rentnerin, die für ihren Liegestuhl bezahlte. »Heiß genug für Sie?«

»Oh ja«, erwiederte die alte Dame kichernd, als hätte er einen tollen Witz erzählt.

»Wo ist denn dann Ihr Bikini?«

»Ach, Sie frecher Halunke!«, erwiederte sie entzückt.

Andrew blickte an sich hinunter und bewunderte seine Brustmuskeln und seinen flachen Bauch. Geschickt duckte er sich, um einem Frisbee auszuweichen, und da sah er sie.

Sie war nicht blond, und sie hatte auch keine riesigen Titten – sie war rothaarig mit einer durchschnittlichen Figur –, aber sie war allein. Ihr Liegestuhl stand zwischen den Lagern von zwei großen Familien. Er umrundete die Hindernisse, bis er vor ihr stand. Sie hatte die Augen geschlossen, sodass er in Ruhe ihren Körper betrachten konnte. Sie trug einen schlichten blauen Bikini, und ihre Haut war verführerisch glatt.

Er schüttelte die Lederbörse, die er an einem Gurt um die Taille trug, und die Münzen klimperten.

»Aufwachen.«

»Hm?«

»Eingeschlafen?«

Sie sah ihn stirnrunzelnd an.

»Wie viel kostet es?«

»Das kommt drauf an.«

»Worauf?«, fragte sie und beschattete ihre Augen mit der Hand.

»Es kostet zwei Pfund für Hackfressen, fünfzig Pence für Schönheiten und ein Pfund für alles dazwischen.«

»Ach ja?«

»Ja.«

»Und für mich?«

»Für dich ist es absolut gratis und umsonst, es kostet dich keinen Penny.«

* * *

Immer wieder drängte sich ihm ein Bild auf, ganz gleich, wie verbissen er arbeitete: ein Mann und eine Frau, beide sehr blass, die ihm zum Abschied zuwinkten. Er trug einen Hut, sie umklammerte einen Teddybär ... Rattigan schüttelte heftig den Kopf. Lasst mich in Ruhe, befahl er.

Es waren seine Eltern. All die Jahre im Waisenhaus hatten sie ihn so besucht. Danach waren sie nicht mehr so oft gekommen, nur in Zeiten wie diesen. Rattigan verstand nicht viel von Symbolen, aber selbst er erkannte, dass dieses Bild das Entsetzen, verlassen worden zu sein, darstellte. Und Theresa hat mich verlassen, dachte er. Und damit kam das Bild zurück, das Gesicht seines Vaters ausdruckslos, das seiner Mutter leicht irritiert.

»Daddy? Daddy?«

Ally kam die Wendeltreppe in die Büroräume ihres Vaters im Keller herunter. Das Herz schlug ihr vor Angst bis zum Hals, und sie musste sich anstrengen, genügend Besorgnis in ihre Stimme zu legen. Ihr Vater saß gerade an seinem Schreibtisch und schrieb hastig. Überall auf dem Boden und den Möbeln war Papier verstreut.

»Daddy?«

Er antwortete nicht. Was mit Ally passiert war, stellte eine andere Art von Verrat dar, und er zog es vor, das auszublenden.

»Daddy.«

Endlich schaute er auf, aber in seinen dunklen Augen konnte sie nichts lesen. Wenigstens war er nicht so in Rage wie noch ein paar Stunden zuvor.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte sie.

Er blickte sie durchdringend an, dann wandte er sich wieder seiner Arbeit zu. Er hob die Hand, schrieb seinen Text zu Ende, las ihn noch einmal durch und steckte ihn dann ins Faxgerät. Als er das Fax losgeschickt hatte, blickte er auf seine verstreuten Unterlagen. Verwirrt runzelte er die Stirn.

»Daddy?«

Ohne sie anzusehen, bedeutete er ihr, zu ihm zu kommen. Sie blieb ein paar Schritte von ihm entfernt stehen und musterte ihn von der Seite. Er starzte auf seinen Schreibtisch.

»Weißt du, vor ein paar Tagen ...«, knurrte er. Seine Stimme klang ganz anders als sonst.

Sie schüttelte den Kopf, als wolle sie sagen: Sprich nicht darüber.

»Ich habe zurzeit viel Stress«, sagte er. »Der Druck war in den letzten beiden Wochen sehr groß, Ally ... Es tut mir leid.«

Das klang gut. Er war sehr zufrieden mit sich. Jetzt, wo er es ausgesprochen hatte, klang es nicht nur annehmbar, sondern wirklich aufrichtig.

Zu ihrer Überraschung musste Ally feststellen, dass es ihr schwerfiel, kein Mitgefühl für ihn zu empfinden, obwohl sie doch wusste, was er ihrer Mutter angetan hatte.

Sie räusperte sich: »Stehst du immer noch so unter Druck?«

Er presste seine Fingerspitzen an die Schläfen.

»Ich komme schon damit klar.«
»Was sind das alles für Papiere?«
»Das sind nur Kleinigkeiten.«
»Was für Kleinigkeiten?«
»Nicht die Art von Kleinigkeiten, um die ich mich sonst so kümmern muss.«

»Was ist es denn?«

Er seufzte schwer und kramte in den Papieren.

»Laderechnungen, Hypothekenbriefe, Frachtpapiere, Bootsscharter, Solawechsel, Schuldscheine und solche Sachen.«

»Ach so.«

»Sie ist weg, weißt du.«

»Was?«

Rattigans schwerer Kopf bewegte sich langsam von einer Seite auf die andere. Er hatte versucht, sich zu fragen, warum Theresa gegangen war, aber es war so schwer, die demütigenden, wütenden und erstaunten Gefühle aus seinem Kopf zu verbannen. Ein Schauer überlief ihn. Seit sie weg war, hatte er sich nicht mehr unter Kontrolle.

Er drückte Daumen und Zeigefinger auf die Augen.

»Soll sie doch gehen«, murmelte er. »Wir brauchen sie nicht, stimmt's?«

»Nein«, flüsterte Ally rau.

»Du wirst mich nie verlassen, Ally, nicht wahr?«

Sein Tonfall klang flehend und fordernd zugleich. O Gott, dachte Ally, das ist der richtige Moment. Sie dachte an Kate oben, die darauf wartete, herunterzukommen. Sie legte ihre Hand auf seine Schulter und drückte sie.

»Nein, Daddy.«

Ihre Stimme klang tonlos und tot; aber er würde das nicht merken.

Seine Hand glitt zu ihrer, er ergriff sie, und ihre Finger verschränkten sich, wie bei einem Liebespaar. Als Ally sich über ihn beugte, fuhr ihr durch den Kopf, wie er einmal – sie war sechzehn gewesen – abends in ihr Zimmer gekommen war und sie zudeckt hatte. Er war leicht angetrunken gewesen, und seine Hand hatte wie unabsichtlich ihre Brust gestreift.

»Mach dir keine Sorgen, Daddy«, hauchte sie und beugte sich so dicht über ihn, dass er ihre duftende Haut riechen konnte.

»Ally«, grollte er.

Halbherzig versuchte er, sie wegzustoßen.

»Armer Daddy, armer Daddy.«

Sie stand aufrecht neben ihm und drückte seinen Kopf an ihren Bauch. Er schlängelte die Arme um ihre Taille. Sie musste ihn hier herausholen. Sie tätschelte seine Arme und sagte: »Komm, Daddy, wir gehen nach oben. Du musst dich von all deinen Sorgen ausruhen.«

Er schüttelte den Kopf.

»Daddy, sei nicht albern.«

»Ich muss auf ein Fax warten«, murmelte er.

Verzweifelt blickte sie auf seinen Scheitel. Am liebsten hätte sie ihn an den Ohren aus dem Raum gezerrt. Was soll ich jetzt tun?, dachte sie voller Panik. Was soll ich denn jetzt tun?

* * *

Als die Stimmen im Untergeschoss leiser wurden, überlegte Katerine fieberhaft, wie sie es am besten anstellen sollte. Sie wartete

zehn Minuten, dann schlich sie leise die Wendeltreppe hinunter. Nach zwei Dritteln blieb sie stehen, um den Raum in Augenschein zu nehmen. Sie sah die Papiere, die überall verstreut waren, den Computer und die anderen Geräte. Hervorragend. Von Rattigan oder Ally war nichts zu sehen. Wo mochten sie sein? Wahrscheinlich hinter dieser geschlossenen Tür. Rasch huschte sie hinunter an den Schreibtisch. Jetzt musste sie nur noch ein Dokument finden, auf dem »Jasmine« stand.

Sie raffte einen Teil der Papiere vom Schreibtisch zusammen und stellte sich an den Fuß der Wendeltreppe, damit sie wenigstens den Versuch machen konnte zu fliehen, falls der Mann auftauchte. Rasch überflog sie das erste Blatt. BIMCO VERSCHIFFUNGSFORMULAR. Das schien eine Art Vertrag zwischen einem Schiffseigner und einem Betreiber zu sein, in dem es um ein Schiff namens *Baltic Express* ging. Das nächste Dokument enthielt eine Registrierungsnummer, die Zypern für einen Kreuzer namens *Grendel* ausgestellt hatte. Alles Fotokopien, sagte Kate sich, als sie die Blätter durchsah. Das dritte Blatt war ein Dokumenten-Akkreditiv, ausgestellt von der International Iberian Bank über eine Zahlung von 1231450 Pfund bei Erhalt von Dokumenten bezüglich einer Ladung Kaffeebohnen auf einem Schiff namens *Indigo*. Hastig blätterte Kate weiter, aber nach fünf Minuten hatte sie immer noch nichts gefunden, was auf die *Jasmine* hinwies. Obwohl es völlig unterschiedliche Dokumente waren, betrafen fast alle dieselben vier Schiffe: *Baltic Express*, *Grendel*, *Gold Rush* und *Indigo*.

Die Tatsache, dass Rattigan da unten hinter dieser Tür war, machte sie nervös. Als sie zum Schreibtisch zurückschlich, um sich die restlichen Unterlagen zu holen, fragte sie sich, womit

Ally ihn wohl ablenkte. Was war hinter dieser Tür? Ein Fernsehzimmer? Eine Küche? Tranken sie zusammen gemütlich eine Tasse heißen Kakao?

Ihr Blick fiel auf einen Monitor über Rattigans Schreibtisch. Das Bild war schwarz-weiß und die Qualität nicht besonders gut, aber als Kate näher heranging, erstarrte sie ungläubig.

Dann jedoch raffte sie die restlichen Papiere in fieberhafter Eile zusammen. Wo waren nur die Beweise? Rattigan, Jasmine, Rattigan, Jasmine, die Wörter müssen doch hier irgendwo stehen, dachte sie. Wo sind sie nur?

Sie konzentrierte sich so sehr, dass sie vor Schreck fast umfiel, als das Telefon klingelte. Panisch blickte sie zum Monitor auf das Bild von Rattigan und Ally.

Hinter der geschlossenen Tür des Personalbüros erstarrte Ally neben der massiven Gestalt ihres Vaters. Sie lagen auf dem Boden und hielten einander umschlungen, fast wie ein Liebespaar. Es klingelte viermal, und dann sprang der Ton um und signalisierte ein ankommendes Fax. Rattigan löste sich von ihr und richtete sich auf. Er rieb sich die Augen, hielt sie aber fest geschlossen. Woran mochte er wohl denken?, fragte sich Ally. Geh nicht aus dem Zimmer, befahl sie ihm stumm, geh nicht.

»Armer Daddy«, sagte sie.

Als er die Augen öffnete und sie anschauten, sah er in ihren Pupillen sein Miniaturspiegelbild: ein massiger Mann, der schwer atmete. Was tust du hier?, quälte er sich. Du bist obszön. Er wusste, dass er nicht weiter gehen würde, aber er wusste auch, dass er es gern wollte.

»Wichtiges Fax«, murmelte er und erhob sich schwankend.

Auf der anderen Seite der Tür sah Kate voller Entsetzen, dass er aufgestanden war.

Er hatte seine Hand bereits auf den Türgriff gelegt, als Ally sagte: »Daddy, geh noch nicht. Ich brauche dich.«

Wie in Trance ließ er sich von ihr wieder zurückziehen. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, erneut die Arme um sie zu schlingen.

Kate atmete erleichtert auf, als sie sah, dass Rattigan zurück zu seiner Tochter ging. Ich muss hier weg, dachte sie. Rasch durchwühlte sie noch einmal die Papiere, wobei sie sich kurz wunderte, dass sie sich um vier andere Schiffe drehten, während doch die *Jasmine* Rattigans Problem war. Die Schiffe kamen ihr bemerkenswert ähnlich vor, die gleichen Maße, die gleiche Tonnage, das gleiche Ladegewicht, die gleichen Pferdestärken ... sogar die Schiffsschrauben hatten die gleichen Maße. Warum?, fragte sie sich. Was bedeutet das?

Aus einem Impuls heraus griff sie nach dem Fax, das gerade gekommen war.

Rückwirkende Registrierung Geronimo II durchgeführt, aus Indigo (März 96) wird Geronimo II (Dezember 98), Jasmine hat es offiziell nie gegeben. Forderung 2 Mill. Pfund, um Details zu vertuschen, vor allem Klassifizierungsbüro in Belize, Versicherer in Monte Carlo.

Die vier Schiffe, *Baltic Express, Grendel, Gold Rush, Indigo* ... Hastig überprüfte sie die Daten. Die Papiere der *Baltic Express* stammten aus den frühen Neunzigern bis 2002; die Dokumente der *Grendel* waren von 2002 und 2003; *Gold Rush* von 2003 bis 2005; *Indigo* von 2005 bis Dezember 2007 ... Das sind nicht vier Schiffe, wurde ihr klar, das ist ein Schiff mit vier Namen, und die Dokumente, die ich hier in der Hand halte, belegen seine Geschichte.

Sie stopfte den gesamten Stapel zum Transport in den Papierkorb; zwar nicht das Fax, aber jedes Blatt Papier, das lose herumlag. Außerdem nahm sie den massiven gläsernen Briefbeschwerer mit. Oben auf der Wendeltreppe ließ sie ihn fallen. Er zersplitterte auf den Fliesen des Untergeschosses.

Es hatte Rattigan getröstet, seine Tochter im Arm zu halten, und er war beinahe eingeschlafen. Jetzt rappelte er sich auf und sagte: »Hey ...«

Oben an der Treppe wartete Kate, bis die Tür des Personalbüros aufging, und sie hörte, wie Rattigan an seinen Schreibtisch eilte. Dann drehte sie sich auf dem Absatz um und rannte in die Tiefgarage. Sie stieg in den Kofferraum, schloss die Klappe und wartete auf Ally.

»O Gott«, murmelte Victoria Adlington zu Hause in ihrem georgianischen Stadthaus in Bloomsbury.

Gleich würde Downing Street am Telefon sein, aber darüber hinaus hatte sie keine Ahnung, was als Nächstes passieren würde. Die spektakulären Behauptungen von Ormond und Gunning in ihrer hastig einberufenen Pressekonferenz – wie kamen die beiden überhaupt darauf, wieder zusammenzuarbeiten?, fragte sie sich – waren zu bizarr, als dass man sie verstehen konnte. Sie spielte die Aufzeichnung noch einmal ab. Ormonds Worte kamen ihr vor wie Schlüsselpunkte: »Mein Freund Derek Petersen hat Selbstmord begangen, weil er dazu gezwungen wurde, die gestrandeten Wale zu töten ... Die Nekropsien sind nicht freigegeben worden, aber wir haben den Beweis dafür, dass sie eine alarmierende chemische Kontamination von SONAZ enthüllen ... Die Sequenz der Laute, die die Killerwale ständig wiederholen, ist ein einfacher Code, der ...« Adlington zuckte zusammen. Es war wirklich übel. Die Medien und die Öffentlichkeit würden sich darauf stürzen, so viel war sicher. Der Druck auf die Regierung, Ormonds und Gunnings Analyse zu akzeptieren, würde enorm sein.

Jetzt redete Kate Gunning über einen Mann namens Tony Rattigan – Adlington hatte irgendwann schon einmal von ihm gehört. »Rattigan hat nicht nur die Tötung der Wale veranlasst, er hat auch die Kadaver verkauft, und zwar an ... Das Schiff, das

in SONAZ gesunken ist, gehörte ihm ... Ein Gebiet, das von der britischen Regierung über viele Jahre hinweg vergiftet worden ist, wird jetzt erneut kontaminiert ... Dr. Ormond und ich verlangen, dass den Walen Gehör geschenkt wird – wir wollen dieses U-Boot, und wir wollen dabei sein, wenn es den Meeresgrund in SONAZ untersucht ...«

Adlington betrachtete die Gesichter der beiden. Einige ihrer Behauptungen entsprachen ihren eigenen Befürchtungen. Aber der Rest schien ihr so abwegig, dass es einfach nur lächerlich war. Sprechende Wale?, dachte sie; Wale, die nach einem U-Boot verlangen? Also wirklich ...

Trotz des Drucks, unter dem sie stand, war sie entschlossen gewesen, einen ganz normalen Samstag zu verbringen: nur sechs oder acht Stunden Arbeit statt der üblichen vierzehn, und am Abend vielleicht ins Konzert. Und jetzt das. Sie blickte auf ihre Hände und stellte fest, dass sie unbewusst öffnete und schloss. Aus dem Obergeschoss kamen die lieblichen Töne einer Violine, die melancholischen Klänge eines Musikstücks, das sie eigentlich kannte, momentan aber nicht ganz einordnen konnte. Ihr Mann war Konzertgeiger, schüchtern, liebevoll und völlig unpolitisch. Sie wurde nie müde, ihm beim Üben zuzuhören.

Sie streckte sich auf einem verschlissenen alten Sofa aus, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte. Die Federn ächzten leise. Sie legte die Hand auf ihren mächtigen Bauch, während sie weiter dem Geigenspiel ihres Mannes lauschte. Ach ja, das Violinkonzert von Elgar, fiel ihr ein. Aber das war jetzt auch kein Trost.

Wenn das Worst-Case-Szenario stimmte – SONAZ schon früher durch britisches Gift und jetzt erneut durch russische Umweltgifte verschmutzt worden war, deren Entsorgung auch

noch von Großbritannien finanziert wurde –, dann hätte das furchtbare Konsequenzen. Zum einen würde im Nordatlantik die Fischfangindustrie zusammenbrechen; man bedenke bloß, in welch astronomischen Höhen sich die Entschädigungen Großbritanniens für die Nationen im Norden bewegen würden. Ob die Regierung dann stürzen würde?

Ihr Instinkt war, alle Behauptungen ernst zu nehmen und den Meeresgrund von SONAZ tatsächlich untersuchen zu lassen. Aber zu den Bedingungen der Regierung, dachte sie, unter der Kontrolle der Regierung; die Vorstellung, dass sich dieses merkwürdige Paar mit in ein U-Boot setzte, war völlig unrealistisch, sie würden viel zu viele Probleme verursachen.

»Roddy Ormond wurde an den Pranger gestellt, als er das Wal-Krisenkoordinationsteam leitete«, sagte ein aufgeregter Journalist auf der Pressekonferenz gerade in die Kamera, während seine Kollegen hinter ihm drängelten, schubsten und schrien, »aber er hat zumindest etwas getan. Seit er von diesem Posten entfernt wurde, ist so gut wie gar nichts mehr geschehen. Wir erwarten die offizielle Reaktion auf diese Pressekonferenz mit äußerstem Interesse, vor allem im Hinblick auf die außergewöhnliche Forderung nach einem U-Boot.«

Das Telefon begann zu klingeln. Adlington hielt die Aufzeichnung an. Ich frage mich, ob ich überhaupt noch Kabinettsministerin bin, dachte sie und ergriff den Hörer.

Fünf Minuten später wurde sie in die Downing Street gefahren, um an einer Notfallsitzung teilzunehmen, die der Premierminister höchstpersönlich leitete.

Seine Frau hatte ihn verlassen. Irgendein Eindringling hatte stat-
pelweise belastende Dokumente gestohlen. Und als er fassungs-
los in seinem durchwühlten Büro stand, war Ally rasch an ihm
vorbeigeeilt. Sie hatte ihm einen ganz merkwürdigen Blick zu-
geworfen und war die Treppe hinaufgelaufen. Schlimmer konn-
te es eigentlich nicht mehr werden, und dann hatte Ormond
auch noch eine Pressekonferenz gegeben. Ormond ...

Verwirrt sah er zu, wie sie immer wieder im Fernsehen wieder-
holt wurde: Ormond hat gegen mich gearbeitet, Ormond ist im
Besitz meiner Papiere ... Es war eine Katastrophe, und er hat-
te das Gefühl, sein Leben sei endgültig vorbei. Niemand mag
mich, dachte er. Niemand hat mich je gemocht, niemand wird
mich je mögen ... und jetzt bin ich erledigt.

Er wankte durchs Haus und suchte nach Ally, die er jetzt
mehr als je zuvor brauchte. Und dann stieß er in der Eingangs-
halle auf das, was sie ihm hinterlassen hatte.

Eine halbe Stunde später saß er immer noch zusammenge-
sunken dort. Sie hatte einen Stapel Kleider neben die Haustür
gelegt: hübsche Kleider, Schulmädchenröcke, weiße Kniest-
rümpfe und niedliche Pyjamas. Jedes Teil war sauber gefaltet.
Oben auf dem Stapel lag ein Zettel.

*Ich brauche die Sachen nicht mehr, du kannst sie für deine
traurigen Fantasien behalten. Ich hoffe, sie schmeißen den
Schlüssel weg.*

Er hatte das Gefühl zu erstarren, während sein Gehirn diese
Information zu verarbeiten versuchte: Sie hat mich in eine Falle
gelockt ... Sie verachtet mich ... Er dachte daran, wie sie wohl
die Zähne zusammengebissen hatte, während sie ihn umgarnte,
damit diese Gunning seinen Schreibtisch durchwühlen konnte.

Er öffnete wieder die Augen, die er einen Moment lang geschlossen hatte. Sein Blick fiel auf den Zettel: *Ich hoffe, sie schmeißen den Schlüssel weg ...* Sein gewohnter Egoismus meldete sich wieder: Ormond, dieser Bastard, den meine Frau einmal geliebt hat, immer noch liebt, Ormond hat Ally benutzt ... Er hat mich ruiniert. Noch nicht gleich, erst, wenn die Anwälte darüber reich geworden sind, aber er hat mich ruiniert.

Immer noch saß er mit gekreuzten Beinen auf dem Boden, wie ein übergroßer abnormer Buddha. Seine Atmung verlangsamte sich, und er konzentrierte sich nur noch auf ein Thema. Er würde sie umbringen lassen: Ormond, Gunning und – ja – Theresa.

* * *

Nach der Pressekonferenz warteten Roddy und Kate auf die Antwort der Regierung. Sie verbrachten eine surreale Stunde damit, sich in Kates Küche etwas zu essen zu machen und es an ihrem Esstisch zu verzehren, während um sie herum der Teufel los war. Die Türklingel summte, bis sie den Strom abstellten, ihre Handys klingelten unablässig, bis sie sie ausschalteten, und unten von der Straße aus riefen die Journalisten: »Dr. Ormond, einen Augenblick nur! ... Ms Gunning, nur ein paar Fragen ... Wie wird Ihrer Meinung nach die Regierung auf Ihre Forderungen reagieren?« Irgendwann war es den Journalisten gelungen, in das Mietshaus einzudringen, und sie hämmerten so lange unablässig an Kates Wohnungstür, bis die Polizei kam.
Ein paar Minuten später blickte Roddy auf.

»Was ist passiert? Draußen ist es auf einmal so still.«

Kate sprang auf und drehte den Ton am Fernseher lauter. Clive Manners, der Umweltminister, und Victoria Adlington, die Verteidigungsministerin, hielten ihre eigene Pressekonferenz ab.

».... sind wir Dr. Ormond und Ms Gunning außerordentlich dankbar für ihren erhellenden Beitrag zu dieser schwierigen Situation«, erklärte der Umweltminister in ernstem Tonfall; Adlington nickte düster. »Die Vorstellung, dass eine Einzelperson die Wale am Brighton Beach getötet haben könnte, ist fast zu schrecklich. Ich möchte dem gesamten Land versichern, dass wir dies und alle anderen Behauptungen mit äußerstem Nachdruck untersuchen werden. Nun kommen wir zu der Frage, ob Großbritannien chemische Waffen im Meer verklappt. Ich erkläre hiermit in aller Deutlichkeit: Diese Regierung verklappt keine chemischen Waffen im Meer, sie hat es noch nie getan und wird es auch nie tun. Wir sind stolz auf unsere Errungenschaften im Umweltschutz, stolz darauf, dass wir zu den führenden Nationen gehören, die für eine Welt ohne chemische Waffen plädieren. Allerdings scheint man bei den von Dr. Ormond veranlassten Nekropsien tatsächlich besorgniserregende Substanzen in den Walen gefunden zu haben. Aus diesem Grund wird die Regierung nun ermitteln, ob unter früheren Regierungen möglicherweise der Umweltschutz missachtet worden ist. Meine Kollegin, die Verteidigungsministerin, wird Ihnen erläutern, was wir zu tun gedenken.«

»Er hat keinen Ton über das VX gesagt«, beschwerte sich Roddy.

Neben Victoria Adlington sah ihr schlanker Kollege wie ein Zwerg aus. Ohne in die Kamera zu blicken, las sie eine vorbereitete Erklärung vom Blatt ab. Der Text war von dem panischen Kabinett hastig zu Papier gebracht worden, um die Forderung

der Öffentlichkeit nach Ergebnissen zu befriedigen und gleichzeitig die Regierung zu schützen.

»Die Regierung ist nicht geneigt zu glauben, dass Wale mit Menschen sprechen oder gegen Umweltschäden protestieren können ...«

»O nein«, stöhnte Roddy.

»Wale gehören zum Tierreich, und die Geschöpfe der Natur, so wundersam sie oft auch sein mögen, bilden keine Protestgruppen. Nichtsdestoweniger erkennen wir jedoch an, dass wir für das, was allgemein als Walkrise bezeichnet wird, die Verantwortung übernehmen müssen. Die Regierung kann zwar nicht akzeptieren, dass Wale nach einem U-Boot verlangen, aber wir werden dennoch eine Unterwasseruntersuchung des Meeresbodens in dem Bereich des Nordatlantiks, der als SONAZ bezeichnet wird, vornehmen lassen. Ich werde in Kürze meine Offiziere anweisen, ein angemessen ausgerüstetes U-Boot der Royal Navy dorthin zu entsenden. Aber die Bürger von Großbritannien werden verstehen, dass dies ein höchst ernstes Unterfangen ist, das die Teilnahme von Zivilisten nicht zulässt. Dr. Ormond und Kate Gunning können am besten ihren Beitrag leisten, wenn sie an Land bleiben und sich mit mir und anderen Offiziellen zusammensetzen, um in aller Ruhe ihre Vorstellungen zu erläutern. Aus diesem Grund haben wir beschlossen, ihnen keinen Zugang zu dem U-Boot zu gewähren, das nach SONAZ geschickt wird. Ich kann den Bürgern von Großbritannien versichern, dass dies so schnell wie möglich und mit dem absoluten Willen, die Wahrheit ans Licht zu bringen, geschehen wird. Die Ergebnisse werden sofort in vollem Umfang und mit größter Transparenz berichtet werden. Wir wollen hoffen, dass dieses

Unternehmen uns zum Anfang vom Ende der Walkrise bringt.
Vielen Dank.«

Die Reporter begannen, Fragen zu stellen, aber die beiden Minister verließen bereits den Saal, Adlington mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit.

»Na, wenigstens tun sie was«, sagte Roddy widerwillig.

»Du lieber Himmel, Roddy.«

»Was ist?«

»Du bist so naiv.«

Andrew blieb bis zur Mittagspause. Dann sagte Arnie zu seinem neuesten und nutzlosesten Mitarbeiter: »Du bist zum Scheißarbeiten hier, nicht, um Scheißmädchen anzubaggern, und jetzt verpiss dich.« Es stimmte, dass Andrew nicht der fleißigste seiner Angestellten gewesen war. Fast den gesamten Vormittag über hatte er mit der Rothaarigen, Amanda, geplaudert. Jetzt saßen sie zwischen den zwei Großfamilien auf dem überfüllten, lauten Strand und aßen Eis. Er ließ sie an seinem Hörnchen lecken, so dass Vanilleeis auf ihre Brust tropfte.

»Weißt du, wie das aussieht?«, sagte er lüstern.

»Hör auf.«

»Soll ich es ablecken?«

»Vergiss es.«

»Du darfst auch noch mal an meiner Waffel –«

»Was ist das für ein Lärm?«, unterbrach sie ihn. Sie stieß ihn weg und blickte aufs Meer.

Die Flut kam. Eine riesige Welle hatte die Leute, die ganz unten am Strand lagen, überspült. Fluchend oder lachend, je nach Temperament, sprangen sie auf und rafften ihre Sachen zusammen. Im Meer hüpfen und kreischten aufgeregte Kinder und Erwachsene, weil es so aussah, als ob die nächste Riesenwelle schon unterwegs wäre.

Eine Frau in mittlerem Alter beobachtete, wie sich die Welle etwa fünfzig Meter weit draußen bildete. Diese Welle war nicht

nur höher als die anderen, sie war auch schneller, denn die Frau sah sie zwei kleinere Wellen überrollen. Perplex verzog sie das Gesicht, als das Wasser bis zu ihren Knien schwappte. Wellen können doch keine unterschiedlichen Geschwindigkeiten haben, dachte sie.

Ein Stück weiter, näher am Pier, stand Arnie. In seinem Arbeitsleben, das fünfzig Jahre Unzufriedenheit umspannte, war dieser Tag einer der schlimmsten, fand er. Es war viel zu heiß, es waren viel zu viele Leute da, er hatte einen Mitarbeiter zu wenig, und sein Rücken brachte ihn um.

»Macht euch vom Acker und fahrt nach Hause, ihr Scheißpack«, murmelte er und spuckte in den Sand.

»He!«, schrie ein Mann, der ein Frisbee in der Hand hielt.
»Das hätte auf meinem Fuß landen können.«

»Na ja, Scheiße, ist es aber nicht! Warum regen Sie sich dann so auf?«

Laute Schreie und Rufe ließen sie zum Meer blicken. Die Sicht auf das Wasser war ihnen durch die vielen Menschen zwar versperrt, aber es schien eine kleine Panik ausgebrochen zu sein. Die Leute drängten vom Meer zurück, und auch Arnie und der Mann mit dem Frisbee wurden mitgezogen. Schreie und Klagen erfüllten die Luft.

»Das war ja eine Riesenwelle!«

»Mein Handtuch ist nass!«

»Mama! Mama!«

»Wo ist der verdammte Hund?«

Arnie wich zurück, bekam einen Ellbogen in die Rippen und stieß gegen einen großen Pappbecher voller Cola, die sich über seine Füße ergoss. Unglaublich, stöhnte er innerlich.

Der Pier erstreckte sich über vierhundert Meter weit ins Meer hinein. Am Ende stand ein alter Mann, dem es anscheinend nicht heiß war – er trug einen Anzug, einen Pullover über dem Jackett und zu allem Überfluss noch einen Regenmantel. Aufgeregt zeigte er aufs Meer hinaus. Seine Frau beschattete die Augen mit der Hand und folgte seinem Blick. Sie sah, was er sah, und stieß einen leisen Schrei aus. Auch andere Leute wurden aufmerksam, und überall auf dem Pier standen plötzlich Leute, die aufgeregt in die Richtung wiesen. Es kam immer näher, wurde immer größer. Die Leute blickten hin und her und versuchten, die Distanz zum Strand abzuschätzen.

* * *

Blackfin ist schrecklich müde und krank, aber in diesen letzten Minuten hält ihn das Adrenalin wach. Sein geschundener Körper schießt durch das Wasser. Er führt dreieinhalbtausend Wale an.

Viele Tiere müssen unbedingt Luft holen, aber seit einer halben Stunde hat keines mehr die Oberfläche durchbrochen. Jeder Wal ist wie ein Stein in einer Mauer, die sich unter Wasser bewegt. Die Mauer ist riesig und schiebt eine ungeheure Bugwelle vor sich her – die Welle, auf die die Touristen in Blackpool jetzt verwundert zeigen. Sie wissen ja nicht, was sich hinter dieser Welle befindet, nur ein paar Meter unter der Wasseroberfläche: dreihundert Blauwale, fünfhundert Pottwale, sechshundert Finnwale ... Geschöpfe, die tausendmal mehr wiegen als ein Mensch, in einer unerhörten Menge versammelt, alle mit einem gemeinsa-

men Ziel. So dicht schwimmen sie beieinander, dass ihre Flanken sich aneinander reiben.

Blackfin kann nicht mehr so schnell schwimmen, um das Tempo aufrechtzuerhalten, und doch wird er nicht langsamer. Die Wale um ihn herum tragen ihn förmlich. Das teefarbene Wasser wird langsam heller, und jetzt kann Blackfin zum ersten Mal gleichzeitig die Oberfläche und den Meeresboden sehen. Links von ihm ist ein Pottwal, rechts unter ihm ein Finnwal, während über ihm eine kleine Schule weiß gestreifter Delphine schwimmt; immer wieder spürt er, wie die Leiber seiner Brüder und Schwestern ihn stützen. Die Macht und die Stärke, die dahinterstehen, sind körperlich spürbar. Er fühlt sie in den Wasserbewegungen um sein empfindliches Blasloch. Die Kraft ist zu groß für das flache Wasser, und die Welle vor ihnen baut sich immer weiter auf.

Der Strand kommt näher. Unter den Schmerzen seiner Wunden, im Adrenalin seiner Erregung und dem Wissen um die Konsequenzen empfindet Blackfin eine Art Frieden. Er ist fest überzeugt, dass die Menschen ihnen dieses Mal zuhören werden. Sein Kopf durchbricht die Wasseroberfläche, ein Delphin springt wild in die Luft, und vor sich sieht er, wie die künstliche Welle bereits bricht.

* * *

Die Welle war eine Sensation. Sie schien zweieinhalb Meter hoch zu sein, und je näher sie kam, desto deutlicher wurde ihre Geschwindigkeit. Die meisten Leute rannten eilig, rufend und schreiend, den Strand hinauf. Andere, hauptsächlich junge

Männer, die sich vor ihren Altersgenossen beweisen wollten, drängten sich durch die Menge der Flüchtenden. Als sie am Meer ankamen und die Wand aus Wasser sahen, die sich auf sie zubewegte, blieb ihnen ihr Mut im Hals stecken. Einige drehten sich auf der Stelle um und rannten weg. Andere grinsten einander unsicher an und blieben stehen.

Andrew und Amanda waren aufgestanden, um besser sehen zu können. Sie waren etwa vierzig Meter vom Meer entfernt, was ungefähr der Grenze entsprach, hinter die sich die meisten Leute zurückzogen. Das Schauspiel irritierte Andrew, weil es ihn bei der Verführung von Amanda störte. Er legte ihr den Arm um die Taille und zog sie an sich, wobei seine Finger über ihr Hinterteil glitten.

»Die ist ja *riesig!*«, rief Amanda. »Hier kann sie uns doch nicht erreichen, oder?«

»Natürlich nicht, wir stehen ja mitten auf dem Strand.«

»Was ist denn da am Pier los?«

»Keine Ahnung.«

Die Leute auf dem Pier schienen wahnsinnig geworden zu sein. Sie schrien und gestikulierten wie wild. Die Welle hatte die Spitze des Piers erreicht und rauschte darunter hindurch. Die Leute auf dem Strand merkten jedoch immer noch nichts.

Der alte, dick angezogene Mann, der mit seiner Frau am Ende des Piers stand, starnte ungläubig und entsetzt aufs Wasser. Das Meer war ein einziges Gewimmel von dunklen Leibern. Wale, Tausende von Walen. Er blickte zum Strand, zu den armen Seelen dort.

»Sie werden alle sterben.«

Naive Überraschung schwang in seiner Stimme mit. Mit seinen gichtverkrümmten Fingern umklammerte er das Geländer

und starrte verängstigt auf die massiven Leiber, die wie mythische Ungeheuer aus dem Meer aufstiegen und mit schrecklicher Gleichmäßigkeit auf die ahnungslosen Badegäste zuschwammen. Er sah das bizarre Spektakel kleiner, silberner Delphine, die zwischen den riesigen Tieren umhersprangen wie Lachse im Fluss. Er sah Wale jeder Größe und Farbe, die in der Formation eines flachen Diamanten, der von Spitze zu Spitze mindestens dreihundert Meter maß, zur Küste schwammen.

Gleich bricht sich die Welle auf dem Sand. Tausende von Badegästen am Strand von Blackpool schreien und kreischen. Die mutigen Jugendlichen rennen ihr entgegen. Als die Welle donnernd herunterstürzt, brechen die ersten Wale durch. Ein Junge, der mit einem Jubelschrei in die Wasserwand taucht, hat zumindest keine Zeit mehr, seinen eigenen Tod zu spüren, da er mit der spitzen Schnauze eines Finnwals zusammenstößt und schon tot ist, als sein Körper aus dem Wasser geschleudert und schließlich von den nachfolgenden Walen zermalmt wird. Jetzt herrscht Entsetzen am Strand, und die Menge schreit vor Angst. Andrew hat sich auf dem Absatz umgedreht und rennt, so schnell er kann. Er trampelt über jemanden hinweg, ein Kind vielleicht, er weiß es nicht, o Gott, lieber Gott! Ein Delphin saust an ihm vorbei und schießt in eine Gruppe kreischender Teenager. Er fällt auf die Knie, ein weiterer Delphin schlittert vorüber, Andrew keucht vor Anstrengung, aber sein Kopf, sein Mund ist irgendwie in den Sand gedrückt, seine Gliedmaßen gehorchen ihm nicht mehr, und dann sieht er ein viel größeres Tier auf sich zukommen, er versucht, mit zitternden Beinen aufzustehen, aber etwas hält ihn fest, Amanda klammert sich an ihn, er sieht den Wal über sie gleiten und über sich, hört Knochen brechen, und dann sieht er nie wieder etwas.

Es herrscht ein Lärm wie von einer großen Tötungsmaschine. Menschliche Körper werden in den Sand gepresst, in die Luft geschleudert, erdrückt und zerquetscht von den Tieren, zwischen die keine Hand passt. Die größeren Wale schieben sich über die kleineren Tiere, die unter dem Druck förmlich zerplatzen. Ein noch lebender, blutiger Nördlicher Entenwal rollt sanft auf ein bewegungsloses dreijähriges Mädchen. Man sieht nur noch ihre kleinen Füße, die jämmerlich unter der milchigen, muskulösen Flanke des Tiers hervorragen.

Am tödlichsten sind die Blauwale. Diese massiven Geschöpfe katapultieren sich weiter als alle anderen Wale aus dem Meer heraus. Ihre langen, stromlinienförmigen Leiber hinterlassen eine breite Todesschneise.

Arnie steht mindestens dreißig Meter weiter oben am Strand, eigentlich weit genug entfernt, um zu entkommen. Aber während um ihn herum alle um ihr Leben rennen, bleibt er stehen wie ein fanatischer Kapitän, der mit seinem Schiff untergehen will. Er hat den Blick fest auf das gerichtet, was kommt. Mittlerweile kommen nicht mehr so viele Wale so hoch an den Strand, weil sie meistens schon an der Mauer aus ihren Artgenossen abprallen, aber dieser Wal hat freie Bahn. Arnie beobachtet, wie er immer langsamer wird; er sieht es mit seinen Augen, aber sein Gehirn begreift es nicht. Nur noch wenige Meter, dann wird er anhalten. Arnies Augen blicken fest auf die Schnauze des Wals, und dann spürt er, wie sie ihn mitten auf die Brust trifft. Er fällt um, liegt mit ausgebreiteten Armen auf dem Rücken, der Blauwal gleitet über ihn, und dann wird alles dunkel.

In den Sekunden nachdem der letzte Wal gestrandet ist, scheint die Zeit stillzustehen. In dieser Übergangsphase versucht Blackfin sich zu orientieren. Gerade als er am Strand an-

gekommen war, ist ein Blauwal mit ihm kollidiert. Das größere Tier hat ihn umgedreht, sodass er völlig unkontrolliert den Strand hinaufgerollt ist. Er hat sich gedreht, ist gerutscht, während die Menschen schreiend an ihm vorbeigesaust sind. Er kann sich nicht mehr erinnern, wann er liegen geblieben ist, aber jetzt liegt er verkrümmt und desorientiert halb auf der Seite, mit dem Blick zum Meer.

12

Es war der Tag, an dem sich 3491 Wale und Delphine auf einen Strand voller Badegäste warfen, etwa 5500 Menschen töteten – die Zahl der Toten konnte erst Tage später mit Sicherheit festgestellt werden – und weitere acht- bis neuntausend verletzten. Der Tag, der niemals vergessen werden würde, der Tag des Todes, der Tag der schlimmsten und seltsamsten zivilen Katastrophe in der Geschichte Großbritanniens neigte sich dem Ende entgegen.

23.25 Uhr. Ein offizieller Wagen wartete auf Roddy und Kate, als ihr Jet auf dem kleinen Militärflugplatz in Lancashire landete. Innerhalb weniger Minuten war der von sechs Polizeimotorrädern begleitete schwarze Toyota Prius mit Blaulicht und Sirene in der Nacht unterwegs. Das alles gehörte zu R oddys neuem Status. Bereits Minuten nach dem entsetzlichen Ereignis in Blackpool hatte die Regierung ihn als Notfallkoordinator wieder eingesetzt und ihm volle Handlungsfreiheit zugesichert.

Am Rand von Blackpool fuhren sie an einer langen Autoschlange vorbei, die sich an einer Straßensperre gebildet hatte. Roddy und Kate starrten durch die dunkel getönten Scheiben des Toyotas auf die Leute in den Autos. Anscheinend waren es die Angehörigen. Roddy sah nur vor Kummer verzerrte Gesichter. Die Ärmsten!

Ihr Auto wurde hinter sieben Krankenwagen durch die Straßensperre gewinkt. Normalen Verkehr gab es auf den Straßen

nicht mehr. Sie überholten einen Konvoi von Militärfahrzeugen, die Soldaten an den Katastrophenort brachten.

»Es ist so unwirklich«, sagte Kate.

Fünf Minuten vor Mitternacht kamen sie an der Promenade an, in der Nähe des Eingangs zum Nordpier. Sie waren ausgestiegen, bevor ihnen der Fahrer die Tür öffnen konnte. Das Erste, was Roddy auffiel, war der Lärm der Hubschrauber über ihren Köpfen. Er trat ans Geländer und kam sich seltsam und fehl am Platz vor. Zwei Sanitäter eilten vorbei, mit einer Leiche auf der Trage. Roddy packte die kalten Metallstäbe fester und blickte nach unten zum Strand.

Der Strand war in hellstes Flutlicht getaucht, und die Szene wirkte wie ein wahr gewordener Albtraum; Hunderte von Soldaten standen bereit und schirmten ihn zum Land hin ab. Und hinter den Soldaten ... Wale um Wale um Wale, riesige, geschmeidige Blauwale, mächtige, hässliche Pottwale, klein wirkende Delphine, alle aus ihrem Element gerissen. Sie lagen auf der Seite, auf dem Bauch, auf dem Rücken, zu ganzen Haufen. Viele waren tot und viele verletzt.

Roddys Blick wanderte von rechts nach links, und er sah, dass noch Hunderte von Metern weiter gestrandete Wale lagen. Das ist Chaos, dachte er, dies ist Anarchie der Natur, etwas ganz anderes als in Brighton. Nichts war ihm hier vertraut, es war einfach nur eine unvorstellbare Szene, die durch absurde kleine Details noch betont wurde: Ein Mann im Anzug, mit Krawatte und gelben Gummistiefeln stapfte durch den Sand; ein heller Rundkopfdelphin lag auf einem Blauwal wie ein Madenhacker auf einem Wasserbüffel.

Roddy bemühte sich um Konzentration, als jemand ihn ansprach. Schließlich begriff er, dass ein Chief Constable ihn über

die Vorgänge unterrichtete. Er nickte, als der Mann erklärte, die letzten Opfer seien gegen 22.00 Uhr in Krankenhäuser, Kliniken und improvisierte Lazarette in Turnhallen und Schulen in zehn verschiedenen Bezirken gebracht worden; auch die Toten, an die man herangekommen war, lagen nicht mehr am Strand, sondern in einem behelfsmäßigen Leichenschauhaus, das in einem Fußballstadion errichtet worden war.

»Ich verstehe«, sagte Roddy. Aber er verstand gar nichts. Er sah die Toten, die noch am Strand lagen. Einzelne Körperteile ragten unter den gestrandeten Walen hervor, aber sie waren unerreichbar.

Der tonlose, grimmige Monolog des Chief Constable versiegte, weil Kate neben ihnen begonnen hatte, laut zu fluchen. Roddy hörte ihr ein paar Minuten zu, um sich abzulenken.

»Kate?«, sagte er schließlich.

»Die Bastarde«, brachte sie hervor. »Die Bastarde.«

»Wer?«

»Die Wale«, erwiederte sie wütend.

Roddy stieß einen traurigen Seufzer aus. Ich kann den Walen keinen Vorwurf machen, dachte er.

Kate drehte sich auf dem Absatz um und stieg wieder ins Auto.

Roddy starnte immer noch auf die gestrandeten Meeressäuger. Blackfin, wo bist du? Warum hast du das getan?

»Sir? Dr. Ormond? Sind Sie bereit?«

Der Militärfahrer war nervös. Es war seine Aufgabe, sie so schnell wie möglich wieder zum Flugplatz zu bringen. Sie sollten zur Luftwaffenbasis Brize Norton in Oxfordshire geflogen werden, um dort von Marineoffizieren eingewiesen zu werden.

»Lassen Sie uns fahren«, antwortete Roddy.

Er hatte darauf bestanden, sich die Szene erst einmal anzusehen, bevor er sich auf das U-Boot im Atlantik begab, das bereits mit dreißig Knoten in der Stunde auf SONAZ zufuhr. Stirnrunzelnd folgte er Kate ins Auto.

Am Strand bläst ein alter Pottwal mit einem schwarzen Fleck auf dem Buckel eine schwache Fontäne.

* * *

In dem riesigen Haus an der Bishops Avenue brannte kein Licht. Rattigan hatte sechs Stunden lang ferngesehen. Mürrisch und verächtlich saß er vor dem Fernseher, als sich der Premierminister, in schwarzem Anzug und Krawatte, völlig geschockt an die Nation wandte.

»Ich stehe vor Ihnen ohne vorbereiteten Text oder Gedanken. Ich habe nur meine Trauer ...«

Der Bildschirm warf ein flackerndes bläuliches Licht über Rattigans unrasiertes Gesicht. Seine Augen bewegten sich kaum, er blinzelte nicht einmal.

»Es ist Mitternacht«, fuhr der Premierminister fort, »und unsere Nation ist vor Trauer wie gelähmt ...«

Aber Rattigan hörte der Rede des Premierministers nicht mehr zu. Er hatte alles verloren; seine Frau, seine Tochter, sein Geschäft, seine Stellung, seine Zukunft – alles, was sein Elend über sich selbst in Schach gehalten hatte. Er wackelte mit einem Bein, wie ein kleiner Junge, der einen aufregenden Film sieht: Gott, die werden wünschen, sie hätten mich nie gehasst ... Ormond, Gunning, Theresa. Sie sind tot.

Ohne Angst vor den Konsequenzen konnte er seine verkorkste Kreativität voll ausleben. Ormond, Ormond ... Nach und nach ließ das Zittern in seinem Bein nach. Wie ein Schachgroßmeister in einer schwachen Position suchte er unablässig nach der effektivsten Lösung, um seinen Gegner zu besiegen.

* * *

Kate und Roddy stritten sich, während sie über das dunkle, fassungslose England zur Luftwaffenbasis flogen.

»Du hast bloß zu viel Angst, um dich damit auseinanderzusetzen«, sagte Kate mit Nachdruck. »Sie haben absichtlich einen Strand voller unschuldiger Menschen getötet. Warum kannst du nicht akzeptieren, dass sie etwas Furchtbares getan haben?«

»Sie könnten jede Woche in den nächsten zehn Jahren genau so viele Menschen töten und kämen trotzdem noch nicht auf die Anzahl der Wale, die von Menschen getötet wurden. Wir haben ganze Walpopulationen ausgelöscht und wofür? Ich sage dir, wofür –«

»Ich will nicht wissen, wofür, ich will es gar nicht wissen.«

»– für Seife, für Öl, für falsches Elfenbein, für billiges Hundefutter, für Dünger, für Kerzenwachs, für Schmiermittel, für Aphrodisiaka, aus *Geldgier!* Wir wissen nicht, warum die Wale es getan haben, aber glaub mir, sie haben einen besseren Grund, als wir je gehabt haben!«

»Äh«, sagte der Kopilot, der gerade aus dem Cockpit kam, »ist alles in Ordnung?«

Roddy nickte und sank in seinen Sitz zurück. Kate schien etwas sagen zu wollen, aber er hob nur müde die Hand, und sie

murmelte einen leisen Kommentar, in dem das Wort »stur« vorkam. Sie stand zunehmend unter Stress: Bald würde sie ein U-Boot betreten müssen, eine Vorstellung, die sie entsetzte.

Roddy dachte über die Eigenschaften nach, durch die die Menschen sich den Tieren überlegen fühlten: das Bewusstsein zum Beispiel. Aber was war mit Sentimentalität und Heuchelei, wütete er innerlich: Eigenschaften, die es einem Menschen erlaubten, eine Katze oder einen Hund mit Liebe zu überschütten, während sie ignorierten, was die moderne Landwirtschaft den Tieren antat. Eigenschaften, die die Menschen dazu brachte, über die Kunststücke von Delphinen in einem Schwimmbecken in Entzückensschreie auszubrechen, während ihnen die Tausende von Delphinen, die jedes Jahr in Treibnetzen verendeten, völlig egal waren. Wale waren zu Sentimentalität und Heuchelei nicht fähig ... Er wandte sich wieder zu Kate.

»Diese Wale sind über Jahrhunderte hinweg verfolgt worden, es existiert nur noch ein jämmerlicher Bruchteil ihrer ursprünglichen Population – wenn das mit Menschen passiert wäre, würdest du es als Völkermord bezeichnen, und es wäre, als ob neunzig Prozent der Erdbevölkerung ausgelöscht worden wären. Verstehst du? So etwas haben sie noch kein einziges Mal getan. Aber jetzt werfen sie sich auf volle Strände, und das sagt mir, dass in ihrer Welt etwas wirklich Grauenhaftes vor sich gehen muss. Aber nein, deiner Meinung nach sind sie ja nur plötzlich zu psychotischen Mördern geworden. Was für eine Überheblichkeit!«

Kate fuhr herum und warf ihr Wasserglas nach ihm. Erschreckt holte er Luft. Ungläublich sahen sie einander an.

»Warum hast du das denn jetzt getan?«

»Weil du mich einfach *wütend* machst!«

Er rieb sich mit der Hand die Tropfen aus dem Gesicht und zog mit Daumen und Zeigefinger das nasse Hemd von der Haut.
»Entschuldigung«, sagte Kate.

Er schüttelte den Kopf.

»Ich stehe unter Stress«, erklärte Kate. »Das alles macht mich völlig fertig. Roddy? Es tut mir leid. Roddy, was werden wir auf dem Boden des Irminger-Beckens finden?«

»Ich weiß es nicht.«

* * *

Auf dem Luftwaffenstützpunkt Brize Norton wurden sie vom Kommandanten und seinem Gefolge in Empfang genommen und schnell in die Operationszentrale der Staffel Nr. 10 geleitet. Dort warteten zwei Männer auf sie, Staffelführer Timothy Handsworth und Konteradmiral Jeremy Noades.

Der Konteradmiral war verantwortlich für die etwa dreißig mit Atomkraft oder Diesel betriebenen U-Boote der Royal Navy. Er führte Roddy und Kate zwanzig Minuten lang in die wesentlichen Punkte ein: wo die HMS *Tenacious* lag; wie lange das U-Boot bis nach SONAZ brauchen würde, wenn sie an Bord wären; die Sicherheitsmaßnahmen ...

»Haben Sie noch Fragen?«

»Wir hatten eine Filmausrüstung angefordert«, erklärte Roddy dem Konteradmiral.

»Ferngesteuerte Tiefseekameras und Beleuchtung –«

»Ja, genau.«

»– sind bereits im Flugzeug. Wenn Sie an Bord der *Tenacious* sind, müssen Sie je nach Wetterlage noch etwa zwei Stunden

warten, bis die Kameras außen montiert sind. Das Schiff verfügt über eigene tragbare Satellitenschüsseln, mit denen sie sowohl aufzeichnen als auch live übertragen können.«

»Was, vom Meeresboden aus?«

»Nein, nein, in dieser Tiefe können sie noch nicht einmal funkeln, es sei denn, zu einem anderen U-Boot, das genauso tief liegt. Die Satellitenschüsseln sind tragbar, sie werden auf das Kommando montiert, wenn das Schiff auftaucht.«

»Was ist das ›Kommando‹?«

»Der Kommandoturm. Das Ding, das in der Mitte des U-Boots aufragt.«

»Wie lang ist denn das Ding?«, fragte Kate.

»Der Kommandoturm?«

»Das Boot.«

»Etwas achtzig Meter lang und zehn Meter breit.«

»Ich meine innen.«

Der Konteradmiral zuckte mit den Schultern.

»Es ist ein U-Boot. Viel Platz gibt es nicht.«

Kate nickte unglücklich.

Staffelführer Timothy Handsworth sagte ihnen, wie ihr Flug zur *Tenacious* verlaufen würde. Eine V10 würde sie in etwa sechseinhalb Stunden nach Reykjavík auf Island bringen; dort würden sie an Bord eines Sea-King-Helikopters der Royal Navy gehen. Der Hubschrauber würde mit ihnen zuerst zu einer Tankplattform vor der Küste fliegen und dann zum Flugzeugträger HMS *Invincible*, der sich gerade zu einer Übung im Nordatlantik befand; dort würde er erneut auftanken, um sie anschließend auf der HMS *Tenacious* abzuliefern, auf die sie etwa

vierhundert Meilen südlich der norwegischen Küste treffen würden.

»Irgendwelche Probleme, Fragen?«

Aufmunternd blickte er sie an. Kate räusperte sich.

»Landet der Helikopter, äh, oben auf dem U-Boot?«

»Du lieber Himmel, nein, ein Hubschrauber kann doch nicht auf einem U-Boot landen.«

»Und wie kommen wir vom Helikopter ins U-Boot?«

»Sie werden an einem Seil hinuntergelassen.«

»Haha.«

»Entschuldigung?«

Sie starnten einander an. O Gott, dachte Kate, das war wohl gar kein Witz.

* * *

Der Privatdetektiv, einer der vielen kleinen Leute in den Tiefen von Rattigans Taschen, hatte Theresa in einem abgelegenen Cottage auf Raasay, einer Insel der Inneren Hebriden, aufgespürt. Sofort war ein Auftragsmörder verpflichtet worden. Aber ein paar Stunden später hatte der Privatdetektiv berichtet, dass Theresa nicht mehr allein war. Ally war bei ihr.

Rattigan, der sich den Kopf zermartert hatte, wie er am besten an Ormond herankommen sollte, bemühte sich, dieses neue Detail zu verarbeiten.

Es war noch früh am Morgen, und er saß im Auto, allerdings nicht im Bentley. Der war mit quietschenden Reifen aus der Tiefgarage gerast und als Lockvogel für die Reporter die Bishops Avenue hinuntergefahren. Später war der Chauffeur mit einem

Kleinbus zurückgekommen. Rattigan hatte sich hinten in einem großen Kühlschrank-Karton versteckt. Die List war zwar demütigend gewesen, aber erfolgreich, und jetzt fuhren sie planlos durch das West End. Soho war dunkel und fast menschenleer. Die meisten Leute klebten immer noch an ihren Fernsehschirmen und warteten darauf, dass der U-Boot-Einsatz endlich begann.

Der Wagen bog in die Greek Street ein. Im Radio verkündete der Moderator die technischen Daten der HMS *Tenacious*: »Es ist angeblich das leiseste U-Boot der Welt, besonders geeignet für Kriegseinsätze.«

Kriegseinsätze, dachte Rattigan. Einen Augenblick lang genoss er seinen Hass auf Ormond.

Sein Fahrer, der an eine undurchsichtige Trennscheibe zwischen sich und dem Chef gewöhnt war, blickte ständig in den Rückspiegel. Er runzelte nervös die Stirn, blickte nach vorn und dann wieder zu Rattigan. Auf den Lippen seines Arbeitgebers lag ein Lächeln.

Rattigan dachte an die Russen. All dies war nicht nur für ihn und die Leute, mit denen er Geschäfte gemacht hatte, eine Katastrophe, sondern auch für die wahren Big Players, die im Kreml saßen. Sie hatten viel zu verlieren, wenn ein britisches U-Boot den Meeresboden von SONAZ untersuchte. Russlands Ehrgeiz, sich einen Platz in der neuen Weltordnung zu sichern, würde dadurch mindestens um zehn Jahre zurückgeworfen. Und sie würden doch nicht einfach untätig dabei zusehen, oder? Sie würden doch bestimmt Maßnahmen ergreifen?

Es ist meine letzte Hoffnung, dachte Rattigan.

* * *

Vierundzwanzig Stunden lang hatte Kate ihre Ängste für sich behalten. Im Flugzeug nach Reykjavík und im Helikopter hatte sie sich mit den Einzelheiten des Vorgehens befasst. Als der Helikopter bei starkem Wind auf der – wie ihr vorkam – winzigen Tankplattform gelandet war, hatte sie die Augen fest zugekniffen, den Aluminiumrahmen ihres Sitzes umklammert und im Kopf lange Zahlenreihen dividiert. Selbst als sie auf die HMS *Tenacious* hinuntergelassen wurde, hatte sie durchgehalten. Wie eine Stoffpuppe hatte sie sich, ausgerüstet mit einer dicken orangefarbenen Schwimmweste, die ihr bis unters Kinn reichte, abseilen lassen und war wie ein Fisch an der Angel eingeholt worden. Als sie schließlich auf Zuruf die Augen wieder geöffnet hatte, stellte sie fest, dass zwei stämmige, grinsende Männer sie aufgefangen hatten. Roddy kletterte bereits über die Leiter in den Turm hinunter, wo Kommandant Gerhardie ihn erwartete.

Anderthalb Stunden hatte es gedauert, bis die Kameras an der Außenhülle des U-Boots montiert worden waren. In dieser Zeit war sie im Kommandoturm geblieben. Roddy war bereits mit dem Kommandanten und einigen Offizieren unten in der Kommandozentrale. Dreimal hatten sie schon einen Matrosen zu Kate geschickt, um sie zu bitten, herunterzukommen, und einmal war Roddy sogar selbst aufgetaucht. »Was machst du da? Komm herunter?« »Ich komme ja«, hatte sie mit einem schwachen Lächeln erwidert, aber als er wieder weg war, hatte sie das Geländer nur noch fester umklammert und war oben geblieben.

Roddy kam wieder, als das U-Boot bereit zum Tauchen war.
»Was ist los?«

Sie standen nebeneinander mitten im weiten, wogenden Ozean. Auch ein Offizier und zwei Gefreite waren im Turm.

»Ich habe Phobien«, flüsterte sie.

»Was für Phobien? Das hast du mir gar nicht gesagt.«

Er legte den Arm um sie. Um sie herum war es still, nur der Wind pfiff. Jemand steckte den Kopf aus der Luke.

»Kommandant Gerhardie lässt Ihnen ausrichten, dass alle nach unten müssen, Sir, Ma'am.«

»Scheiße!«, flüsterte Kate.

»Sag mir, was für Phobien du hast.«

»Wasser«, gab sie zu und sah ihn an.

»Wasser.« Er schaute auf das Meer. »Hier draußen ist eine Menge Wasser. Komm nach unten, dann siehst du es nicht mehr.«

»Weil es dann alles auf uns drauf ist!«, schrie sie.

»Okay, bleib ganz ruhig. Was ist die andere Phobie?«

»Enge Räume.«

»Wasser und enge Räume«, wiederholte er und nickte düster.

»Ich kann nicht da runtergehen«, zischte sie.

»Kate, das ist die große Geschichte, die du immer machen wolltest. Du wirst eine Sendung machen, auf die die ganze Welt wartet. Aber die Story findet eben am Meeresboden statt. Du musst dich überwinden.«

»Ich weiß«, stieß sie hervor, »aber ich habe Angst, hysterisch zu werden, wenn ich da runtergehe. Und dann kann ich vielleicht nicht mehr aufhören.«

Der Offizier, der neben ihnen auf dem Turm stand, sagte: »Entschuldigen Sie, Sir, aber können Sie mir sagen, was das Problem ist?«

»Sie will nicht runtergehen«, erwiderte Roddy. »Phobie.«

Eine Pause entstand, dann nickte der Offizier.
»Das passiert schon mal. Ich hole den Alkohol.«

Teil III

1

Die Periskepe in der Mitte der Kommandozentrale waren heruntergefahren worden, und der Steuermann lenkte das U-Boot mit einem einzigen Hebel durch den Atlantik. Der Navigator, ein junger Lieutenant, berechnete ihren Kurs am Navigationstisch. Für die nächsten sechs Stunden war er auch Wachoffizier. Zehn Offiziere und Kadetten konzentrierten sich auf ihre unterschiedlichen Aufgaben. Kadetten, die noch zu jung waren, um sich jeden Tag zu rasieren, beobachteten die Bildschirme der taktischen Systeme, während Ingenieure, die nicht viel älter waren, die Antriebssysteme überwachten; das Atom-U-Boot wurde von einem Reaktor angetrieben, der so viel Uran enthielt, dass es für Jahre reichte.

In den angrenzenden Räumen wurden die geheimnisvollen Laute und Vibrationen des Ozeans von Hydrophonen aufgefangen, die am Bug der *Tenacious* angebracht waren, und dann in die unterschiedlichsten Licht-Arrangements umgewandelt, die über die Bildschirme flackerten. Zwei Kadetten überwachten das Ergebnis besonders sorgfältig, da Kommandant Gerhardie sich im gleichen Raum befand und mit dem TASO, Taktik-und-Sonar-Officer Lieutenant Sammy Gale, sprach. Die Kadetten waren darauf trainiert worden, den Schall von Schiffen, vor allem anderen U-Booten, zu erkennen. Sie konnten einen weit entfernten und beinahe stillstehenden Feind entdecken und genau identifizieren, und zwar nur aufgrund subtiler Unterschiede in So-

narprofil und Schallwellen. Jetzt hörten sie aufmerksam zu, wie ihr Kapitän und der TASO über das akustische Profil von Walen sprachen.

Als Kommandant Gerhardie sicher war, dass der TASO wusste, was von ihm erwartet wurde, kam er in die Kommandozentrale zurück und sprach mit seinem Navigator.

»Steuermann, Kurs zwei-vier-null, Tiefe zweihundert Meter und dreißig Knoten!«, befahl der Navigator, als Gerhardie wieder gegangen war.

Der Kommandant eilte in die Offiziersmesse, in der die Monitore und die Fernsichtgeräte aufgebaut worden waren. Roddy sah den beiden Kadetten an der Schalttafel über die Schulter. Kate baute ihre eigene Ausrüstung auf. Sie war nicht wirklich betrunken, summte aber leise und schräg vor sich hin.

Jeder der vier Monitore konnte zwischen acht Außenkameras hin und her geschaltet werden. Gerhardie starzte auf die Bilder des Meers. Gleißend helle Unterwasserlampen reichten zehn bis fünfzehn Meter weit und erhellt auch dahinter die Umgebung mindestens noch einmal zehn Meter weit. Auf den Bildschirmen waren winzige Organismen und Partikel zu sehen, die vor dem schlammig grünen Hintergrund fast weiß wirkten.

Gerhardie sagte: »Ich bin seit acht Jahren Kommandant auf einem U-Boot, aber ich habe mich noch nie zuvor unter Wasser umgeschaut.«

»Na ja«, erwiderte Roddy, »viele Wale und Delphine verfügen auch über alles drei – Sonar, Akustik und Sicht –, aber genau wie Sie verlassen sie sich eher auf die ersten beiden.«

»Wie ist das Echolot der Wale?«

»Besser als ihres. Ein großer Tümmler ›sieht‹ jedes noch so kleine Detail eines Umrisses. Sie unterscheiden mit ihrem Sonar sogar Farben.«

Kommandant Gerhardie nickte zweifelnd. Diese Behauptung überzeugte ihn genauso wenig wie die Vermutung, dass die Wale mit den Menschen »gesprochen« hatten. Er hielt diesen seltsamen Auftrag eher für eine öffentlichkeitswirksame Angelegenheit, die die Politiker ihm aufs Auge gedrückt hatten, damit sie den Anschein erwecken konnten, etwas zu tun.

»Sie glauben mir nicht«, sagte Roddy, der das Schweigen des Kommandanten richtig interpretierte.

»Nicht eine Sekunde lang«, erwiderte Gerhardie fröhlich. »Hinter meinem Rücken nennen meine Leute mich ›Käpt'n Klartext‹, was, Falkland?«, fuhr er fort und schlug einem der Kadetten auf die Schulter.

Gefreiter Falkland, ein glatt rasiertes Milchgesicht von neunzehn Jahren mit sehr dunklen Augen und mädchenhaft roten Lippen, öffnete den Mund, um zu antworten, aber es kam kein Ton heraus. »Nein, Sir«, konnte er nicht sagen. Das war eine Lüge, und niemand hätte ihm geglaubt. Würde er dagegen »Ja, Sir« sagen, konnte man ihm das als Unverschämtheit ankreiden.

»Keine Angst, Falkland, wenn es eine Beleidigung wäre, den Offizieren Spitznamen zu verpassen, dann gäbe es keine Männer in der Navy.«

»Ja, Sir.«

»Und auch keine Frauen«, sagte Kate hinter ihm.

»Und auch keine Frauen«, stimmte der Kommandant ihr zu und drehte sich um. »Wie geht es Ihnen?«

»Na ja, dass ich hier unten bin und nicht schreie, verbuche ich schon als Erfolg.«

»Wir sind noch etwa zwölf Stunden von unserem Ziel entfernt. Wenn ich Sie wäre, würde ich mich ein wenig hinlegen, nachdem Sie alles fertig eingerichtet haben. Meine Kajüte gehört Ihnen für die Dauer dieser kleinen, äh, Eskapade.«

»Danke.«

»Sie auch, Dr. Ormond. Sie können in den Offiziersquartieren schlafen. Es ist zwar eng, aber angemessen.«

»Er schläft in Ihrer Kajüte«, sagte Kate.

»Nein, nein, Ms Gunning, da schlafen Sie doch.«

»Genau.«

Der Kommandant der HMS *Tenacious* starrte sie verwirrt an. Sein Adamsapfel hüpfte, als er schluckte.

»Sie wollen, äh ...«

»Ja.« Es muss sein, dachte Kate. Ich will in einer Blechbüchse am Grund des Ozeans nicht allein sein.

»Ich verstehe.«

Er richtete sich auf und bürstete ein unsichtbares Stäubchen von der Brusttasche seines Hemds.

»Nun, ich ... ich ...« Plötzlich grinste er. »Wissen Sie, in den beinahe hundert Jahren, in denen es jetzt Unterseeboote im Dienst Ihrer Majestät gibt, hat noch nie ein Mann mit einer Frau in einem U-Boot geschlafen.«

Kate zuckte zusammen.

»Na ja, er ist alt genug, um mein Vater zu sein, aber ich tue es für die Königin.«

Nachdem Kate und Roddy sich zurückgezogen hatten und Kommandant Gerhardie ebenfalls gegangen war, wandte der Gefreite Falkland sich an seinen Kameraden.

»Glaubst du, sie schlafen miteinander?«, fragte er.

»Du liebe Güte, Falkland, was würdest du denn machen, wenn du mit so einer Schnitte im Bett von Klartext liegen würdest?«

* * *

Der Abend senkt sich über Blackpool Beach. Blackfin ist hilflos. Da er auf der Seite liegt, ist sein Gleichgewichts- und Koordinationsgefühl gestört. Sein linkes Auge blickt in den Sand, sein rechtes zum Himmel.

Mechanisches Dröhnen, Megafone, sterbende Wale, Helikopter, Sirenen ... Er begreift es nicht. Manchmal werden schwere Maschinen angelassen, aber er weiß nicht, dass damit tote Wale angehoben werden, um menschliche Körper freizubekommen. Von überallher hört er neue Geräusche, Menschen schreien, die Schallwellen sind voller Hass. Etwas geht vor sich. Bekämpfen die Menschen einander?

Er ist ein alter Pottwal, verletzt und erschöpft. Dreimal hat er, angetrieben von seiner unerschütterlichen Entschlossenheit, das Meer verlassen, und jetzt kann er nicht mehr. Das *böse Leuchten* fällt ihm ein. Die Menschen müssen das *böse Leuchten* finden.

»Tötet die Wale! Tötet die Wale! Tötet die Wale!«

Laute, barbarische Geräusche. Was bedeuten sie? Blackfin denkt an den ersten Menschen, den er je gesehen hat, damals, als er noch jung, unbekümmert und dumm auf dem Strand gelandet war ... Der Mann mit den warmherzigen Gedanken und den weichen Lauten ... Wer war dieser Mann? ...

Auf der Promenade bricht die Hölle los. Ein wütender Mob durchbricht die Barrikaden der Polizei und Soldaten und stürmt

an den Strand. Junge Männer gehen mit allen möglichen Waffen – Stöcken, Äxten – auf die Wale los, und niemand kann sie aufhalten. Die Stimmen der Reporter, die hektisch ihre Berichte schreien, kippen vor Aufregung.

Blackfin hört seine Schwestern und Brüder weinen und stöhnen. Er ist zu krank, um sich darum zu kümmern. Ein paarmal rasen Menschen an ihm vorbei. Einige Soldaten gehen eine Zeit lang hinter ihm in Deckung, als sei er ein Unterstand auf einem Schlachtfeld. Und dann stürmen zwei jüngere und ein älterer Mann schreiend auf seine linke Flanke zu. Einer hat eine Axt, ein anderer eine Machete und der dritte eine Gartengabel. Sie schlagen auf ihn ein. Der Jüngste stößt einen Schrei aus und lässt seine Axt auf Blackfin niedersausen.

»Scheiße«, grunzt er, als er sich bemüht, sie wieder herauszuziehen.

Fieberhaft hacken sie auf ihm herum, wie unfähige Walfänger, und ihre Waffen durchdringen Haut, Muskeln und Speck. Blackfin ist voller roter Schnittwunden, aus denen Blut dringt. Sein Körper zuckt und verkrampt sich.

* * *

Der Gefreite Falkland und seine Gefährten wären enttäuscht gewesen, wenn sie gewusst hätten, dass Roddy die Situation nicht ausnutzte. Kate klammerte sich verzweifelt an ihn, weil er ihr Sicherheit vor ihren Phobien bot, aber weiter ging er nicht. Er wachte wenig später wieder auf, hatte jedoch keine Ahnung, wie lange er geschlafen hatte. Eine Uhr besaß er nicht, er war nicht der Typ für Armbanduhren. Kate schlief noch. Eine klei-

ne rote Glühbirne, die immer leuchtete, warf ihr schummeriges Licht in die kleine Kajüte.

Er drehte sich ein wenig. Kate bewegte sich und schnarchte leise. Roddy lächelte sanft und wandte sich ihr zu. Das Verlangen, sie in die Arme zu nehmen, wurde fast unwiderstehlich. Sie zu streicheln, sein Gesicht an ihren Hals zu drücken. Und er hatte das Gefühl, dass sie zu diesem Zeitpunkt und an diesem Ort solche Zärtlichkeiten auch erwidern würde. Aber –

Es klopfte an der Tür.

»Ja.«

»Kommandant Gerhardie schickt mich, Sir, Ma'am«, rief ein junger Seemann. »Sie haben zehn Stunden geschlafen. Wir sind nur noch knapp zwei Stunden von SONAZ entfernt, und auf dem Monitor ist ein Wal.«

Ein paar Minuten später kamen Roddy und Kate in das behelfsmäßige Videostudio in der Offiziersmesse. Kommandant Gerhardie sagte: »Er ist von Backbord her gekommen. Wir mussten auf achtzehn Knoten heruntergehen, aber er hat immer noch ein ganz schönes Tempo drauf.«

Roddy starrte auf einen der Monitore, der die Sicht auf das Gebiet »vor dem Schiff« freigab, und sah die große Schwanzflosse auf und nieder gleiten. Sie glänzte hellgrau im Licht der starken Lampen.

»Was ist es?«, fragte Kate.

»Ein weiblicher Pottwal. Zeigen Sie mir alle anderen Kameras«, wies er die Kadetten an.

Auf den anderen Monitoren war jedoch außer der Weite des Meers nichts zu sehen.

»Zoomen Sie an ihr vorbei. Vielleicht sind ja dahinter noch mehr.«

Ein Fischschwarm wich dem Pottwal aus.

»Nichts«, sagte Falkland, der nach sechs Stunden Pause wieder der Dienst hatte.

»Er wendet sich ein bisschen nach links«, sagte Kate.

»Das tut er ständig«, meinte Gerhardie. »Und dann kommt er zurück.«

Als der Wal nach links abdrehte, wechselte der Gefreite zu einer Kamera an Backbord und fing das Tier ein.

»Folgen Sie ihm«, sagte Roddy.

»Ja, Sir«, erwiderte Falkland.

»Nein, nicht Sie, das Schiff.«

Gerhardie zog die Augenbrauen hoch.

»Wir sollen unseren Kurs nach einem Wal ausrichten?«

»Ja.«

Gerhardie griff zum Mikrofon, das ihn mit der Kommandozentrale verband.

»Kapitän. Steuerbord drei.«

Langsam kam der Wal wieder in Sicht, bis er erneut direkt vor ihnen schwamm.

»Lassen Sie uns mal den Navigator fragen, wo wir jetzt hinkommen«, sagte Roddy.

Er und Gerhardie gingen in die Kommandozentrale. Kate trat an die Kamera, die sie in der Ecke auf einem Stativ aufgestellt hatte, und schaltete sie ein. Sie stellte sich vor die Linse.

»Es ist zweiundzwanzig Uhr dreißig am 22. August, etwa sechsunddreißig Stunden nach der entsetzlichen Katastrophe am Strand von Blackpool. Ich bin mit Dr. Roddy Ormond an Bord der HMS *Tenacious*. Hinter mir sehen Sie die Monitore, die aufgebaut worden sind. Jede Sekunde wird aufgenommen und festgehalten. Wir befinden uns in zweihundert Meter Tiefe, et-

wa neunzig Minuten von SONAZ oder dem sogenannten ›Sperrgebiet‹ entfernt, und vor dem U-Boot schwimmt ein weiblicher Pottwal. Wir haben gerade leicht den Kurs korrigiert, um dem Tier zu folgen. Wer weiß, wohin es uns führen wird ...«

In der Kommandozentrale zeigten Kommandant Gerhardie und der Navigator Roddy die Richtung, in die sie sich bewegten.

»Das geometrische Zentrum von SONAZ ist hier«, sagte der Navigator, »aber offensichtlich heißt das nichts. Der Kurs, den wir eingeschlagen haben, würde auf dieser Linie hier durch das Gebiet führen, nach Osten.«

»Über diesen Graben?«

»Ja. An den Rändern scheint ein sehr dichtes, turbulentes Benthal zu sein, und unter solchen Bedingungen müssen U-Boote vorsichtig sein, weil das Sonar und andere Geräte beschädigt werden können. Dieser Graben ist noch etwa eine Meile weit entfernt. Er ist fünfhundert Meter tiefer als das Becken, und man nimmt an, dass es dort vulkanische Aktivitäten und geothermale Emissionen gibt. Das ist einbrisanter Cocktail, vor allem mit der Benthal-Schicht, die den Meeresboden zu beiden Seiten so dicht abschließt.«

»Wäre die Stelle gut geeignet zum Verklappen?«, fragte Roddy.

»Ich bin kein Experte, aber wenn ich etwas zu verbergen hätte, würde ich es ohne Bedenken mitten im Graben versenken.«

Kate kam in die Kommandozentrale.

»Noch mehr Wale.«

»Wie viele?«, fragte Roddy und folgte ihr in den Schallraum.

»Sechs.«

»Sechs«, wiederholte er, so vertieft in die Bilder auf den Monitoren, dass er unwillkürlich einem der Kadetten, dem Gefrei-

ten Drew, die Hand auf die Schulter legte. Der junge Matrose bemerkte es gar nicht, weil er genauso konzentriert auf die Monitore schaute. »Was ist mit dem ersten Wal passiert?«

»Er ist an die Oberfläche geschwommen, als die sechs hier auftauchten.«

»Das Tier kommt wahrscheinlich wieder zurück, wenn es Sauerstoff aufgenommen hat.«

In der nächsten Stunde tauchten immer mehr Wale auf, und bald waren es mehr als zwanzig. Sie schwammen in gleichmäßigm Tempo vor dem U-Boot her. Gelegentlich durchbrach einer von ihnen die Oberfläche, um fünf oder zehn Minuten später wieder zu erscheinen. Einmal ließ sich einer von ihnen zurücktreiben, bis er mit dem U-Boot auf einer Höhe war, und dann hielt er die Geschwindigkeit.

»Ach du lieber Himmel«, sagte Falkland, als das Auge des Wals groß in einer der Backbordlinsen erschien. Auch Roddy beobachtete es fasziniert. Die dunkle Pupille bewegte sich, als der Wal das U-Boot betrachtete. Zehn oder zwanzig Sekunden lang schwamm der Wal dicht neben ihnen – er versucht, uns zu sehen, dachte Roddy. Er will uns verstehen und abschätzen können, ob wir dem Job gewachsen sind.

Die Wale begannen aufzusteigen, alle bis auf einen. Roddy schaute ihnen nach. Ihre Leiber blieben im entfernten Licht der Oberfläche schwach sichtbar.

»Und jetzt?«, fragte Gerhardie.

»Ich glaube, sie bereiten sich auf einen Tauchgang in große Tiefe vor. Bleiben Sie einfach an dem einzelnen Wal dran. Wir halten eine Kamera auf die Wale an der Oberfläche gerichtet. Können wir steil abtauchen?«

»Nicht steiler als fünfundvierzig Grad.«

Zwanzig Minuten lang gab es keine Veränderung. Die *Tenacious* glitt mit achtzehn Knoten durch den Nordatlantik. Ein einzelner Wal schwamm vor ihr her, und etwa zwanzig hielten sich oben an der Wasseroberfläche auf. Kate machte einen weiteren Bericht. Roddy starrte wie gebannt auf den Monitor der Kamera, die nach oben gerichtet war.

»Jetzt geht es los«, flüsterte er schließlich.

Weit über ihnen zeigte das Wasser erste Zeichen von Bewegung.

»Tauchen, tauchen, tauchen«, rief er.

Selbst im steilsten Winkel war die *Tenacious* der Aufgabe nicht gewachsen. Die Wale kamen innerhalb von dreißig Sekunden von oben herunter.

»Was für ein Anblick«, krächzte einer der Kadetten.

»Es regnet Wale«, sagte Kate in die Kamera. »Auf jeder Seite der *Tenacious* kommen die Pottwale herunter, kopfüber sinken sie herab wie Steine, es ist großartig zu sehen, wie diese riesigen Geschöpfe senkrecht nach unten tauchen. Zehn oder zwölf fallen wie riesige Wassertropfen am U-Boot vorbei, nur wenige Meter von der Außenhaut entfernt. Die Kameras folgen ihnen; alle Wale sind jetzt unter uns, ihre Schwanzflossen bewegen sich kaum, als sie in dem grünlichen Dunkel verschwinden, in das unsere Lampen ihnen nicht folgen können ...«

Kate schwieg. In der Offiziersmesse wurde es ganz still. Sie konnten hören, wie der Steuermann in der Kommandozentrale in regelmäßigen Intervallen ihre Tiefe ausrief.

»Fünfhundert Meter ... Sechshundert Meter ... Siebenhundert Meter ...

Die *Tenacious* war allein am Rand des Sperrgebiets.

»Eintausenddachthundert Meter ... Eintausendneunhundert Meter ...«

»Was machst du da?«, fragte Roddy Kate, als er merkte, dass sie die Augen fest geschlossen hatte und sich die Hand aufs Brustbein drückte.

»Atemübungen.«

»Bist du okay?«

»Ja, ich bin okay. Es ist die Vorstellung der Tiefe, in der wir uns befinden.«

Kommandant Gerhardie kam in die Offiziersmesse.

»Die Schalleute sagen, die Wale sind eine Meile vor uns. Sie schweben etwa zwanzig bis vierzig Meter über dem Meeresboden nahezu bewegungslos auf der Stelle. Ich lasse hundert Meter Abstand zwischen uns«, sagte er zu Roddy.

»Das ist nicht gut.«

»Wie bitte?«

»Wir müssen genauso tief tauchen wie die Wale. Wir sind hier, um den Meeresboden zu untersuchen, und die Scheinwerfer dringen nicht über zwanzig, dreißig Meter hinaus.«

»Wir können doch nicht mit achtzehn Knoten fahren, ohne wenigstens hundert Meter Wasser unter dem Kiel zu haben.«

»Dann drosseln Sie eben die Geschwindigkeit auf zehn oder meinewegen auch auf einen Knoten, das ist egal. Aber wir müssen auf jeden Fall den Meeresboden sehen können.«

Gerhardie griff zum Mikrofon.

»Kapitän. Drosselt Geschwindigkeit auf zehn Knoten bei zweitausendzweihundert Metern. Drosselt Geschwindigkeit auf drei Knoten bei zweitausenddreihundert Metern, geht in die Waagerechte, wartet weitere Befehle ab.«

Bei zweitausenddreihundert Metern ergaben die Schallmessungen, dass die Wale, wie Falkland sich ausdrückte, »immer noch warteten«. Sie waren eine halbe Meile vor ihnen. Die *Tenacious* reduzierte das Tempo auf einen Knoten und ging noch tiefer. Nach und nach wurde der Meeresboden im Schein der Tiefseedrucklampen sichtbar.

»Schlamm?«, fragte Kate und blickte in die braune Brühe.

»Das ist das Benthal. Alle Flora und Fauna, alles, was stirbt und im Meer zerfällt und nicht vorher gefressen wird, findet sich hier. Dadurch entsteht ein besonders üppiges Ökosystem. In den zwanzig bis fünfzig Metern Wasser unter uns ist mehr Leben als in der Meile Wasser über uns.«

»Was für eine Art von Leben?«

»Hauptsächlich mikroskopisch kleine Ein- oder Mehrzeller. Es gibt natürlich auch Würmer und Krustentiere und auch Fische.« Er begann die lateinischen Namen aufzuzählen, als Gerhardie verkündete: »Wir sind jetzt offiziell in SONAZ.«

Die *Tenacious* schob sich vorwärts und wirbelte dabei die oberste Schicht des Benthal auf. Die Kadetten stellten laufend die Kamerawinkel neu ein. Roddy glaubte etwas zu sehen, kurz bevor der Bildschirm in einen anderen Winkel ging.

»Warten Sie, schalten Sie noch einmal zu der vorigen Kamera zurück. Welche war das?«

»Am Heck, Sir.«

Roddy sah aufmerksam hin. »Nein, nichts.«

»An Backbord ist etwas, Sir«, sagte der andere Kadett, Drew.

Eine amorphe Form huschte vorbei, monoton, kaum sichtbar im Meeresboden.

»Was ist das?«, fragte Kate.

»Das kann ich nicht sagen, es ist weder nah noch deutlich genug.«

Unbehaglich fragte sich Roddy, was er wohl gesehen haben mochte. Kapitän Gerhardie, der kurz in der Kommandozentrale gewesen war, kam wieder in die Offiziersmesse.

»Wir sind nur noch hundert Meter von den Walen entfernt.«

»Okay«, murmelte Falkland kurz darauf, »da sind sie.«

Die Pottwale befanden sich über der Benthal-Grenzschicht, ihre Unterseiten waren unsichtbar wie der Kiel eines Boots in einem schmutzigen See. Als die *Tenacious* nur noch fünfzehn Meter von ihnen entfernt war, bewegten sie sich – und das U-Boot glitt in eine neue Dimension. Die Landschaft veränderte sich völlig. Jemand sagte: »Das gefällt mir nicht.« Kommandant Gerhardie kniff die Augen zusammen. Seine Handflächen wurden feucht. Diese Möglichkeit hat niemand erwähnt, dachte er. Das war nicht vorgesehen ...

Sammy Gale, der Offizier für Taktik und Sonar, kam in die Offiziersmesse.

»Alle Sonar- und Funksysteme sind ausgefallen, Sir. Es ist, als würden wir durch Vanillesoße fahren.« Niemand antwortete ihm. Er blickte auf die Monitore und zog scharf die Luft ein.

»Roddy?«, sagte Kate.

Roddys Hand, die auf der Rückenlehne von Falklands Sitz lag, zuckte. Er räusperte sich nervös.

»Häufig vorkommende, sehr primitive, vierzellige Mikroorganismen, die mit bloßem Auge kaum erkennbar sind unter, äh, normalen Bedingungen.«

Aber das hier waren keine normalen Bedingungen. So dicht wie Äpfel in einem Eimer hingen Organismen von etwa zwei Meter Durchmesser im Wasser. Durch ihre rote, gelatinöse

Form wirkten sie wie dunkle Fleischstücke oder Organe aus einem massiven Körper; ihre simplen Mechanismen, hundertmal so groß wie üblich, pochten. Die Wale und die *Tenacious* glitten vorsichtig durch das zarte Gewebe.

»Seht mal da«, rief Falkland aus, »ein Fisch!«

Aus der wogenden Fauna kam ein *Coryphaenoides rupestris*, ein Grenadierfisch, wie ihn Roddy noch nie gesehen hatte. Er war etwa zehnmal so groß wie normal und grauenhaft missgebildet. Sein langer Schwanz war an mehreren Stellen knotig geschwollen; als er sich mit einer Bewegung seiner übergroßen Brustflosse drehte, sah man, dass die Augen grotesk aus dem Körper hervorstanden, das eine so groß wie eine gewöhnliche Glühbirne, das andere eher wie eine verformte Neonröhre, die sich bis zum Rücken hinzog.

»Mutationen«, flüsterte Roddy Kate zu und dachte an den anonymen Brief, den Kate von dem Fischer bekommen hatte.

Die im Wasser hängenden Zellstrukturen wurden weniger. Immer mehr Fische kamen in Sicht, ganze Schwärme, die auf so bizarre Weise verunstaltet waren, dass sie wie Ausgeburten der Hölle wirkten. Riesige Köpfe voller Auswüchse und Beulen, die einander überlagerten. Manche waren förmlich in ihre Missbildungen eingewickelt und zogen rosa Fleischstreifen hinter sich her, dreimal so lang wie ihre Körper. Wie eine Gruppe Kriegsversehrter bewegten sie sich vorwärts, so gut sie vermochten. Manche hatten weitestgehend unversehrte Schwanzflossen, bei anderen hingen sie vor lauter Geschwüren so schwer herunter, dass sie ihre stummeligen Brustflossen als primitive Paddel benutzen mussten. Seltsam pinkfarben glühend schleppten sie sich in die finstere, geheimnisvolle Tiefe.

Schließlich wurden die Monitore wieder klarer, und die gequälten Kreaturen versperrten ihnen nicht mehr so zahlreich die Sicht. Auch die Wale waren besser zu sehen.

»Jetzt wissen wir es also«, sagte Kommandant Gerhardie ernst, als sei ihre Mission schon beendet.

Hoffentlich hast du recht, dachte Roddy insgeheim, aber er war davon überzeugt, dass das Schlimmste noch vor ihnen lag. Der breite Tiefseegraben, der die östliche Seite von SONAZ durchschnitt, stand im Zentrum seiner privaten Spekulationen. Die Wale führten sie dorthin. Er war noch etwa sieben Minuten entfernt. Immer näher kam die *Tenacious* heran.

»Äh«, sagte Kate und sah blinzelnd auf den Monitor.

»Da ist etwas, Sir«, sagte Drew.

Es dauerte einen Augenblick, bis sie begriffen, was sie sahen. Die Flutlampen strahlten die Umgebung an, doch dahinter lag eine andere Lichtquelle. Sie wurde immer stärker, bis alles um sie herum erleuchtet war. Kommandant Gerhardie starnte durch eine halbe Meile Wasser, direkt vor ihnen schwammen zwanzig Wale, und in der Ferne ...

Kate nahm ihren Bericht wieder auf.

»Wir befinden uns ganz nah am Meeresboden in der Tiefsee, begleitet von Pottwalen. Wir haben riesige, groteske Kreaturen gesehen, die auf dem Meeresboden liegen wie Murmeln auf einem Teller. Die Wale haben uns durch diese verstörenden Szenen zu dieser hier geführt, die anders ist, aber ebenso unerklärlich für mich. Vor uns ragt etwas auf, das ich nur als strahlende Lichtwand bezeichnen kann, und wir gleiten mit drei Knoten Geschwindigkeit langsam darauf zu ...«

Es überstieg ihren Horizont. Zwischen ihnen und der Wand lagen nur die Wale und die wolkigen Aufwirbelungen der

Benthal-Schicht, die unheimlich illuminiert war, wie dichter Morgennebel vor einer niedrigen Wintersonne.

Roddy stellte fest, dass die Wale langsamer wurden.

»Drosseln Sie die Geschwindigkeit«, drängte er. »Nein, stoppen Sie, die Wale halten an.«

»Kapitän«, sagte Gerhardie ins Mikrofon. »Geschwindigkeit null. Wiederhole, Geschwindigkeit null.«

Nur ein paar Hundert Meter von der Lichtwand entfernt machten die Wale und das U-Boot halt.

Roddy verließ die Offiziersmesse und lief in die Kommandozentrale.

»Wie weit sind wir vom Graben entfernt?«, fragte er den Navigator.

»Wir müssten direkt darüber stehen«, kam die Antwort.

In diesem Moment rief jemand aus der Offiziersmesse: »Sir, kommen Sie schnell.« Er kam gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie ein einzelner Wal sich von der Hauptgruppe löste und in der leuchtenden Wand verschwand. Roddy starnte in das Licht. Ihm war etwas aufgefallen. Wie ein kochend heißer Lavastrom, der sich langsam über einen flachen Hügel ergießt, breitete sich das Licht klar erkennbar auf dem Meeresboden aus.

2

Ein zweiter und dritter Wal waren im Licht verschwunden, bevor die *Tenacious* bereit war. Als der vierte Pottwal sich von der Gruppe löste und durch die Mauer schwamm, rief Gerhardie ins Mikrofon: »Steuermann, los, los, los. Viel Glück uns allen!«

Das U-Boot drängte sich durch die verbleibenden Wale, die zur Seite rückten, als die schwarze Maschine vorbeiglitt. Das U-Boot war zwar doppelt so schnell wie der Wal, dem es folgte, konnte aber nur halb so effektiv beschleunigen. Alle kniffen die Augen zu, als sie durch die gleißende Helligkeit drangen, in der der Wal verschwunden war.

»... folgen einem Wal ins Licht, ein Licht auf dem Meeresgrund, über das wir nichts wissen ... Ich kann, ich, wir sind durch, wir sind darin, wir sind mitten im Licht, es ist, als ob das Wasser selbst leuchtet. Vor uns kann ich den Wal sehen, er taucht leicht, unter uns befindet sich ein Tiefseegraben, und ... Jetzt sucht einer der Kadetten den Boden mit einer ferngesteuerten Kamera ab. Es ist, als würde man auf einer Klippe stehen und dreihundert Meter tief hinunterschauen. Ich kann zwar nichts Außergewöhnliches sehen, aber es ist schon außergewöhnlich, dass ich überhaupt etwas sehen kann ...«

Roddy starrte auf den einzelnen Wal. Was war los? Das Tier wurde immer langsamer, je näher es dem Boden des Grabens kam. Die *Tenacious*, die zuerst hundert Meter entfernt gewesen

war, war jetzt nur noch fünfzig Meter weit weg. Der Boden des Grabens war weniger als hundert Meter entfernt.

»Irgendetwas stimmt nicht«, sagte jemand.

Das Wasser um den Wal herum bekam einen grünlichen Schimmer. Das Tier schwamm noch, aber immer schwerfälliger. Ganze Hautlappen lösten sich und glitten über das U-Boot. Es dauerte nicht lange, bis Schwanz und Schwimmflossen blutrot waren, ohne Fleisch und Haut, die grauweiße Fettschicht löste sich vom Körper. Aus der Seite drang plötzlich ein dünner Blutstrahl, wie von einem Schnitt. Dann quoll immer mehr Blut. Die Sehnen, so dick wie zusammengeknotete Taue, lagen bloß. Der Wal löste sich auf. Die Eingeweide trieben heraus, verschwanden. Man sah die Muskeln, die inneren Organe, aber noch schwamm das Tier immer weiter, wie durch Säure. Schließlich wurde es langsamer, ein paar letzte schwache Zuckungen ... Dann war der Wal nur noch ein Skelett, das langsam zu Boden sank.

Falklands Kindergesicht zitterte. Gerhardie hatte es die Sprache verschlagen, und er überlegte voller Panik, ob die *Tenacious* wohl der chemischen Suppe, durch die sie offensichtlich schwammen, widerstehen würde.

»Sprich!«, zischte Roddy Kate zu, die unter Schock zu stehen schien. »Sprich!«, schrie er. »Beschreib, was wir dem Meer angestan haben, und dann sag mir, ob diese Wale in Blackpool nicht zu ihrer Tat getrieben worden sind.« Er wandte sich an Gerhardie. »Sie wollten uns etwas zeigen. Wir sollten ihrem Kurs folgen.«

Gerhardie nickte. Die *Tenacious* glitt immer näher an ihr unbekanntes Ziel heran. Sie wurde jetzt wie durch einen Fluss na-

vigiert und schwamm genau in der Mitte des breiten Grabens. Unter ihnen war blanker, nicht durch Benthal verdeckter Felsen. Das Licht war wie eine Art Färbung, die alles durchdrang.

Roddy begann zu schwitzen. Er wich leicht vor den Monitoren zurück, verschränkte die Arme über der Brust und ballte die Fäuste. Er konnte keinen zusammenhängenden Gedanken mehr fassen, so groß war sein Entsetzen. Was für ein unglaublicher Missbrauch an der Natur, was für ein krimineller chemischer Cocktail kann dies anrichten? Das ist mehr als nur reine Wasserverschmutzung. Hier findet etwas Aktives statt, eine chemische Reaktion, ein Prozess, von dem wir nichts wissen. Die unbekannten Bestandteile ... Vielleicht nähren chemische Waffen und Benthal einander, vielleicht spielen ja auch die Bedingungen der Umgebung eine Rolle – vulkanische Energie und Materie? Hydrothermale toxische Emissionen? Das weiß nur Gott, ich nicht. *Was haben wir nur getan?*, wiederholte eine verzagte Stimme in seinem Kopf immer wieder.

Auch Falklands weiches, rosiges Gesicht war schweißgebadet. Ständig fuhr er sich mit der Zunge über die Lippen, während er die ferngesteuerten Kameras lenkte. Roddy setzte sich auf den leeren Platz neben ihm – Kommandant Gerhardie, der sich Sorgen machte, wie sein Schiff auf das kontaminierte Meerwasser reagieren würde, hatte den Gefreiten Drew damit beauftragt, eine Schadensüberprüfung durchzuführen – und begann, ebenfalls zwei Kameras zu bedienen. Er schwenkte die Steuerbord-Kamera um sechzig Grad und blickte über eine Mondlandschaft: blass, hell und voller Felsen. Er meinte, verschwommen das Ende des Grabens sehen zu können, eine senkrechte Fläche in der Ferne. Aber sonst gab es nichts zu sehen. Vor drei Minuten noch hatte sich der Pottwal *aufgelöst*; und

vor dem Graben hatten sie mutierte Fische und aufgeblähte einfache Organismen gesehen, die wie groteske Dekorationen im Wasser hingen. Es war, als ob die *Tenacious* auf dem Weg zum Epizentrum des Bösen durch unterschiedliche Zonen fuhr. Was kommt als Nächstes?, dachte Roddy.

Er hörte Kate mit leiser, drängender Stimme berichten, konzentrierte sich aber so auf seine Aufgabe, dass er die einzelnen Wörter nicht verstand. Draußen veränderte sich jetzt die Qualität des Lichts. Vor ihnen lag noch ein zusätzlicher Schein, wie eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang im Osten, wenn man das Licht bereits spüren und ahnen, aber noch nicht sehen kann.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Gerhardie, der gerade wieder in die Offiziersmesse kam.

»Ja«, erwiederte Roddy.

»Bis jetzt ist kein größerer Schaden entstanden. Wir denken bloß, dass wir leichter zu pingen sind.«

»Was?«

»U-Boote sind mit einer speziellen Substanz gestrichen, mit der Radar und Sonar nicht gut klarkommen. Diese Schicht ist jetzt weg, sodass uns andere U-Boote leichter pingend, also lokalisieren können. Aber das Metall hält stand.«

»Gut.«

Gerhardie schwieg einen Moment, dann fuhr er fort: »Als ich sah, wie sich der Wal vor unseren Augen auflöste ...«

»Ja?«

»Da ist mir klar geworden, dass Sie kein Irrer sind, der von einer schwachen Regierung bei Laune gehalten – oder benutzt – wird.«

Mit jedem Meter, den sie zurücklegten, wurde die neue Qualität des Lichts deutlicher. Es hatte jetzt einen bläulichen Schim-

mer. Es saß auf dem Meeresboden, und das Blau mischte sich mit dem farblosen Licht, das aus dem Wasser zu kommen schien. Es füllte die gesamte Breite des Grabens aus. Es wirkte bedrohlich, und Roddy gefiel es gar nicht. Immer näher glitt die *Tenacious* dem blauen Licht entgegen – dem *bösen Leuchten*.

»Es ist wie ein, es ist, als käme es aus einer Art Schlamm oder so etwas ...«

Falklands Beschreibung war unzureichend, aber er hatte recht. Etwa zweihundert Meter vor sich sahen sie einen dicken, durchscheinenden Brei, der den Meeresboden bedeckte. Klumpen von bläulich phosphoreszierendem Schleim hatten sich gebildet, in denen amorphe Formen und Blasen zu sehen waren, als das U-Boot vorsichtig über den äußersten Rand des Zeugs glitt.

»Sir«, sagte Falkland zögernd.

Die Kamera zeigte einen von Menschenhand gefertigten Gegenstand aus Metall, der im Schleim vergraben war. Und sie entdeckten immer mehr, halb verborgen und kaum zu erkennen in der bläulichen Masse. Es gab neue und alte, manche waren verrostet, andere sahen aus wie kaum gebraucht: große und kleine Kanister, Metalltrommeln, Bleigefäße, Kapseln, groß wie Schuhkartons. An manchen Stellen waren sie regelrecht übereinandergestapelt, sodass der blaue Schleim um sie herum kleine Hügel bildete. An anderen Stellen blubberten dicke Blasen, wie Luft, die aus einem heißen Geysir zischt.

»Das geht schon seit Jahren so«, sagte Roddy. »Hier ist jede Menge Dreck abgeladen worden.«

»Aber kannst du erklären, was der Dreck ... angerichtet hat?«, fragte Kate, die voller Entsetzen auf die Monitore sah.

»Ich kann nur spekulieren. Wenn hier alles abgeladen worden ist, von Agent Orange bis zu VX-Nervengas, dann weiß der Himmel, ich meine ... es könnten Reaktionen zwischen unterschiedlichen Typen chemischer Waffen entstanden sein, und niemand kann sagen, was dabei herauskommt. Und es könnte auch zu Verbindungen mit der anderen Materie hier unten gekommen sein. Wo ist zum Beispiel das Benthal? Die Benthal-Zone besteht aus Milliarden Tonnen toter Flora und Fauna, es ist reiner Kraftstoff, wo ist es also? Es muss aufgesogen oder vereinnahmt worden sein ... und durch den Druck hier unten könnten unvorhergesehene Reaktionen auftreten, vulkanische Aktivität, hydrothermale Winde mit Temperaturen bis zu vierhundert Grad Celsius ...« Er stieß langsam die Luft aus. »Ich kann es in diesem Stadium nicht erklären, ich kann es lediglich vermuten. Das müssen die Laborleute abklären.«

Falkland ging mit der Kamera näher an einen Kanister heran. Kommandant Gerhardie kniff die Augen zusammen.

»Noch näher«, sagte er.

Der graue Metallbehälter lag oben auf dem Schleim, so groß wie ein Koffer. Er war über und über mit dem Totenkopfzeichen bedeckt, in der rechten Ecke stand etwas auf Russisch, und am Boden war zu lesen »Europäische Union/St Johnston Atoll CW Entsorgungsanlage«.

»So werden unsere Steuergelder verwendet«, sagte Gerhardie angewidert.

* * *

Etwa achtzehn Kilometer entfernt trieb ein schwarzer Schatten langsam im Ozean. Er zog ein großes Schleppsonar hinter sich her. Wie jedes U-Boot war er taub und blind, wenn er schnell fuhr – ab zwanzig Knoten aufwärts –, aber bei geringer Geschwindigkeit konnte ein Kontakt auf vierzig Kilometer gepingt werden. Warum war also nichts zu hören?

Kommandant Mikhail Zemtsov stand im Schallraum dieses russischen U-Boots, schaute dem Sonar-Operator über die Schulter und versuchte, sich seine Nervosität nicht anmerken zu lassen. Im östlichen Teil des sogenannten SONAZ-Gebiets waren zehn oder zwölf Quadratkilometer einfach unsichtbar. In einer Hinsicht war der Kontaktverlust mit dem anderen U-Boot das Beste; wenn diese Briten doch nur für immer und ewig im Abgrund des von ihnen selbst ausgehobenen Lochs versinken würden ... Aber wenn nun das Verschwinden des U-Boots nicht den Untergang der *Tenacious* bedeutete, sondern ein erfolgreiches Entkommen?

Der Sonar-Operator seufzte melodramatisch und zuckte mit den Schultern, als ob er sagen wollte: Was für einen Sinn hat es zu pingeln, wenn nichts zurückkommt?

»Versuch es einfach weiter«, sagte der Kommandant verärgert. Ein schlecht ausgebildeter, unmotivierter Wehrpflichtiger, schäumte er innerlich, früher hat es so etwas nicht gegeben ...

Der Kommandant hatte sein erstes Kommando auf einem Diesel-U-Boot am Ende der Sowjetära gehabt. Zemtsov trauerte den tyrannischen Gewissheiten dieses Regimes weiß Gott nicht nach, wie so viele seiner Offizierskameraden es anscheinend taten. Und doch: Wie aufregend es gewesen war, Teil einer gefürchteten, mächtigen Seemacht zu sein!

Er verließ den Schallraum und ging in seine private Kajüte, nur eine Schuhsschachtel, aber seinem Rang entsprechend ganz für ihn allein. Eine Thermoskanne mit starkem schwarzem Kaffee wartete hier auf ihn, und er schenkte sich nachdenklich eine kleine Tasse ein. Gleich würde Klepko, seine Nummer zwei, zur Besprechung kommen. Wie würde er wohl auf das, was er ihm zu sagen hatte, reagieren? Bekümmert schüttelte er den Kopf. Als die Sowjetunion zusammengebrochen war, war in die Militärmacht des Mutterlands nichts mehr investiert worden, und erst seit Kurzem kümmerte man sich wieder um das Problem. Die meisten Maschinen und Geräte waren schrottreif, und in der schlimmsten Zeit war auch noch das Personal halbiert worden, sodass jetzt immer noch zu viele Wehrpflichtige da waren, die nur sporadisch bezahlt wurden. Die Kommandanten waren alle korrupt, aber – Zemtsov verdrehte die Augen – was konnte man schon von einem Land erwarten, in dem die Kleptokratie so mächtig war, dass ihr alle Banken gehörten? Und was seine geliebte U-Boot-Flotte anging ... Die Nordmeerflotte, die auf der Höhe ihrer Macht über mehr als zweihundert Kampfschiffe verfügt hatte, konnte jetzt kaum die Mittel aufbringen, um dreißig dieser Schiffe einsatzbereit zu halten. Der Rest rostete in den Werften von Polyarny und der Halbinsel Kola dahin. Sein eigenes Schiff, ein Atom-U-Boot der Victor-Klasse, hätte schon längst dringend einer Überholung bedurft; *vor fünf Jahren*, dachte Kommandant Zemtsov wütend.

»Herein«, rief er noch vor dem Klopfen, als er Klepko näher kommen hörte.

»Kommandant.«

Klepko hatte wie Zemtsov ebenfalls noch in der Sowjetära gedient, und wie Zemtsov schämte er sich über den Zustand

der heutigen U-Boot-Marine. Aber während der Kommandant sich immer noch an die Hoffnung klammerte, dass ihr Mutterland sich nur in einer schmerzhaften Übergangsperiode zu einer gereiften, funktionierenden Demokratie befände, war Klepko ein unverbesserlicher Parteimann, der Glasnost, Perestroika und den freien Markt, der darauf gefolgt war, als Katastrophe betrachtete.

»Eine seltsame Mission«, sagte Klepko und lehnte die Tasse Kaffee ab, die sein Vorgesetzter ihm anbot.

»Seltsamer, als du denkst, Genosse«, antwortete Zemtsov. Er war ebenso überrascht wie Klepko, dass ihm die alte Anrede entschlüpft war. Es war unbewusst geschehen. Die beiden Männer blickten sich an. »Hör zu, ich muss dir sagen, dass ich von gewissen Vorgesetzten Befehle erhalten habe, die anderen Vorgesetzten nicht bekannt sind.« Klepkos Augen weiteten sich. »Was auch immer ich also tue, ich gehorche immer nur einem Herrn und missachte den Befehl des anderen. Das wollte ich dir sagen.«

»Wie lautet dein Befehl, Kommandant Zemtsov?«

»Das U-Boot der Trafalgar-Klasse zu zerstören.«

Klepko blinzelte.

»Von wem kommt der Befehl?«

»Vom Oberbefehlshaber der U-Boot-Marine der Nordmeerflotte, aber nicht vom Oberbefehlshaber der gesamten Flotte.«

»Er weiß nichts davon?«

»Er weiß nichts davon.«

»Aber er wird es innerhalb weniger Minuten herausfinden«, stieß Klepko hervor. »Wie sollen wir denn vertuschen, dass wir Torpedos abgefeuert haben?«

»Ja, ja, aber wenn es erst einmal geschehen ist, wird es selbst der Kreml vertuschen wollen.«

»Der Kreml ist also ...?«

»Nein, er ist nicht involviert. Noch nicht. Aber der Oberbefehlshaber erwartet die ›Sanktion‹ des Verteidigungsministers. Das überrascht mich nicht im Geringsten.«

Klepko stieß einen leisen Pfiff aus. Er ergriff ein leeres Blatt Papier, das auf dem Schreibtisch des Kommandanten lag, und glättete es zwischen den Fingern.

»Zu einem solchen Befehl, mit all seinen Risiken«, wandte er ein, »müssen sie dir doch eine Erklärung gegeben haben, wenn sie erwarten, dass du ihn ausführst.«

»SONAZ ist anscheinend eine internationale Giftmülldeponie in großem Umfang. Viele Nationen sind beteiligt, einschließlich unserer und Großbritannien. Aber der Geheimdienst meint, dass die Engländer, wenn sie jetzt in das Sperrgebiet eindringen, auf jeden Fall Beweise dafür mitbringen werden, dass Russland falsch gehandelt hat. Und der Oberbefehlshaber ist der Meinung, dass unser Land sich das nicht leisten kann.«

»Was im Klartext heißen soll, dass seine politischen Vorgesetzten und ihre ...« – Klepko verzog angewidert das Gesicht – »... ihre Partner auf dem freien Markt es sich nicht leisten können.«

»Ja, ja, ich weiß. In unserem Land sind die Schwachen und die Bösen an der Spitze. Aber, Klepko, das ändert nichts an der Tatsache, dass die Briten Meister darin sind, die Schuld auf andere abzuwälzen. Die Konsequenz für uns wird internationale Ächtung sein, und das bedeutet weitere Desintegration und Mühen für unser Volk. Wenn jedoch ihr Schiff in SONAZ ver-

schwindet, dann wäre das ...« – der Kommandant wählte seine Worte sorgfältig – »... ein alternatives Ergebnis.«

»Du riskierst eine internationale Krise.«

»Die gibt es bereits, und wir stecken mittendrin. Und warum sollen wir uns wieder vom Westen den Schwarzen Peter zuschieben lassen?«

»Und was passiert, wenn sie das nächste U-Boot hinterher-schicken, und es ›verschwindet‹ ebenfalls?«

»Das werden sie nicht tun. Nicht an einen Ort, der Sonar und Radar auf unerklärliche Weise einfach aufsaugt und an dem schon ihr erstes U-Boot verschwunden ist. Noch nicht einmal der Westen kann es sich leisten, milliardenteure U-Boote so wegzuwerfen.«

»Du hast also deine Entscheidung getroffen.«

»Ich wollte deine Meinung hören.«

»Ich befolge *meine* Befehle«, erwiderte Klepko ruhig.

* * *

Beladen mit dem kostbaren Filmmaterial, das das Bewusstsein der Menschen auf einen der dunkelsten Punkte der Menschheit richten würde, machte die *Tenacious* sich daran, SONAZ zu verlassen. Sie waren auf weitere entsetzliche Mutationen und auf die zwei Skelette der anderen Pottwale, die in den Graben geschwommen waren, gestoßen, aber der Rückweg war nicht annähernd so gefährlich wie der Hinweg. Jetzt hatten sie den Graben hinter sich gelassen und fuhren erneut durch die im Wasser schwebenden riesigen Organismen. Angst und Anspannung hatten nachgelassen und waren einer Art Trauer gewichen. In

der Kapitänskajüte waren Kate und Roddy in ein Gespräch mit Kommandant Gerhardie vertieft.

»Die Regierung wird stürzen«, erklärte Gerhardie. Er klang verwundert darüber, Teil eines so historischen Ereignisses zu sein.

»Und wenn schon!«, erwiderte Roddy grob. Erschöpft saß er auf dem Bett des Kommandanten und konnte kaum noch die Augen offen halten. »Der Sturz einer Regierung ist in diesem Zusammenhang völlig unwichtig. Hier geht es um menschliche Gier und Dummheit und um das Überleben des Lebens auf der Erde. Wen kümmert es da schon, was mit der Regierung passiert? Ein Premierminister ist zu ersetzen. Die Erde nicht.«

»Ich wünschte, ich hätte diese kleine Rede auf Band aufgenommen«, sagte Kate.

»Ich halte sie oben noch mal«, bot Roddy ihr an.

Es klopfte an der Tür, und der TASO steckte seinen Kopf herein.

»Entschuldigung, Sir, ich wollte Ihnen nur sagen, dass wir ein paar Funkkontakte haben.«

»Gut. Ist irgendjemand in unserer Nähe?«

»Eine Victor III pingt uns offen.«

»Tatsächlich?« Gerhardie stand auf und überlegte. »Na ja, pingen Sie zurück. Sie sollen ruhig wissen, dass wir sie entdeckt haben. Die frechen Bastarde!«

»Ja, Sir.«

* * *

Der Sonar-Offizier lauschte auf die Geräusche des Ozeans. Das Knacken und Knistern in seinen Kopfhörern kam von unzähligen

gen kleinen Lebensformen im Meer, aber auf dem Display bildeten sie kein klares Muster. Nach einer Weile jedoch formierte sich ein ständiges Geräusch bei sechzig Hertz. Der Funker blätterte in seinem Handbuch, um das Profil zu überprüfen.

»Kontakt«, rief er. »Eigenständige Frequenz. Vermutliche Identität britische Trafalgar-Klasse.«

Im Kontrollraum spähte Kommandant Zemtsov auf den dunklen Monitor und wartete darauf, dass auch der Radar-Offizier Kontakt bekam. Das regelmäßige, rhythmische Schwenken des Radars war beinahe hypnotisch. Und dann begann ein kleiner, grüner Diamant aufzublitzen.

»Kurs zwei-acht-null, Zielpeilung durchführen.«

Der Steuermann zog die Augenbrauen hoch, als er das U-Boot auf Kurs brachte. Zielpeilung?

Zwölf Kilometer, dachte Zemtsov; in diesem Fall konnten sie nur eine drahtgelenkte Rakete verwenden. Aber es war wichtig, sie so nahe wie möglich an SONAZ zu versenken.

Zehn Minuten später, als die Peilung erfolgt war, warf Zemtsov einen letzten Blick auf das Ziel.

»Auf Gefechtsstation. Raketenrohr Nummer drei aktivieren!«

Der Mangel an Aktivität, der darauf folgte, hatte nichts mit Meuterei, sondern vielmehr mit Überraschung zu tun.

»Anweisung ausführen!«, bellte Klepko.

»Kommandant!«

Der Waffen-Offizier, ein Moslem namens Vadyaev, gehörte zur nicht wehrpflichtigen Besatzung auf dem U-Boot und war daher einer der fähigsten Leute an Bord. Jetzt verließ er hastig seinen Platz, um die Öffnung des Raketenrohrs zu überwachen.

»Kurs eins-fünf-fünf, endgültige Zielentfernung berechnen.«

Die wenigen Handgriffe waren rasch erledigt. Der Waffen-Offizier kehrte zurück und nahm seinen Platz wieder ein.

»Steuerbord fünf«, befahl Zemtsov, »warten.«

Eine Pause trat ein. Die Mannschaft wartete auf weitere Befehle. Vadyaev, der an der Schaltkonsole stand, legte seinen Daumen auf seinen zuckenden Zeigefinger am Abzug.

»Fertig machen zum Feuern«, sagte Zemtsov.

Vadyaev nickte kaum merklich. In der Kommandozentrale der Victor herrschte Schweigen. Etwa zehn Sekunden lang bewegte sich der Waffen-Offizier nicht und stand in gebeugter Haltung über dem Schaltknopf. Gerade als seine Konzentration nachzulassen begann und er sich fragte, worauf der Kommandant denn noch wartete, sagte Zemtsov in ruhigem Tonfall: »Feuer.«

Vadyaev gab seinen zuckenden Zeigefinger frei und betätigte den Abzug. Die Rakete schoss aus dem Rohr heraus, einen Lenkdraht hinter sich herziehend.

»Bugsonar kontrolliert die Waffe«, sagte der Waffen-Offizier.
»Waffensensoren übernehmen in etwa sechzig Sekunden.«

Seine Hand lag über dem Schalthebel; wenn die Sensoren nicht funktionierten, würde er die Rakete selbst steuern müssen.

Zemtsov wurde ganz ruhig. Jetzt war es geschehen. Er hatte seine Entscheidung getroffen, und in ein paar Minuten waren unschuldige Männer tot. Wie würde er in zehn Jahren darüber denken? In zwanzig Jahren? Auf dem Totenbett? Stirnrunzelnd starrte er auf den Monitor. Das Ziel stand bewegungslos in der Mitte. Der Torpedo – ein grüner Punkt – bewegte sich unausweichlich darauf zu.

3

Die *Tenacious* stieg stetig auf. In seiner Kajüte schenkte Kommandant Gerhardie Kate und Roddy ein Glas Sherry ein.

»Auf das Meer«, sagte er, ein wenig verlegen, »und auf die Wahrheit über das Meer.«

Roddy stieß mit ihm und Kate an; trotz der entsetzlichen Zerstörungsszenen, die sie gesehen hatten, trotz all der Arbeit, die noch vor ihnen lag, um diesen unermesslichen Schaden an der Meeresumwelt aufzuhalten und umzukehren, verspürte er ein Gefühl der Erleichterung. Seine Vermutungen hatten sich als richtig erwiesen, und von nun an würde die Welt doch sicher zuhören, wenn Umweltschützer etwas sagten. Es war vielleicht idealistisch, aber er stellte sich vor, wie Regierungen, Industrie und Verbraucher gemeinsam an einer besseren Welt arbeiteten.

Kate wirkte immer noch ein wenig angespannt und zurückgezogen. Die Anstrengung, ihre Angst vor Wasser und engen Räumen zu unterdrücken, forderte ihren Preis. Auch auf sie warteten bedeutende Aufgaben. In etwa einer Stunde würde sie die wahrscheinlich wichtigste Sendung ihres Lebens machen, und sie musste sich noch eine Schlagzeile ausdenken, die diese Story für jeden unvergesslich machen würde. Alle möglichen Satzfetzen gingen ihr durch den Kopf, und wieder einmal verdrängte sie ihre Angst, um sich auf den Text zu konzentrieren.

»Nicht schlecht«, sagte Gerhardie, nachdem er einen Schluck Sherry getrunken hatte.

Plötzlich hörten sie aus der Kommandozentrale ein lautes, nervöses: »Himmel ...« Gleich darauf folgte der Schrei: »Angriff, wir werden angegriffen, Angriff, Angriff!«

Gerhardie sprang auf, als auch schon Sammy Gale in der Tür stand und keuchte: »Torpedo, Sir!«

Die beiden Männer rannten weg.

»Torpedo Peilung rot null-vier-null«, schrie jemand, »rechts weisende Peilung zwei-drei-fünf!«

»Kurs zwei-drei-fünf«, gellte Gerhardie und eilte zum Waffenkontrolltisch. Mit einem raschen Blick auf die Monitore überzeugte er sich, dass es sich nicht um einen Irrtum handelte. »Mannschaft der *Tenacious*, ich übernehme das Kommando! Feuert einen Täuschkörper ab!«

»Aye, aye, Sir!«

»Bleibt ruhig, denkt an eure Ausbildung, euer Leben könnte davon abhängen!«

Der Ruck, mit dem der Täuschkörper abgefeuert wurde, ging durchs ganze Schiff. Der Kommandant und der Zweite Offizier beugten sich über den Waffenkontrolltisch. Der Steuermann, die übrigen Offiziere und die Kadetten rührten sich nicht vom Fleck. Ein paar Sekunden lang herrschte Stille. Roddy und eine totenbleiche Kate fassten sich unwillkürlich an den Händen. Schließlich sagte der Zweite Offizier in verstörend normalem Tonfall:

»Ich habe es gefunden, Sir. Sehen Sie sich diese Störsignale an. Es ist das russische U-Boot.«

»Wie lange haben wir noch?«, fragte Gerhardie.

»Etwa dreieinhalb Minuten.«

Kate begann heftig zu zittern, als ob sie einen Stromstoß bekommen hätte.

»Nicht in einem U-Boot!«, schrie sie. »O lieber Gott, lass mich nicht hier unten sterben!«

Vor lauter Angst wurden ihre Kräfte übermenschlich. Roddy konnte sie kaum bändigen. Sie schlug und trat nach ihm, schrie aus Leibeskräften. Zwei Kadetten eilten Roddy zu Hilfe, und gemeinsam warfen sie die Frau zu Boden. Einer der Kadetten schloss die Tür zum Zimmer des Kapitäns, damit die Mannschaft in der Kommandozentrale nicht gestört wurde.

»Kate, Kate, Kate, Kate«, sagte Roddy immer wieder dicht an ihrem Ohr, aber er konnte ihre Hysterie nicht durchbrechen.

»Die Raketensensoren haben übernommen«, sagte der Zweite Offizier grimmig. »Zwei Minuten fünfundvierzig Sekunden.«

»Wie laut ist unser Täuschkörper?«, rief Gerhardie in den Schallraum.

»Sehr laut.«

»Laut genug, um den Torpedo von seinem Kurs abzubringen?«

»Das kann ich jetzt noch nicht sagen, Sir.«

»Gut. Steuermann, tauchen.«

Das U-Boot neigte sich in einem steilen Winkel, und alle bemühten sich darum, das Gleichgewicht zu halten. Erneut wurde es in der Kommandozentrale still. Aus der Kapitänskajüte waren erstickte Schreie und Stöße zu hören.

»Zwei Minuten fünfzehn Sekunden.«

In einer anderen Kommandozentrale gab der Waffenkontrolloffizier seinem Kommandanten die Zeiten durch.

»Zwei Minuten bis zum Aufschlag.«

»Ihr Täuschkörper?«

»Stört lediglich den passiven Sonar, Kommandant, der aktive lässt sich nicht täuschen.«

Zemtsov und Klepko beobachteten, wie der grüne Punkt die Mitte des Bildschirms durchquerte. Es war wie ein Computerspiel, nur dass das Ergebnis nicht in Punkten, sondern in echten Toten gezählt wurde.

»Eine Minute dreißig Sekunden.«

»Eine Minute bis zum Aufschlag.«

»Fünfundvierzig Sekunden!«

»Dreißig Sekunden!«

Gleich haben sie es überstanden, dachte Zentsov. Die armen Teufel.

* * *

»Dreißig Sekunden, Sir!«

»Der Täuschkörper?«

»Bewirkt nichts, Sir.« Der Zweite Offizier lächelte traurig und sagte völlig unpassenderweise: »Tut mir leid.«

Absolute Stille trat ein. Jemand reichte einem Freund die Hand.

»Viel Glück«, sagte er.

»Das ist kein verdammtes Fußballspiel«, war die Antwort.

Kates hysterischer Anfall war vorüber. Sie stand unter Schock. Erschlafft und zitternd lag sie in Roddys Armen. Er flüsterte: »Alles okay, alles ist gut, alles okay.« Aber eigentlich bemerkte er sie gar nicht mehr. Er redete mit sich selbst.

In der Offiziersmesse richtete der Gefreite Falkland eine ferngesteuerte Kamera nach vorne aus. Er hörte, wie der Zweite Of-

fizier die letzten Sekunden seines Lebens auszählte. Nervös fuhr er sich mit der Zunge über die Lippen und starrte auf den Bildschirm, auf dem der Metallzylinder stetig näher kam. »O lieber Gott, rette mich«, begann Falkland instinktiv zu beten.

Die Wale, die das U-Boot begleiteten, erschienen auf dem Monitor. Sie schwammen an der *Tenacious* vorbei nach vorn. Ein paar Sekunden erst waren sie zu sehen, ihre Schwanzflossen schlugen auf und nieder, als ...

* * *

»Vierhundert Meter«, brüllte Vadyaev. »Zehn Sekunden, neun Sekunden, acht Sekunden ...«

Die Männer in der Kommandozentrale blickten einander staunend an. Dafür waren sie ausgebildet worden, aber sie hatten es noch nie in die Tat umgesetzt.

»Fünf Sekunden, vier Sekunden, drei Sekunden – Aufschlag?«

Eine Pause entstand.

»Was soll das heißen, Aufschlag?«, zischte Klepko wütend.

»Zwei Sekunden zu früh«, erwiderte Vadyaev verwirrt.

Die Druckwelle der Unterwasserexplosion ließ die Außenhaut der *Tenacious* erbeben und warf alle zu Boden. Kate und Roddy wurden durch den Raum geschleudert und stürzten dann wie auf einer Achterbahnfahrt ab. Danach herrschte Stille, bis schließlich von überallher Schreie und Stöhnen ertönten.

»Wir sind in Ordnung!«

»Aaahhh!«

»Er blutet, helft mir mal!«

In der Kommandozentrale wurde Kommandant Gerhardie auf die Beine gezogen. Er schüttelte den Kopf, um ihn klar zu bekommen, und stellte überrascht fest, dass er an der linken Schläfe blutete.

»Sie ist nicht eingeschlagen«, sagte der Zweite Offizier, der immer noch am Waffenkontrolltisch saß. »Sie hat uns nicht getroffen.«

»Hat sie den Täuschkörper getroffen?«

»Nein, auch nicht den Täuschkörper.«

»Was denn?«

Der Zweite Offizier zuckte mit den Schultern.

In der Offiziersmesse saß Falkland sprachlos vor den Monitoren. Die *Tenacious* fuhr durch zerfetzte Walleiber. Riesige Fleischmassen drehten sich mit obszöner Anmut im Wasser, das rot von Blut war. Ein vollständiger riesiger Brustkorb schabte am Bug vorbei und glitt dann langsam an der Seite des U-Boots entlang. Eine Schwanzflosse blieb am Bug hängen wie eine abstoßende Galionsfigur, aus der in dickem Strahl Blut pumpte. Weitere Wale kamen in Sicht, und Falkland keuchte unwillkürlich voller Mitleid und Entsetzen auf. Die Geschöpfe lebten zwar noch, aber sie waren tödlich getroffen. Einer, dessen linke Flanke aufgerissen war, sank bereits. Der andere trieb im Wasser und bewegte kläglich den Schwanz, an dem verstümmelte Flossen hingen. Weitere verletzte Wale tauchten auf. Die *Tenacious* rammte einen von ihnen, und während Falkland in hilflosem Protest aufschrie, verschwand das Tier mitsamt seiner abgerissenen Schwanzflosse unter dem Bug. Schließlich wurde das Wasser wieder klar, und sie ließen die toten und sterbenden Tiere hinter sich. Vor ihnen schwammen die Wale, die heil

geblieben waren. Falkland konnte nicht sehen, dass die Überlebenden mit grimmiger Entschlossenheit Kurs auf das russische U-Boot nahmen.

* * *

»Der Torpedo ist aufgeschlagen, Kommandant, aber das Ziel ist immer noch ... da«, sagte Vadyaev kläglich.

»Was soll das heißen?«

»Ich weiß es nicht, Kommandant. Wir haben es nicht getroffen, Kommandant.«

»Natürlich haben wir es getroffen, du Idiot! Schallraum, was habt ihr?«

»Ich kann es nicht verstehen, Kommandant«, rief der Wehrpflichtige. »Die Daten sind noch genauso wie vor dem Aufschlag. Das Ziel wurde nicht getroffen.«

»Was ist mit dem Täuschkörper?«

»Der Täuschkörper ebenfalls nicht ... Zahlreiche Wale in der Nähe, Kommandant.«

Kommandant Zemtsov blickte sich um und rang nach Wörtern.

»Geben Sie mir die Entfernung zum Ziel«, befahl er. Er wartete, erhielt aber keine Antwort. »Schall, ich habe gesagt, ich will die Entfernung zum Ziel!«

»Ja, Kommandant. Entschuldigung, Kommandant, äh ...«

Zemtsov konnte sich nicht mehr beherrschen. Brüllend marschierte er in den Schallraum. »Was ist mit dir los, du blöder Bauer? Sag mir die Entfernung!«

»Ich kann das Ziel nicht mehr sehen, Sir! Irgendetwas stimmt nicht.«

Der Kommandant starrte auf die Monitore ... Was für ein Chaos.

»Was ist los?«, fragte er ruhiger.

»Ich weiß es nicht, Kommandant. Es ist, als wäre etwas um uns herum. Wir können nichts hören.«

Plötzlich ruckte das U-Boot. Die Seeleute schauten sich unbehaglich an. Erneut ruckte es, eine unnatürliche Bewegung.

»Was ist los?«, rief jemand ängstlich.

Der Boden unter ihren Füßen bewegte sich.

»Hey!«, rief Klepko, als das Schiff zu rotieren begann.

Im kalten Wasser draußen drängten sich die Wale an einer Seite des zehn Meter hohen Kommandoturms. Mit ihren Flossen stießen sie stetig daran, sodass sich das Schiff wie ein Baumstamm im Fluss drehte.

Panisch wie Hamster in einem rotierenden Rad torkelte die Mannschaft übereinander, rollte hilflos über den Boden, während sie versuchten, sich auf die Gegebenheiten einzustellen. Im Krankenrevier fiel ein Wehrpflichtiger, der halbtot mit Tuberkulose eingeliefert worden war, aus dem Bett und wickelte sich stöhnenend um ein Tischbein, als das U-Boot umgedreht wurde.

»Volle Geschwindigkeit!«, schrie Zemtsov. »Steuermann, verdammt noch mal, volle Geschwindigkeit!«

Das Schiff hörte nicht auf, sich zu drehen. Vadyaev klammerte sich an seinem Waffenkontrolltisch fest und versuchte verzweifelt, nicht aus Versehen etwas zu aktivieren. Ein Torpedo glitt aus seiner Hülle und schlug gegen Metallstreben. Jetzt waren sie um hundertzwanzig Grad gedreht. Die Antriebssysteme versagten, und die Wale drückten das hilflose Schiff immer wei-

ter hinunter, hinunter, hinunter, bis es auf dem Meeresboden manövrierunfähig auf der Seite lag.

Ally betrat das Schlafzimmer. Ihre Mutter schlief. Die weiße Bettdecke, die weiß verputzten Steinwände, das gänzliche Fehlen von Schnickschnack oder Luxus schufen eine friedliche, spartanische Atmosphäre. Das Cottage, das sie gemietet hatten, lag auf der Ostseite der Insel Raasay der Inneren Hebriden, nicht weit von dem verlassenen Ort Hallaig entfernt. Ally setzte sich auf die Bettkante und lauschte: blökende Schafe, in der Ferne ein bellender Hund und das sanfte Rauschen der Brandung am felsigen Strand; alles Geräusche, die sich gut und wohltuend anhörten. Vor einer Stunde waren sie vom Einkaufen in Inverarish zurückgekommen, ein Zwölf-Kilometer-Marsch zur Südspitze der Insel. Mit jedem Schritt schien die Lust ihrer Mutter aufs Leben zu wachsen.

»Mama ... Mama ...«

Theresa reckte sich stöhnend.

»Hallo, Liebling.«

»Hallo, Mama. Wie fühlst du dich?«

»Schläfrig.«

»Sie haben gerade gesagt, dass jetzt gleich vom U-Boot aus gesendet wird. Ich war mir nicht sicher, ob du das nicht vielleicht sehen willst.«

Theresa setzte sich auf. »Ja.«

Sie gingen in den Wohnbereich des Cottage, einen einfachen Raum mit einem Ofen und einem Spülbecken in der Ecke. Neben

der offenen Haustür stand ein kleiner Schwarz-Weiß-Fernseher; draußen fiel der struppige, ungepflegte Rasen zur Felsküste hin ab.

»Du siehst schon so viel besser aus«, stellte Ally fest.

»So fühle ich mich auch, als ob ich endlich wieder ein Mensch werde.«

»Das warst du schon immer, du warst immer schon ein Mensch, nur er, er ist ... *nichts!*«

Sie sagte es so heftig, dass Theresa ihr einen nachdenklichen Blick zuwarf. Ally wandte sich ab, um Wasser aufzusetzen. Auf dem Fernsehschirm bemühte sich ein angespannt wirkender Moderator, die Ereignisse richtig darzustellen.

»Wir glauben ... Ich bin gerade informiert worden ... In wenigen Minuten sind wir mit der HMS *Tenacious* verbunden und – nein, gerade höre ich, dass es technische Schwierigkeiten gibt, lassen Sie mich also ...«

»Gott«, sagte Theresa, »was mögen sie wohl gefunden haben?«

In zwei Kilometer Entfernung näherte sich ein kleiner, unauffälliger Mann zielstrebig ihrem Zufluchtsort.

* * *

Der Premierminister kam ein paar Minuten zu spät in die Sitzung seines Kabinetts. Während sie warteten, unterhielten sich die Kabinettsmitglieder leise. Einige lasen Zeitung. Auch Victoria Adlington war in die Schlagzeilen vertieft.

WEITERE VERLETZTE GESTORBEN

ENTHÜLLT: DER DUNKLE HINTERGRUND DES
SCHIFFSMAGNATEN
STRÄNDE GESCHLOSSEN, TERROR REGIERT
PREMIERMINISTER VERSPRICHT ZU HANDELN
VERTEIDIGUNGSMINISTERIUM WEIST AUF GIFTMÜLL-
DEPONIEN FRÜHERER REGIERUNGEN HIN
MANN-HOLEN-MANN-FISCH – KANN DR ORMOND
»MIT DEN TIERN SPRECHEN«?
SPEKULATIONEN ÜBER MISSION DER HMS TENACIOUS
NEHMEN ZU

Die Tür ging auf, und der Premierminister kam herein.

»Guten Morgen«, sagte er.

Er setzte sich, schenkte sich ein Glas Wasser ein und trank es sofort halb leer.

»Zum Geschäft«, begann er, aber da gingen die Türen des Sitzungssaals auch schon wieder auf, und ein Referent trat neben ihn und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

»Ich verstehe. Dann tun Sie das«, erwiderte der Premierminister. Zu seinen Ministern gewandt erklärte er: »Die HMS *Tenacious*.«

Ein Rollschrank mit einem kleinen Fernsehgerät wurde hereingeschoben. Ein paar Minuten vergingen, aber schließlich war es richtig aufgestellt, und die Minister hatten sich so hingesetzt, dass sie gut sehen konnten. Das Gesicht einer Frau erschien auf dem Bildschirm. Sie sah so krank aus, dass sie zunächst überhaupt nicht als Kate Gunning zu erkennen war. Neben ihr saßen Roddy Ormond und Kommandant Gerhardie.

Victoria Adlington lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. Ihre Kehle war wie ausgedörrt.

In der Offiziersmesse der HMS *Tenacious* zwang Kate sich, weiterzumachen. Ihr hysterischer Anfall hatte eine Migräne hervorgerufen, und hinter ihren Schläfen pochte der Schmerz. Aber sie musste schließlich ihre Arbeit tun.

»Ich werde jetzt die primitivste Sendung meines Lebens machen. Statt mich richtig vorzubereiten, habe ich einen hysterischen Anfall gehabt. Statt bearbeitetem Filmmaterial werden Sie von mir gefilmte Aufnahmen zu sehen bekommen. Aber ich kann Ihnen versichern, dass das alles keine Rolle spielt, weil ich an einem Ort gewesen bin, den Sie sich nicht vorstellen können, bevor Sie ihn mit eigenen Augen gesehen haben.«

Auf Milliarden von Bildschirmen tauchten die Pottwale auf, die die *Tenacious* begleiteten; riesige, pulsierende Organismen schwebten im Meer, große, missgebildete Fische und Mutationen kamen ins Bild; die Wand aus Licht in der Dunkelheit der Tiefsee ragte vor ihnen auf; ein einzelner Pottwal löste sich auf, und der durchsichtige bläuliche Schleim waberte über den Boden des Grabens.

»Einige Stoffe sind vor langer Zeit von den Engländern hier verklappt worden. Vieles stammt von den Russen und wird ironischerweise vom EU-Programm zum sicheren Abbau chemischer Waffen aus der früheren Sowjetunion gefördert. Alles ist ohne jeden Skrupel hier gelagert worden, ungeachtet der Gesundheit der Meere und der Tiere, die darin leben. Wir müssen jetzt mit dem vollständigen Zusammenbruch des Fischfangs im Nordatlantik rechnen.«

Im Kabinetsraum von Downing Street Nummer 10 hätte man eine Stecknadel fallen hören können. In ganz London war es totenstill. Zum ersten Mal waren selbst die Politiker um Worte verlegen.

»Aber das«, sagte Kate, »ist nicht das Ende der Geschichte. Als wir schließlich glaubten, wieder in Sicherheit zu sein, wurden wir von einem russischen Atom-U-Boot der Victor-III-Klasse angegriffen.«

»Was?«, zischte ein Minister.

Der Premierminister, die Verteidigungsministerin, alle wurden blass.

»Ein drahtgelenkter Torpedo wurde auf unser Boot abgefeuert. Ich schäme mich nicht, zuzugeben, dass ich in diesem Augenblick hysterisch wurde. Wie ich erfahren habe, reagierte Kommandant Gerhardie mit einem Täuschkörper darauf, einer Vorrichtung, die Funksignale ausstößt und so das Leitsystem der angreifenden Waffe durcheinanderbringt. Der Täuschkörper funktionierte nicht. Wir alle rechneten damit zu sterben. Zwei Sekunden vor dem erwarteten Aufprall gab es jedoch außerhalb der *Tenacious* eine Explosion. Wir wissen mittlerweile, dass eine Gruppe Pottwale direkt auf den Torpedo zugeschwommen ist und ihn abgefangen hat. Sie haben ihr Leben geopfert. Diese Bilder zeigen, wie die *Tenacious* durch ihre blutigen Überreste fährt, nur Sekunden nach der Explosion ...«

Adlington schloss die Augen. Unmöglich. Entsetzlich. Dass die Russen einen solchen Akt in Friedenszeiten überhaupt in Erwägung zogen ... Sie schluckte und rang um Fassung.

»Wir haben eine Reise in das Zentrum der ökologischen Katastrophe, des biologischen Schreckens und der politischen Obszönität überlebt«, sagte Kate.

Roddy, der neben ihr saß, bemerkte, wie ihr Kinn zitterte.

»Die britische Regierung muss gewusst haben, dass früher Giftmüll in SONAZ abgelagert wurde, aber sie hat es jahrelang geheim gehalten. Die russische Regierung und das Militär müssen ebenfalls über die großen Mengen von Giftmüll informiert gewesen sein, die ins Meer geworfen wurden. Sie haben sogar einen Akt barbarischer Piraterie riskiert, damit ihre Verbrechen unentdeckt bleiben. Und die Wale – die Wale haben sich selbst geopfert, damit dieses U-Boot aus dem Sperrgebiet mit einer kostbaren Fracht zurückkehren kann: mit der Wahrheit. Sie taten es, weil ein Mann, Roddy Ormond, ihre Sprache lernte und zuhörte. Jetzt müssen wir alle den Walen und diesem Mann zuhören.«

Es dauerte eine Weile, bis Victoria Adlington die Augen wieder öffnete. Erst jetzt merkte sie, dass der Fernseher schon eine Zeit lang ausgeschaltet war. Sie blickte in die grauen Gesichter um sich herum: Schock, Trauma. Jemand stieß hervor: »Ich fasste es nicht.«

Der Premierminister, aschgrau im Gesicht, war in einer Art biblischer Geste erstarrt, die Hände erhoben und ausgebreitet. Er räusperte sich. Dann griff er zum Telefon. »Verbinden Sie mich mit dem Kreml!«, hätte er beinahe gesagt, überlegte es sich dann aber anders. Er legte den Hörer wieder auf und sagte: »Ich schäme mich.«

Drei Stunden lang lag die Victor schon auf der Seite, zweitausend Meter unter dem Meer. Im Krankenrevier hing der Tuberkulosepatient über einer Hängematte aus Kabeln und brabbelte unzusammenhängendes Zeug.

Er wusste nichts; nicht, dass jeder Bereich des U-Boots abgesperrt war, sodass die Männer sich nicht mehr frei bewegen konnten; nicht, dass Kommandant Zemtsov verzweifelt versuchte, eine Notfallkapsel an die Oberfläche zu schicken, die ihre Position durchgeben konnte; nicht, dass der Atomreaktor im mittleren Bereich des U-Boots bereits geborsten war und so heiß wurde, dass sich die Außenhaut des U-Boots auflöste; nicht, dass die Generatoren der Sauerstoffumwälzpumpen nicht mehr funktionierten und die Notfallversorgung aktiviert worden war.

Die Hitze des geborstenen Reaktors wurde so stark, dass sie ein Loch nach außen brannte. Durch den Riss, der sich rasch erweiterte, drang Wasser ein, und es entstand eine Dampfdruck-Explosion.

Hoch oben an der Meeresoberfläche hörten die Pottwale ein leises Rumpeln.

* * *

Zwei Tage und zwei Nächte war Rattigan in einer fast halluzinogenen Agonie des Wartens erstarrt gewesen. Ermittler der Regierung hatten seine Büros in der Stadt und zu Hause durchwühlt, hatten Unterlagen und Computer konfisziert, aber Rattigan war es egal gewesen. Er war ersten Verhören unterzogen worden, hatte es jedoch kaum mitbekommen. Vor den Toren seines Hauses auf der Bishops Avenue lagerte ein riesiges Heer

von Journalisten, die von zahllosen Lieferfirmen mit Essen und Getränken versorgt wurden. Im Haus gab es nur noch wenige Angestellte, und es herrschte eine Atmosphäre wie in den letzten Kriegstagen im Führerbunker. Rattigan hockte zusammengeunken vor dem Fernsehschirm und konzentrierte sich nur auf eines: Roddy Ormonds Schicksal im U-Boot. Sein ganzes Sein richtete sich auf die Hoffnung, dass die Russen eingreifen würden. Aber dann sah er schließlich die drei gefürchteten Gesichter auf dem Bildschirm – Gunning in der Mitte, den Kommandanten des U-Boots links von ihr und Ormond ... Seine Verzweiflung war mit Worten nicht zu beschreiben. Er sackte in seinem Sessel zusammen, und wenn sich sein Brustkorb nicht gehoben und gesenkt hätte, hätte man ihn für tot halten können. Die schrecklichen Bilder der Unterwasserkatastrophe drangen kaum in sein Bewusstsein, und er bewegte sich nur, als Kate Gunning berichtete, dass die HMS *Tenacious* angegriffen worden war. Die Russen hatten es also versucht, und die Wale hatten den Torpedo aufgehalten? Das war unerträglich! Ormond war gesegnet, von den Göttern beschützt, nicht umzubringen. Einen Moment lang lächelte Rattigan beinahe.

Rattigans Haus war von einem prachtvollen Park umgeben, in dem Rattigan selbst sich nur selten aufhielt. Der fest angestellte Gärtner und die beiden Teilzeitkräfte hatten ihn in all den Jahren vielleicht fünfmal gesehen. Aber eine Stunde nachdem die Sendung zu Ende war, sahen sie ihren Arbeitgeber auf sich zukommen. Der fest angestellte Gärtner schluckte nervös. Seine beiden Kollegen verschwanden alarmiert.

»Ja, Sir?«

Auf einer Zwergbirke saß eine Amsel und sang lieblich. Ein Flugzeug hinterließ am blauen Himmel eine weiße Spur. Ratti-

gan blieb stehen und rieb sich langsam mit den Knöcheln über den Mund. Seine wulstigen Lippen waren ständig in Bewegung. Der Gärtner versuchte, sich seinen Ekel nicht anmerken zu lassen, aber es fiel ihm schwer. Sein Arbeitgeber wirkte furchterregend – nicht nur unrasiert und ungewaschen, sondern auch völlig verwirrt. Verängstigt blickte der Gärtner zu Boden und wartete.

Rattigan hörte auf, seine Lippen zu bearbeiten und begann zu niesen: einmal, zweimal, dreimal, viermal, fünfmal ... Es dauerte über eine Minute, mehr als zwanzigmal nieste er. Schließlich war er völlig außer Atem. Vor ihm stand ein Gärtner. Warum bin ich herausgekommen?, dachte er. Es hat irgendeinen Grund gegeben ...

»Ja.«

»Äh, Sir?«

»Gut ...« Eine Pause. Rattigan wirkte gedankenverloren. Dann stellte er abrupt die Frage: »Können Sie Auto fahren?«

»Ja, Sir.«

»Glauben Sie, Sie können einen Bentley fahren?«

»Warum nicht?«

Rattigan nickte und wandte sich ab, zufrieden mit sich, weil ihm eingefallen war, dass sein offizieller Fahrer nirgendwo zu finden war. Er ging geradewegs wieder zum Haus zurück, wobei er über ein paar Blumenbeete trampelte. An der Terrassentür drehte er sich um und sah, dass der Gärtner ihm nicht gefolgt war. Verwirrt rieb er sich die Augen. Warum kam der Mann nicht? Wie wollte er den Bentley fahren, wenn er nicht mitkam?

Der Gärtner ließ seine Hacke fallen und eilte zum Haus.

Irgendetwas ging Rattigan durch den Kopf. Es nagte an ihm, als der Bentley die Rampe hinauffuhr und die Einfahrt entlangrollte. An den Toren drängten sich Hunderte von Leuten. Als der Bentley durch die Menge fuhr, schrien und brüllten sie und schlugen an die Scheiben und auf das Dach des Wagens. Rattigan sah verzerrte Gesichter, bleiche Handflächen, die sich auf das dunkle Glas drückten. Warum sind sie so aufgeregt?, fragte er sich verwundert. Der Bentley fuhr die Bishops Avenue entlang und bog in die Hampstead Lane ein. Hinter ihnen sprangen die Journalisten in Autos oder schwangen sich auf Motorräder, um ihnen zu folgen.

»Das ist der Heath!«, sagte Rattigan zu sich und blickte aus dem Fenster.

»Ja, Sir«, drang die Stimme des Gärtners leicht verzerrt aus der Gegensprechanlage.

Rattigan wirkte überrascht, den Mann zu hören, aber es schien ihm nicht zu missfallen.

»Wohin möchten Sie fahren?«

»Was?«

»Wohin soll ich Sie bringen, Sir?«

Rattigan nickte konzentriert. Wohin fahre ich?, fragte er sich. Er glaubte, ein Ziel gehabt zu haben, konnte sich aber nicht mehr erinnern.

»Fahren Sie einfach herum.«

»Sir?«

»Fahren Sie einfach um den Heath herum.«

Sie bogen in die Spaniard's Road ein, am Spaniard's Inn vorbei. Der Konvoi hinter ihnen wurde immer länger. Ein Motorrad fuhr neben ihnen her, und die Gestalt auf dem Sozius begann, Fotos zu schießen. Ein Blitzlicht folgte auf das andere. Das stör-

te Rattigan. Ohne besondere Bosheit, eher unwillkürlich, öffnete er die linke Tür und schwang sie gegen das Motorrad. Die Maschine scherte nach links aus, geriet aus der Bahn und prallte auf dem Bürgersteig gegen ein Straßenschild. Fahrer und Mitfahrer wurden von ihrem Sitz geschleudert. O Scheiße, dachte der Gärtner.

Was muss ich tun?, dachte Rattigan. Irgendetwas ist ... Frustriert schüttelte er den Kopf. Ein Helikopter tauchte auf, sehr laut, und überall ertönten Sirenen. Selbst ein schallgeschütztes Auto hat seine Grenzen, dachte er. Er schaltete den Fernseher ein und sah eine Live-Berichterstattung über seine Fahrt. Er schaltete durch sämtliche Kanäle, stieß aber überall entweder auf die Wale oder auf sich. Lasst mich doch in Ruhe, dachte er, lasst mich in Ruhe. Er kramte in seinen DVDs und zog wahllos eine heraus, die er einschob. Ein paar Augenblicke später erschien Ally auf dem Bildschirm. Die Aufnahmen waren verschwommen, das Licht gedämpft, die Qualität der Bilder schlecht. Sie war zehn Jahre alt und tanzte mit ihren Klassenkameradinnen in einer Schulaufführung von *Schwanensee*. Sehr gut, hervorragend. Aber die Sirenen, die Helikopter ... Er drehte den Ton laut. Sehr laut. Verzerrte Musikklänge erfüllten den Bentley, wie in einer Folterkammer. Der Gärtner rieb sich nervös das Kinn und überlegte, was er tun sollte. Konnte er einfach anhalten und aussteigen?

Sie fuhren in gemächlichem Tempo die Gospel Oak entlang. Am Straßenrand hatten sich Leute versammelt, die den Konvoi beobachteten. Sie hatten die Kolonne im Fernsehen gesehen und kamen aus ihren Häusern angerannt, als sie vorbeifuhren. Buhrufe ertönten. Die Leute waren wütend. Ein halber Ziegelstein landete auf dem Dach des Wagens.

Auf dem Bildschirm hüpfte Ally niedlich und ungeschickt mit den anderen Schwänen herum. Rattigan klopfte sich im Takt der Musik auf den Schenkel und nickte dazu. Waffen waren auf den Bentley gerichtet, eine strenge Stimme ertönte über Lautsprecher, und vor ihnen befand sich eine Polizeisperre. Der Gärtner hielt das Fahrzeug an und sprang mit erhobenen Händen hinaus. Rattigan merkte es gar nicht. Die kleinen Mädchen im Film knicksten und kicherten, als eine Lehrerin hinter sie trat und in den Beifall des Publikums einstimmte. Ally lächelte zuckersüß, knickste noch einmal und lief dann von der Bühne. Nein, nein, geh doch nicht fort, rief er ihr im Stillen zu, komm zurück, geh nicht. Und mit einem Mal wusste er, es war irgendetwas mit seinem Liebling, seiner Ally, irgendetwas Wichtiges, an das er sich erinnern musste. Schuldgefühle und Angst überschwemmten ihn, aber er wusste nicht, woher sie kamen. Ally, Ally, Ally.

Seine Tür wurde aufgerissen, und Polizeibeamte standen da und schrien ihn an.

»STEIGEN SIE AUS! VERLASSEN SIE DEN WAGEN!«

Abwesend blickte er sie an. So viel Lärm. Und sie schwenkten Pistolen. Er stieg aus und blickte sich um: überall bewaffnete Polizisten. Vier Beamte kamen vorsichtig auf ihn zu. Kameras blitzten, die Schaulustigen wurden zurückgedrängt.

»Wir durchsuchen Sie jetzt, Sir. Verstehen Sie?«

Ein junger Polizeibeamter sah ihn ernst an. Natürlich verstehe ich, dachte er. Was ist nur mit diesen Leuten los?

»Heben Sie bitte Ihre Arme, Sir.«

Er befolgte die Anweisung.

Als die fremden Hände ihn abtasteten, fiel Rattigan plötzlich ein, was er vergessen hatte: Ally, Theresa, der Auftragskiller. Er stöhnte mitleiderregend.

»Alles in Ordnung, Sir, bleiben Sie ganz ruhig. Ich lese Ihnen jetzt Ihre Rechte vor.«

Was redet der Junge da, denkt Rattigan. Die Gestalt der süßen Ally steht ihm vor Augen. Sie scheint ihn flehend anzublicken und streckt die Arme aus. Hilf mir, Daddy, sagt sie, hilf mir, Daddy ...

Zwei Polizisten führen ihn auf die offenen Türen eines Polizeiwagens zu. Panik steigt in ihm auf, und er mobilisiert all seine Energie, um sich auf einen der beiden Polizisten zu stürzen. Es gelingt ihm, ihn auf den Boden zu ziehen. Er und schlägt mit den Fäusten auf ihn ein.

»Ally – was – ist – mit – Ally?«, stammelt er zwischen seinen Schlägen.

Der andere Polizist rammt ihm das Knie an den Wangenknochen, aber Rattigan entwickelt ungeheure Kräfte und kann erst überwältigt werden, als sich fünf oder sechs weitere Polizeibeamte auf ihn stürzen, um den entfesselten Mann von ihrem Kollegen wegzu ziehen. Da endlich ist es mit Rattigans dämonischer Kraft vorbei. Der Polizist, der am Boden liegt, röhrt sich nicht mehr.

Rattigan wird auf dem heißen Asphalt zu Boden gedrückt. Kurz gelingt es ihm noch, seinen Kopf zu heben. Blitzlichter flammen auf.

»Meine Tochter«, fleht er.

Es war die Art von Auftrag, die »Baxter« verabscheute – eine unschuldige Person, eine harmlose Person. Baxter brachte lieber Kriminelle um.

Die abgeschiedene Lage von Raasay war ebenfalls nicht zu seinem Vorteil. Hier konnte er unmöglich einfach untertauchen, nachdem er die Tat begangen hatte. In dieser ländlichen Abgeschiedenheit fiel ein Fremder immer auf. Als er die Fähre von Skye nahm und dann allein über die südliche Halbinsel marschierte, konnte er sich nur als Tourist tarnen – Wanderstiefel, Rucksack, Landkarte, Fernglas.

Ally lächelte, als der Fremde auf die offene Haustür zukam.

»Hi.«

»Hallo, meine Liebe«, sagte Baxter. Er lächelte sie freundlich an. Wo war Theresa Rattigan?

»Beobachten Sie Vögel?«

»Nein, ich wandere«, erwiederte Baxter.

Schweigend blickten sie einander an. Ally spürte auf einmal, dass ihr der Mann nicht gefiel.

»Und, was kann ich für Sie tun?«

Baxter lächelte wieder und ging einfach in das Cottage.

»Wohnen Sie allein hier?«, fragte er.

»Nein«, sagte Ally sofort. Langsam bekam sie Angst. »Nein, ich bin mit Freunden da. Sie kommen gleich wieder.«

In diesem Moment kehrte Theresa von einem Spaziergang auf den Klippen zurück.

»Hallo«, sagte sie fröhlich, ging sofort zum Fernseher und schaltete ihn ein. »Entschuldigung, ich möchte nur die neuesten Nachrichten über die Wale sehen.« Sie streckte Baxter die Hand entgegen. »Machen Sie hier Ferien? Ich bin Theresa«, sagte sie.

»Ich weiß, wer Sie sind, Mrs Rattigan«, erwiderte Baxter und schüttelte ihr schlaff die Hand. Sein Blick ging von einer Frau zur anderen, und ihn verließ fast der Mut.

»O Gott«, entfuhr es Theresa. »Mein Mann hat sie geschickt.«

»So etwas weiß ich nicht«, erwiderte Baxter. Das waren Informationen, die er nicht brauchte. »Setzen Sie sich.« Er wies auf das Sofa.

Die beiden Frauen blieben stehen.

»Verschwinden Sie!«, knurrte Ally.

Feindselig starnte sie Baxter an. Angst stieg in ihr auf, und sie hätte am liebsten geschrien. Trotz ihrer Verwirrung drangen jedoch die Worte aus dem Fernseher in ihr Bewusstsein. Sie konnte ihren Vater hören. »Das ist Daddy«, sagte sie unwillkürlich.

Ihr Vater war im Fernsehen zu sehen, eine jämmerliche Gestalt.

»Der Constable, den Mr Rattigan angegriffen hat, ist bewusstlos, vermutlich schwer verletzt«, sagte eine Stimme.

Baxter, Theresa und Ally blickten zum Fernseher. Baxter hatte nicht gewusst, wer sein Auftraggeber war. So war es sicherer. Aber jetzt wusste er, dass es Rattigan war – und dass sein Klient ein Irrer war, den man in Gewahrsam genommen hatte.

»Verschwinden Sie!«, sagte Ally noch einmal. Ihre Stimme klang drohend. Sie trat auf ihn zu.

Baxter rückte seinen Rucksack zurecht. Sein Auftrag war überflüssig geworden.

Er starnte die beiden Frauen an, drehte sich um, verließ das Cottage und ging den Weg hinunter. Ally ging an die Tür und blickte ihm nach, wie er in Richtung Inverarish verschwand. Theresa trat zu ihr und umarmte sie. Sie zitterten beide.

»Wer ist das?«, fragte Ally. »Was wollte er?«

»Denk nicht darüber nach«, bat Theresa. »Es ist jetzt vorbei, meine Kleine. Daddy ist erledigt. Wir sind in Sicherheit.«

5

Ein Sea-King-Helikopter brummte schwerfällig über den Himmel. Die Rotoren peitschten die Luft. Ein paar Hundert Meter unter ihm glitzerte und schäumte der Atlantische Ozean. Dem Meer merkte man die Verletzung in seinen Tiefen nicht an. Die Insassen des Hubschraubers trugen Helme mit eingebauten Kopfhörern und Mikrofonen, sodass sie sich trotz des Lärms unterhalten konnten.

»Alles in Ordnung?«, fragte Roddy.

»Ja.« Kates Stimme klang blechern durch die Sprechanlage.
»Ich bin froh, endlich aus dem Sarg heraus zu sein.«

Roddy nickte. Der Arzt und der Konteradmiral, die sie zurück nach Reykjavík begleiteten, waren in eine ernsthafte Diskussion vertieft.

»Hey«, sagte Roddy schüchtern.

»Ja?«

»Das war ein wundervoller Bericht.«

»Oh ...« Sie errötete, wobei sie dankbar war, dass der Helm ihr Gesicht verbarg. »Danke.«

Eine Weile schwiegen sie beide. Dann fragte Kate: »Roddy?«

»Hmm?«

»Warum hasst du die Presse eigentlich so sehr?«

»Oh.« Roddy schloss die Augen und dachte nach; es war komisch, dass er während all der schrecklichen Dramen in den letzten Wochen so oft mit seiner Vergangenheit konfrontiert worden

war. »Ich habe so viele schlechte Erfahrungen gemacht, wie du weißt. Aber eine war besonders schlimm. Ich weiß nicht ... Vielleicht war das der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat. Da habe ich endgültig den Willen verloren, Journalisten zu respektieren.«

»Was ist passiert ...?«

»Ich war in Kalifornien und habe versucht, Mittel aufzutreiben, damit wir eine Auffangstation für verletzte Wale bauen konnten, die mit Schiffen zusammengestoßen sind. Ein Fernsehsender rief an – ein toter Pilotwal sei an einen Strand gespült worden und ob ich bereit sei, dorthin zu kommen und ein Interview zu geben? Ich sagte zu, unter der Bedingung, dass ich auch etwas zur Auffangstation sagen konnte. Ich fahre also dorthin, ein toter Pilotwal liegt da – ein wunderschönes Tier –, und wir machen das Interview. Es ist schon kurz vor Sonnenuntergang. Inzwischen sind auch noch zwei lokale Fernsehsender vor Ort, deshalb mache ich für sie auch noch was. Es scheinen nette Leute zu sein, vielleicht ein wenig oberflächlich, aber aufrichtig interessiert an den Themen, die ich anschneide. Dann fahre ich rasch nach Hause, um meine Kamera zu holen, die ich vergessen habe, weil ich den Wal noch fotografieren will.«

Er wandte sich zu ihr, und sie sah, dass seine Augen feucht schimmerten.

»Etwa anderthalb Stunden später komme ich wieder an den Strand. Mittlerweile ist es dunkel geworden, aber bei dem Wal hält sich noch eine kleine Gruppe von Leuten auf, ein paar Lagerfeuer brennen, Musik wird gespielt. Es wirkt alles ein bisschen seltsam, und als ich näher komme, erkenne ich Leute von den Fernsehtteams wieder, die mit ein paar anderen tanzen und Bier trinken. In der Schnauze des Pilotwals steckt ein aufge-

blasener Wasserball, sein Blasloch haben sie als Aschenbecher missbraucht, es ist voller Zigarettenstummel, und in seinem Anus steckt eine leere Whiskeyflasche. Sie haben dem Wal die Schwimmflossen abgehackt – als Souvenirs. Und während ich noch fassungslos dastehe, steht einer der Typen, die mich interviewt haben, auf und pinkelt an den roten Stummel einer Flosse. Und da wusste ich ...« Roddy machte eine hilflose Handbewegung. »Gott, ich bin müde«, sagte er schließlich.

»Es tut mir leid. Ich kenne solche Typen. Aber es gibt auch viele anständige, die versuchen, das Richtige zu tun.«

»Ich habe Fotos von dem gemacht, was ich da gesehen habe, und weißt du was? Keiner wollte sie drucken.«

»Oh.«

»Die furchtlosen Aufdecker von Missetaten und Ungerechtigkeiten schlossen ihre Reihen wie eine römische Legion. Und noch was: An dem Abend haben sie in den Nachrichten alles herausgeschnitten, was ich über die Auffangstation für Wale, die durch Schiffe verletzt wurden, gesagt habe. Sie wollten es sich mit den Reedern nicht verderben, weil von ihrem Geld auch Nachrichtensender gesponsert werden. Verstehst du? Und ich habe einfach ...«

Sie wartete darauf, dass er weiterredete, aber er schwieg. Ich wünschte, dachte sie, ich wünschte, ich könnte ihm klarmachen, dass ich nicht zu diesen Leuten gehöre. Vielleicht bestand mal die Gefahr, dass ich so werde, aber jetzt nicht mehr. Sie rang um passende Worte, aber ihr fiel nichts ein.

Schließlich sagte sie: »Roddy?«

»Ja?«

»Ich kann es kaum erwarten, nach Hause zu kommen, weißt du das?«

»Ja.«

»Endlich wieder festen Boden unter den Füßen, in einem richtigen Bett schlafen.«

»Ja ...«

»Roddy, wenn du eine Zeit lang bei mir wohnen möchtest ...«

Sie machte ihm das Angebot so unschuldig wie möglich, aber ihr war natürlich klar, dass er genau wusste, was sie sagte.

»Ja, das ist wirklich großzügig von dir.« Roddy schwieg. Dann räusperte er sich. »Ach, weißt du, ich glaube, ich werde eine Weile bei Whitaker wohnen.«

»Ja, natürlich. Okay.«

Der Konteradmiral, der ihnen gegenüber saß, musterte sie wie Affen im Käfig. Ich wünschte, ich könnte einfach sagen, was mir durch den Kopf geht, dachte sie. Minuten vergingen, in denen sie überlegte, wie sie es am besten formulieren sollte. Die Rotoren knatterten über ihren Köpfen. Und dann hörte sie in ihren Kopfhörern plötzlich seine schweren, gleichmäßigen Atemzüge. Er war eingeschlafen.

Epilog

Achtundvierzig Stunden nachdem Roddy wieder in England war, war das schöne Sommerwetter vorbei. Regen rauschte auf Lancashire nieder. Der Himmel über Blackpool war schmutzig und grau, das Meer wirkte aufgewühlt und feindselig, und die Szene am Strand sah aus wie ein Bild aus der Tierhölle. Von den dreieinhalbtausend gestrandeten Walen waren fast zweitausend-dachthundert tot. Die Verletzungen beim Strandnen, Dehydrierung, weil in den ersten Tagen kein Wasser gesprüht worden war, und die blutigen Angriffe des Mobs hatten ihre Opfer gefordert. Die Angst vor Seuchen war groß. Man hatte bereits über tausend Kadaver ins Meer geschafft, aber der Gestank der verwesenden Leiber am Strand war unerträglich. Die über tausend Helfer waren mit Atemgeräten ausgestattet und trugen versiegelte Gummi-Overalls, die je nach Funktion unterschiedliche Farben hatten: Polizei, Armee, Lastwagenfahrer, Kran- und Baggerfahrer, Tierärzte, Wissenschaftler, Umweltbeamte, Stadträte, akkreditierte Journalisten. Der Gestank waberte durch die Stadt und drang in jeden Winkel. Wenn man von den Helfern absah, war die Promenade so gut wie menschenleer. Abgesehen davon war sie sowieso nur für Einheimische geöffnet, und die wenigen Unerschrockenen, die sich dort aufhielten, trugen Atemmasken, die von der Stadt verteilt worden waren.

Das Hotel Imperial an der Nordpromenade war von den Behörden in Beschlag genommen worden. In einem kleinen Hinter-

zimmer machte Roddy eine halbe Stunde Pause von seiner Arbeit am Strand. Whitaker, der immer noch im Rollstuhl saß, das Gipsbein ausgestreckt, leistete ihm Gesellschaft.

»Wie viele Wale sind noch lebensfähig?«, fragte Whitaker.

»Hundert, maximal hundertfünfzig.«

»Das ist nicht viel.«

»Nein.«

Roddy war entschlossen, die Wale, die noch eine Chance hatten, ins Meer zurückzubringen. Die Bedingungen waren völlig andere als in Brighton. Blackpool Beach war ein flacher Sandstrand, und die Wale lagen weit oben. Deshalb hatte er zwischen den Walen und dem Meer Kanäle graben lassen. Sie wurden mit Plastikplanen ausgekleidet und füllten sich bei der Flut mit Wasser. Über diese Kanäle sollten die Wale rückwärts ins Meer geleitet werden. Roddy sah das Ganze als ziemlich aussichtsloses Unterfangen an, und manchmal fragte er sich, ob es nicht besser wäre, die Wale einzuschläfern. Ein zu hoher Stresspegel bei einem Tier machte ein erfolgreiches Rückfluten so gut wie unmöglich, und diese Wale waren extremem Stress ausgesetzt.

»Und Blackfin?«, fragte Whitaker.

»Hält immer noch durch«, antwortete Roddy. Er versuchte, ruhig und sachlich zu klingen. Blackfin, mein Blackfin, du stirbst ... »Unglaublich. Dass er noch lebt, grenzt an ein Wunder.«

»Meinst du nicht, du solltest Blackfin ... du weißt schon ...«, drängte Whitaker.

Eine Pause entstand. Roddy räusperte sich, dann beugte er sich über seinen Laptop und begann zu schreiben.

»Klar.«

Er wusste, was Whitaker sagen wollte. Es wäre am vernünftigsten gewesen, Blackfin einzuschläfern, auf menschliche Art, wie die anderen Wale auch. Aber – er konnte es nicht. Roddy konnte es sich selbst nicht erklären, aber tief im Innern begriff er, dass Blackfin erst dann sterben musste, wenn er dazu bereit war, nicht vorher. Blackfin war sein Freund.

Er wischte sich mit der Schulter über die Augen, während er tippte. Whitakers Augen weiteten sich. Er rieb sich die Nase und wechselte das Thema.

»Oh, du hast bestimmt noch nichts über die Rede des Premierministers gehört.«

»Sag nicht, er tritt *nicht* zurück.«

»Woher weißt du das? Adlington ist weg und der Umweltminister auch. Aber er hat gesagt – warte mal, irgendwas in der Art: ›Wir können die Krise am besten bewältigen, wenn ich im Amt bleibe.‹ Er sagt, die Regierung übernimmt die volle Verantwortung für das, was in SONAZ passiert ist.«

»Wie gnädig von ihnen.«

»Er stellt für den Anfang eine halbe Milliarde zur Verfügung, damit die Schäden beseitigt werden.«

»Eine halbe Milliarde, fünf Milliarden, zehn Milliarden ... Wer weiß, wie viel es kostet. Die Techniken, um die Umwelt dreitausend Meter unter dem Meer zu säubern, sind noch nicht erfunden worden. Man kann schließlich nicht einfach mit ein paar Müllcontainern und einer Schaufel da runtergehen.«

»Ja, das stimmt. Aber er sagt, sie werden alles nur Erdenkliche tun.«

»Mmm ...«

»Und er hat eine Initiative für die ethische und nachhaltige Ausnutzung der Ozeane angekündigt.«

»Ach ja? Und was heißt das?«

»Nun, strenge Richtlinien für jeden Aspekt der kommerziellen Aktivitäten im Ökosystem des Meers, von Anglern, die Sandwürmer im Schlick sammeln, bis hin zu Ölbohrungen durch transnationale Konzerne. Er hatte so einen Slogan: Die Natur an erster Stelle, damit die Menschen leben können ...«

»Was?«

»Da dreht sich einem der Magen um, was? Er sagt, Großbritannien wird diese Richtlinien unilateral einsetzen und multilateral verbreiten.«

»Mit anderen Worten, alles bleibt, wie es ist. Business as usual.« Roddys Stimme klang müde und zynisch. »Bis die Leute endlich kapieren, dass eine Welt mit begrenzten natürlichen Ressourcen nicht endlos ausgebeutet werden kann und dass wir endlich ein ökonomisches Modell finden müssen, dessen Erfolg an Lebensqualität statt an zunehmendem Konsum gemessen werden muss.«

»Na ja, du hast jetzt die Chance, dieses Bild zurechtzurücken – du weißt ja, wie scharf er darauf ist, dich endlich kennenzulernen und mit Orden zu dekorieren.«

»Klar will er mich treffen – vor laufenden Kameras. Ich habe seinen Lakaien gesagt, sie sollten sich verpissen.«

»Wie diplomatisch von dir«, sagte Whitaker. »Hey, mal abgesehen von der Tatsache, dass der Planet im Sterben liegt, geht es dir gut?«

»Ja, ja ...«

»Es kommt mir nicht so vor.«

»Ach Gott. Ich fühle mich seltsam, weißt du. Wale wieder ins Meer zu bringen und zu wissen, dass sie doch sterben müssen ... Und ...«

»Und?«

Blackfin. Theresa. Kate. Ich. Selbst Rattigan ... »Ach, vergiss es. Ich muss wieder an den Strand.« Er stand auf und mühte sich mit dem Gummi-Overall ab. »Ally Rattigan hat mich angerufen«, sagte er. »Sie meinte, sie würde sich vielleicht bei dir melden.«

»Ally Rattigan? Das hat Ally Rattigan gesagt? Ally Rattigan hat gesagt ...«

»Du liebe Güte, fall nicht gleich in Ohnmacht.«

»Was hat sie denn sonst noch gesagt?«

»Sonst nichts.«

»Na komm schon, erzähl mir alles, was sie gesagt hat.«

»Es gibt nichts zu erzählen«, antwortete Roddy. Er ergriff sein Atemgerät und verließ das Zimmer.

»Warum hat sie dich denn angerufen?«, rief Whitaker hinter ihm her. Er wirbelte mit seinem Rollstuhl herum und stieß sich das Gipsbein an einem Tisch. »Au! Scheiße! Hey, Roddy – wann ruft sie mich denn an?«

Jungs und Mädchen, dachte Roddy; das wird immer so weitergehen. Er durchquerte die Lobby des Imperial und nickte verschiedenen Helfern zu, die ihn alle bewundernd anblickten. Schon drinnen war der Gestank schlimm genug, aber draußen wurde einem übel. Roddy setzte sich die Atemmaske auf und ging nach draußen. Früher einmal, vor einem anderen Hotel am Strand, hatten ihn die Leute angespuckt und als Mörder beschimpft. Aber daran dachte Roddy jetzt nicht. Er war in Gedanken bei Ally, die ihm den wahren Grund für ihren Anruf genannt hatte. »Mama möchte Sie gerne begrüßen«, hatte sie gesagt, und ehe Roddy wusste, wie ihm geschah, redete er zum ersten Mal seit zwanzig Jahren wieder mit Theresa. Seltsam. Es

konnte einem beinahe Angst machen, aber es war auch – wie er sich zögernd eingestehen musste – wundervoll.

* * *

Der Sand um Blackfin herum ist blutgetränkt. Fliegenschwärme summen um Roddy herum, als er zu dem alten Pottwal geht und ihm die Hand auf die Schnauze legt. Voller Mitgefühl betrachtet er die schwere Kette um die Schwanzwurzel, die Infektion, die sich schon über den gesamten unteren Bereich von Blackfins Körper ausbreitet hat. An einer Flanke hat er zahlreiche Schnitte und Kerben. Eigentlich müsste er schon tot sein, denkt Roddy, und doch lebt er. Warum klammert er sich so ans Leben? »Warum?«, sagt Roddy laut. Nichts passiert, aber er hat das sichere Gefühl, es müsse etwas passieren – er reißt sich die Atemmaske vom Gesicht und keucht, als ihn die volle Wucht des Gestanks trifft.

Blackfin hat auf ihn gewartet.

Roddy drückt seine Handflächen auf die Haut des Wals und blickt in das enigmatische, dunkle Auge, das langsam trüb wird. Der Wal ist dem Tode nah. Aber jetzt ist sein Freund da, der Mann, der ihn verstanden hat, der seinen Artgenossen mit einem *Mannfisch* gefolgt ist, der das *böse Leuchten* gesehen hat. Die Ozeane, die Wale können jetzt vielleicht überleben.

Eine Welle des Friedens überflutet das großartige Geschöpf, und Roddy sieht, dass sein Auge immer trüber wird. Ein Wal stirbt, und Roddy schämt sich seiner Tränen nicht. Er drückt sein Gesicht an Blackfins raue Haut. Geh, sagt er stumm zu dem Tier, geh jetzt.

Blackfin nimmt den Mann, der neben ihm steht, kaum noch wahr. Sein Unbewusstes hat von ihm Besitz ergriffen und vermittelt ihm elementare Wahrheiten, die nur den Sterbenden gewährt werden. Jetzt weiß Blackfin nicht nur, dass der Mann alles verstanden hat, er kann es auch sehen. In seinen letzten Augenblicken hat er eine seltsame Vision des kalten Tals im Ozean: *böses Leuchten*. Er sieht den Mann, seinen Freund mit der weichen, warmen Stimme, wie er tief hinunter schwimmt, mitten in das *böse Leuchten*, in den Abgrund des Bösen, und wie er heil auf der anderen Seite wieder auftaucht, wo die Tiefseewale auf ihn warten. Zärtlich geleiten die Wale den Mann an die weit entfernte Oberfläche, zurück an Land, in seine eigene Welt, wo er seiner Spezies erzählen kann, was er gesehen hat ...

Ein merkwürdiges, verhaltenes Klicken entschlüpft Blackfin, eine Coda, ein nicht zu entschlüsselndes Walgebet, bei dem Roddy ein Schauer über den Rücken läuft. *Himmel! Was war das?* Das Klicken geht langsam weiter und erfüllt Roddy mit Wärme und Optimismus. Es ist eine Botschaft der Hoffnung von Blackfin, eine Aufforderung, durchzuhalten und weiterzumachen.

»Blackfin ...«

Das Klicken wird schwächer. Sanft streichelt Roddy über die Schnauze. Ein Zucken durchläuft den Körper des Wals, und dann gibt es Blackfin nicht mehr in den trügerischen Reichen von Zeit, Leid, Land und Meer.

Roddy atmet tief ein und wendet sich ab. Eine halbe Minute bleibt er bewegungslos stehen und schaut zu Boden. Er schüttelt den Kopf, als könne er den Kummer abschütteln – dann setzt er seine Atemmaske wieder auf und stapft durch den Sand zu

den sechzig Soldaten, die einen Kanal zwischen dem Meer und einem erschöpften Zwerghal graben. Eigentlich, denkt er, will ich mich doch mit dem Premierminister treffen. Vor laufenden Kameras kann ich ihm ein paar Dinge sagen.

Einmal noch blickt er durch den zerkratzten Schirm seiner Atemmaske zurück auf den riesigen toten Pottwal; dann ergreift er eine Schaufel und beginnt zu graben.

